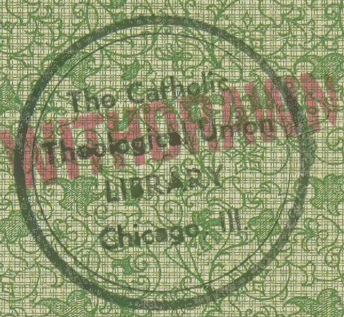






82
C





Digitized by the Internet Archive
in 2026



Moderne Bibelfragen

Vier populär-wissenschaftliche
Vorträge in erweiterter Form

von

Dr. phil. et theol. Leopold Fonck S. J.

Rektor des päpstlichen Bibelinstituts in Rom,
Honorar-Professor der Universität Innsbruck

Erstes bis drittes Tausend

Mit Erlaubnis der geistlichen Obrigkeit



220.01

F 673 *m*

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.

Typographen des Hl. Apostol. Stuhles

Einsiedeln (Schweiz),

Waldshut — Cöln a. Rhein — Strassburg im Elsass

1917



Imprimatur.

Chur, den 29. März 1917.

† Georgius,
Bischof.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort

Die nachstehenden Ausführungen sind eine erweiterte Wiedergabe von vier Vorträgen, die der Verfasser im November und Dezember 1915 im Festsale des katholischen Gesellenhauses in Zürich gehalten hat.

Ein Teil derselben ist früheren Veröffentlichungen des Verfassers entnommen, insbesondere der längst vergriffenen Schrift „Der Kampf um die Wahrheit der Heiligen Schrift seit 25 Jahren“, ferner den Erklärungen der „Parabeln des Herrn“ und der „Wunder des Herrn“, sämtlich aus dem Verlage von Felizian Rauch in Innsbruck, sowie verschiedenen Abhandlungen in der „Zeitschrift für katholische Theologie“.

Dem Zwecke dieser Wiedergabe für weitere Kreise entsprechend wurde von Literaturangaben und gelehrten Anmerkungen Abstand genommen.

Zürich I, 2. März 1917

Der Verfasser

Inhalt

	Seite
Vorwort	III
Inhalt	IV—VII
Berichtigungen und Zusätze	VIII
 Erster Vortrag: Die Irrtumslosigkeit der Bibel vor dem Forum der Wissenschaft	 1—92
1. Einleitendes	1—3
I. Das Urteil des alten Gerichtshofes	3—31
2. Alte und neue Wissenschaft 3 f.	
§ 1. <i>Das Urteil der alten Richter und Anwälte</i>	5—13
3. Der alte Orient 5—8; 4. Das Abendland 8—11;	
5. Mittelalter und Neuzeit 11—13.	
§ 2. <i>Das Urteil der obersten Instanz</i>	13—24
6. Die allgemeinen Konzilien 13—15; 7. Schreiben früherer Päpste 15—17; 8. Das Rundschreiben Leo XIII. „Providentissimus Deus“ 17—21; 9. Spätere Schreiben Leo XIII. und Pius X. 22—24.	
§ 3. <i>Das Urteil des Gesetzgebers</i>	24—26
10. Die Lehre Christi 24—26.	
§ 4. <i>Das richtige Verständnis dieses Urteils</i>	27—31
11. Die notwendigen Voraussetzungen der Lehre von der Irrtumslosigkeit der Bibel 27—31.	
II. Das Urteil des neuen Gerichtshofes	31—91
§ 1. <i>Das Urteil im allgemeinen</i>	31—45
12. Entwicklung seit der Enzyklika Leo XIII. 31—34;	
13. Gemeinsame Gesichtspunkte 34—38; 14. Falsche Grundsätze 38—45.	
§ 2. <i>Die Begründung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften</i>	45—64
15. Äussere Naturerscheinungen 45—52; 16. Naturgeschichtliche Tatsachen 52—64.	
§ 3. <i>Die Begründung auf dem Gebiete der Geschichte</i>	65—91
17. Unterschied von den Naturwissenschaften 65—69;	
18. Die Enzyklika Leo XIII. über die biblischen Geschichtsberichte 69—72; 19. Der Schöpfungsbericht 72—76; 20. Volkstradition und Urgeschichte 77—79;	
21. Die sogenannte „alte Geschichte“ 80—86; 22. Die inspirierten Autoren und ihre Quellen 86—88; 23. Bedeutung für das Neue Testament 88 f; 24. Die alte und wahre Antwort auf die Schwierigkeiten 89—91.	
25. Rückblick und Schluss.	92
 Zweiter Vortrag: Unsere Evangelien und die Kritik	 93—178
1. Einleitendes	93—94
I. Die Vorpostengefechte	94—108
§ 1. <i>Die Angriffe in den ersten Jahrhunderten</i>	94—105
2. Die alten jüdischen Gegner 94—97; 3. Die heidni-	

	sehen Philosophen 97—100; 4. Die alten Irrlehrer 100—105	Seite
§ 2.	<i>Die Vorläufer des neueren Rationalismus</i>	105—108
	5. Die englischen Deisten 105f; 6. Baruch de Spinoza und die französischen Enzyklopädisten 106 bis 108.	
II.	Die Hauptangriffe in den letzten hundert Jahren	108—138
	7. Allgemeiner Überblick 108—110	
§ 1.	<i>Die Betrugshypothese</i>	110—117
	8. Lessing und Reimarus 110f; 9. Das System des Reimarus 111—115; 10. Die Leugnung der Existenz Christi 115—117.	
§ 2.	<i>Die rein natürliche Erklärung</i>	117—127
	11. Das System des Paulus 117—120; 12. Die psychische und moralische Erklärung 120—123; 13. Die magnetische Erklärung 123—126; 14. Die spiritistische Erklärung 126f.	
§ 3.	<i>Die Mythentheorie und die Tendenzkritik</i>	128—138
	15. Die Mythentheorie von D. Fr. Strauss 128—133; 16. Die Tübinger Tendenzkritik 133—135; 17. Die Romanerzählung von Ernest Renan 136—138	
III.	Die Kritik unserer Tage	138—177
§ 1.	<i>Allgemeiner Charakter</i>	138—145
	18. Fortschritt 138—141; 19. Leugnung des Übernatürlichen 141—144; 20. Natürliche Entwicklung 144f.	
§ 2.	<i>Die moderne Kritik und der Ursprung der Evangelien</i>	145—152
	21. Rückläufige Bewegung zur Tradition 145—148; 22. Die Echtheit der drei ersten Evangelien 148f; 23. Die Echtheit des Johannesevangeliums 149 bis 152.	
§ 3.	<i>Die moderne Kritik und die Glaubwürdigkeit der Evangelien</i>	153—177
	24. Kritische Schwierigkeiten 153—157; 25. Die moderne Kritik und die Geschichte Jesu 157—165; 26. Die moderne Kritik und die Lehre Jesu 165 bis 175; 27. Die moderne Kritik und die Person Jesu 175—177.	
	28. Rückblick und Schluss	177—178
Dritter Vortrag:	Das Land der Bibel im Lichte des Orients	179—244
	1. Das Rätselbild des Orients 179f; 2. Bibel und Orient 180—182; 3. Das Hauptland und seine Nachbargebiete 182—184.	
I.	Die natürliche Beschaffenheit Palästinas	184—210
§ 1.	<i>Die allgemeine Bodengestaltung</i>	184—190
	4. Entstehung des Landes 184f; 5. Die atmosphärische Erosion 185—187; 6. Tektonische Verände-	

	rungen 187—189; 7. Vulkanische Erscheinungen 189f.	
§ 2.	<i>Die natürliche Gliederung des Landes</i>	190—195
	8. Der Jordangraben 190f; 9. Das Ostjordanland 191f; 10. Das Westjordanland 192—194; 11. Zwei Bemerkungen: Anteil der neueren Forschung an der Kenntnis des Landes; Entstehung des Toten Meeres 194f.	
§ 3.	<i>Das Klima</i>	195—201
	12. Allgemeines 195f; 13. Die Winde 196f; 14. Die Feuchtigkeit der Luft 197—200; 15. Die Temperatur 200f.	
§ 4.	<i>Die Pflanzenwelt</i>	201—204
	16. Allgemeiner Charakter 201f; 17. Wildwachsende Pflanzen 202—204; 18. Kulturpflanzen 204	
§ 5.	<i>Die Tierwelt</i>	205—208
	19. Haustiere 205; 20. Wilde Tiere 205—208.	
§ 6.	<i>Alte Verkehrswege</i>	208—210
	21. Die alten Hauptstrassen 208—210.	
II.	Die Bewohner Palästinas und ihr Leben	210—230
	22. Allgemeiner Überblick 210f.	
§ 1.	<i>Wohnung, Kleidung, Nahrung</i>	211—216
	23. Wohnung 211—213; 24. Kleidung 213—215; 25. Nahrung 215f.	
§ 2.	<i>Besitz-, Pacht- und Lohnverhältnisse</i>	216—220
	26. Eigentum 216f; 27. Pacht 217f; 28. Lohn 218—220.	
§ 3.	<i>Beschäftigung</i>	220—226
	29. Allgemeines 220f; 30. Das Tagewerk der Frau 221—223; 31. Die Arbeit des Mannes 223—225; 32. Das Handwerk 225f.	
§ 4.	<i>Steuern und Abgaben</i>	226—230
	33. Steuern 226f; 34. Ausserordentliche Abgaben 227f; 35. Die Weise der Erhebung 228—230.	
III.	Palästina als Schauplatz der biblischen Geschichte	230—244
§ 1.	<i>Allgemeiner Charakter</i>	230—235
	36. Innige Beziehungen zwischen der Bibel und dem Heiligen Lande 230f; 37. Abgeschlossenheit des Landes 231f; 38. Abhängigkeit von Gott 232f; 39. Zentrale Lage 233—235.	
§ 2.	<i>Die Erforschung einzelner biblischer Stätten</i>	235—244
	40. Jerusalem 235—237; 41. Bethlehem 238; 42. Jericho 238—240; 43. Andere Stätten: Lachis, Gezer, Thaanach, Megiddo, Samaria 240—242; 44. Die Synagogen Galiläas 242—244.	
Vierter Vortrag: Leben und Lehre Jesu im Lichte des Orients		
	1. Das fünfte Evangelium	245—247
I.	Das Leben Jesu im Lichte des Orients	247—290
§ 1.	<i>Der allgemeine Charakter des Lebens Jesu</i>	247—254

2. Niedrigkeit und Demut 247—250; 3. Mühseligkeit und Beschweris 250—254.	
§ 2. <i>Der Schauplatz des Lebens Jesu</i>	254—259
4. Der Schauplatz im allgemeinen 254f; 5. Der Schauplatz einzelner Geheimnisse 256—259.	
§ 3. <i>Das Verständnis einzelner Geheimnisse</i>	259—290
6. Der wunderbare Fischfang 259—266; 7. Der Seesturm 266—269; 8. Das Seewandeln 269—272; 9. Die Brotvermehrung 272—281; 10. Die Heilung des Gelähmten in Kapharnaum 281—290.	
II. Die Lehre Jesu im Lichte des Orients	290—329
§ 1. <i>Inhalt der Lehre Jesu</i>	290—304
11. Allgemeines 290—292; 12. Die Synoptiker und Johannes 292f; 13. Hauptgrundsatz der sittlichen Ordnung 293—296; 14. Die acht Seligkeiten 296 bis 298; 15. Die Lehre von Gott 298—300; 16. Die Lehre vom Messias und seinem Reiche 300—304.	
§ 2. <i>Die Form der Lehre Jesu</i>	304—307
17. Anklänge an die jüdische Lehrweise: Auftreten als Lehrer; Anschluss an das Alte Testament; äusserer Aufbau der Lehre; rednerischer Schmuck 304—307.	
§ 3. <i>Einzelne Beispiele</i>	307—329
18. Das Gleichnis vom Säemann 307—310; 19. Das Unkraut 310—315; 20. Das Senfkörnlein 315—318; 21. Der gute Hirt 318—322; 22. Nathanael unter dem Feigenbaume 322—324; 23. Zurückblicken beim Pflügen 324—326; 24. Noch vier Monate bis zur Ernte 326—329.	
25. Schluss	329
Stellenverzeichnis	330—332
Personenverzeichnis	333—335
Orts- und Sachverzeichnis	335—346

Berichtigungen und Zusätze

Seite	9	Zeile	27	1. Sprichwörter.
„	40	„	14	1. Kraft der Worte des Hüters.
„	50	„	36:	Auch die oft angeführten Worte Josues: „ <i>Sonne, stehe still</i> “ (Jos 10, 12f) enthalten kein Urteil über den tatsächlichen Vorgang, sondern beziehen sich auf die äussere Naturerscheinung der Fortdauer des Tageslichtes.
„	53	„	9	1. wirkliche.
„	63	„	20	1. Gen 49, 17.
„	67	„	29	1. Wahrnehmung.
„	75	„	18:	An der Sache ändert es für den Zweck unserer Ausführungen nichts, wenn man mit Neueren an die Stelle der Kant-Laplaceschen Theorie lieber eine andere Urnebel-Hypothese setzen möchte.
„	87	„	34	1. 21, 24.
„	161	„	9	1. Bethsaida.
„	186	„	6	1. sich.
„	190	„	21:	In 'Ain und anderen arabischen Namen ist wiederholt ' statt ' stehen geblieben.
„	197	„	10f	1. 5½ Monate auf die Regen- und 6½ auf die Sonnenzeit.
„	208	„	23	Statt n. 20 ist 21 zu setzen.
„	255	„	23	1. was er.
„	280	„	9	Statt Die- 1. Drei.
„	„	„	10	Statt gewöhnr 1. gewöhn-.
„	290	„	5:	Wollte man die Bedeutung „irdene Ziegel“ unbedingt festhalten, so müsste man annehmen, dass solche Ziegel als Deckplatten verwendet wurden. Ob sie aber dafür sich eignen, erscheint zweifelhaft.
„	316	„	36	1. Wadi el.
„	328	„	26:	Da im Texte Joh 4, 25 von der Getreideernte die Rede ist, kommen die S. 224 erwähnten Sommer- saaten nicht in Betracht.

Andere Ungenauigkeiten und Schönheitsfehler möge der gütige Leser selbst berichtigen.

Erster Vortrag

Die Irrtumslosigkeit der Bibel vor dem Forum der Wissenschaft

1. Einleitendes. Wenn man sich auf einer Fahrt zu den Heiligen Stätten der Küste Palästinas nähert, so erblickt man über den Terrassen der niedrigen Häuser und in dem Grün der üppigen Gärten, hie und da auch wohl am Rande der öden Dünen, manch herrliche Palme. Schon von ferne winkt sie dem Pilger mit ihren zarten Zweigen den ersten Willkommgruss des Orients zu. Sie ist ein echtes Kind der morgenländischen Sonne und des morgenländischen Sandes. Mit ihren Wurzeln tief im Sande den Wasseradern nachgehend, streckt sie ihre majestätische Krone der Sonne entgegen, und mit dem Geringsten für sich zufrieden, spendet sie freigebig dem Menschen ihre köstlichen Gaben, als wahrer „Gnadenbaum“ von den orientalischen Dichtern gefeiert. Dabei entwickelt sie eine ausserordentliche Kraft und Ausdauer. Ich erinnere mich nicht, jemals eine gebrochene Palme gesehen zu haben. Mag auch der wilde Oststurm über sie dahin fahren, er vermag nicht sie zu brechen, oder auch nur eines der nie welkenden Blätter aus ihrer Krone zu rauben. Wohl beugt sie ihren schlanken, sehnichten Stamm: doch unversehrt richtet sie ihr stolzes Haupt wieder empor und trotzt jedem Winde und Wetter.

In diesem sturmuhtosten, nie welkenden und nie brechenden Gnadenbaume möchte ich ein Bild sehen des unfehlbaren Gotteswortes in der Bibel. Tief gewurzelt an den lebendigen Wasserquellen der ewigen Wahrheit, steht es vor uns in unvergänglicher Schönheit, umbraust vom Sturm der Jahrhunderte, mit mehr als edlem Palmwein und köstlichen Datteln das dürstende und hungernde Menschenkind erfreuend, ein unversiegbarer Born von himmlischem Licht und Trost und himmlischer Stärke in allen Lagen des Lebens.

Umbraust vom Sturm der Jahrhunderte! Ja, wir vernehmen sein Brausen auch in unsern Tagen, und mancher wird vielleicht nicht wissen, woher die Windsbraut kommt und wohin sie geht

(vgl. Joh 3, 8). Die Wissenschaft hat sich auf weiter Front gegen Gottes Wort erhoben. Sie stürmt wider den Gnadenbaum an und möchte vor allem den schönsten Schmuck seiner Krone entreissen, den herrlichsten Edelstein der göttlichen Wahrheit. Hinweg mit der veralteten Irrtumslosigkeit der Bibel! Hinweg mit ihr im Namen des Fortschritts! Das ist vielfach die Forderung der Wissenschaft unserer Tage.

Gewiss, Fortschritt auf allen Gebieten ist in ganz vorzüglicher Weise die Forderung unserer Zeit. Fortschritt ist auch die berechtigte Forderung der kirchlichen Wissenschaft in allen ihren Zweigen. Hat doch Christus der Herr nicht umsonst sein Himmelreich mit der wachsenden Saat verglichen, die keimt und aufspriest und Frucht bringt, erst Halme, dann Ähren, dann volles Korn in der Ähre (Mk 4, 26—29). Wahres Wachstum muss es daher auch in der wissenschaftlichen Forschung der Kirche geben, Wachstum ohne Stillstand und ohne Rückgang bis zum Tage der Vollendung. Die von Christus seiner Kirche verliehene Gotteskraft muss notwendig als Prinzip des Fortschritts nach innen und aussen wirken und tätig sein.

Wahrer Fortschritt setzt aber überall, und vorzüglich auf dem Felde der kirchlichen Wissenschaft, voraus, dass man die organische Einheit des ganzen Gebildes und deshalb die lebendige Verbindung mit der Vergangenheit wahre. Die von Christus gewollte Entwicklung seines Gottesreiches soll ja auch dem Wachstum des Senfkörnleins gleichen, das, wenn es zu einem grossen Baume geworden ist, doch im Stengel und in den Ästen, in den Blüten und Früchten die organische Einheit der Natur und die lebendige Verbindung aller Teile untereinander und mit der Wurzel aufs vollkommenste wahrte (vgl. Mt 13, 31f; Mk 4, 30—32; Lk 13, 18f). Nicht jeder neue Ansatz in dem zarten organischen Gebilde der Wissenschaft ist als förderliches Wachstum derselben zu betrachten. Mag sich auch in der Krone des Apfelbaumes eine üppig wuchernde Mistel mit ihren immer grünen Zweigen breit machen, man wird sie doch nur als unnützen und schädlichen Eindringling entfernen, der sich zwar von dem Saft des Baumes nährt, aber nicht seiner Wurzel entspriest und an seiner edlen Art keinen Teil hat. In gleicher Weise wird man auch bei dem hochragenden Fruchtbaum der Wissenschaft stets zusehen und prüfen müssen, ob ein neuer

grüner Zweig, der sich in seiner Krone ansetzt, auch wirklich zur alten, edlen Art gehört und Hoffnung auf Blüten und Früchte gewährt. Sonst wird er es sich gefallen lassen müssen, als Mistel behandelt zu werden.

So sind wir also auch gegenüber jener Forderung, die die Wissenschaft unserer Tage oft genug im Namen des Fortschritts erhebt, zu ernster Prüfung berechtigt und verpflichtet. Sie fordert die Irrtumslosigkeit der Bibel vor ihre Schranken, oder hat vielmehr schon das Vernichtungsurteil über sie ausgesprochen. Prüfen wir die Gründe dieses Verdiktes und schauen wir zu, wie es in Wirklichkeit mit der Sache unseres Verurteilten steht.

Nicht gegen die wahre Wissenschaft erheben wir damit Einspruch. Wir haben sie niemals und nirgends zu fürchten. Aber wir wollen zusehen, ob die Forderung, die manche Vertreter der Wissenschaft heutzutage erheben, den Ansprüchen der Wahrheit gerecht wird.

I. Das Urteil des alten Gerichtshofes

2. Alte und neue Wissenschaft. Die Richter, die in unseren Tagen ihr Verdammungsurteil über die unfehlbare Wahrheit der Heiligen Schrift fällen, erheben nicht selten den Anspruch, als alleinige Vertreter der Wissenschaft sprechen zu dürfen.

Bei aller Anerkennung der grossen Fortschritte, die die Wissenschaft in unserer Zeit gemacht hat, müssen wir zunächst diesem Anspruch gegenüber doch feststellen, dass es auch schon vor unserer Generation eine wahre Wissenschaft gegeben hat. Mag auch der forschende Menschegeist noch so sehr seine kritische Methode verbessert, mag er noch so viele neue Quellen der Erkenntnis erschlossen, mag er noch so grosse Ergebnisse seiner Forschungen erzielt und dadurch so manche ungelöste Frage der Vergangenheit einer unerwarteten Lösung in der Gegenwart zugeführt haben, es wäre doch eitle Überhebung und stolze Anmassung, wenn er in vielen Fragen des menschlichen Wissens die grossen Männer der Vergangenheit überhaupt nicht zu Worte kommen lassen wollte. Jene Männer der alten Zeit, die hinsichtlich ihrer geistigen Begabung den Vergleich mit den grössten Talenten unserer Tage wahrhaftig nicht zu scheuen

brauchen, ein Origenes, Basilius und Chrysostomus, ein Hieronymus, Augustin und Thomas von Aquin, haben doch auch auf weiten Gebieten der Erkenntnis sich ein so gründliches und allseitiges Wissen erworben und in ihren Schriften verarbeitet und der Nachwelt übergeben, dass unsere moderne Wissenschaft ihre Stimme nicht ungehört lassen darf.

Ihr Urteil hat insbesondere in allen jenen Fragen volles Anrecht auf Beachtung, die nicht ein rein natürliches Forschungsgebiet betreffen. Freilich, wer ausserhalb dieser rein natürlichen Erkenntnisphäre überhaupt keine Wissenschaft anerkennt, dem mögen all diese alten Geistesmänner nicht viel mehr zu sagen haben. Für einen solchen hat aber auch unsere ganze Frage über das unfehlbare Gotteswort der Bibel keine Bedeutung. Mit ihm haben wir uns daher heute gar nicht zu beschäftigen.

Wer aber ausser und über dem Gebiete des rein natürlichen Wissens die Existenz einer übernatürlichen Ordnung und die Berechtigung einer Wissenschaft von den grossen Fragen der Offenbarung anerkennt, der wird auch der Stimme jener grössten Vertreter dieser alten Wissenschaft gerne eine ganz besondere Beachtung schenken.

Eben in jenes Gebiet der übernatürlichen Offenbarung gehört nun unsere Frage über die Irrtumslosigkeit der Bibel ganz offenbar hinein. Wir wollen daher an erster Stelle nach dem Urteile jener uns umsehen, die als kompetente Richter auf diesem Gebiete von allen anerkannt werden.

Damit ist dann freilich die Frage noch nicht erledigt. Wir müssen auch die Einwendungen prüfen, die vonseiten mancher Vertreter der Wissenschaft in unseren Tagen — wir wollen sie kurz die neue Wissenschaft nennen — erhoben werden. Bei dieser Prüfung müssen wir sogar noch mehr als im ersten Teile auf das einzelne eingehen und länger verweilen. Denn die Tatsachen hinsichtlich des Urteils des alten Gerichtshofes finden im allgemeinen einhellige Zustimmung, während es sich gegenüber der neuen Wissenschaft in den meisten Punkten gerade um die Feststellung der behaupteten Tatsachen handelt.

Es ist aber durchaus nicht überflüssig, auch dem Urteil jenes alten Gerichtshofes unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

§ 1. Das Urteil der alten Richter und Anwälte

3. Der alte Orient. Wenn wir den berufenen Richtern und Anwälten beim Gerichtshof der alten Wissenschaft unsere Frage über die Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift vorlegen, so lautet ihr Urteil ganz übereinstimmend an allen Orten und zu allen Zeiten: Der ganze Inhalt der Heiligen Schrift, sowohl der religiöse wie der profanwissenschaftliche, ist vollkommen irrtumslos. Alle alten Vertreter der kirchlichen Wissenschaft „betonen theoretisch und praktisch die schlechthinige Irrtumslosigkeit der Bibel“.

Die Begründung, die allgemein für dieses Urteil gegeben wird, lautet: Die übernatürliche Mitwirkung Gottes bei der Abfassung der heiligen Bücher erstreckt sich auf ihren ganzen Inhalt und alle ihre Teile; der inspirierte menschliche Verfasser ist in der ganzen Heiligen Schrift ein Gott untergeordnetes und von Gott gebrauchtes Werkzeug. Mit der Würde und unfehlbaren Wahrheit Gottes als des ersten und hauptsächlichen Urhebers der Heiligen Schrift ist aber jeder Irrtum selbst in den nebensächlichen und scheinbar belanglosesten Teilen der inspirierten Bücher vollkommen unvereinbar.

Hinsichtlich des Urteils wie auch der Begründung herrscht eine vollständige Übereinstimmung. Obwohl diese Tatsache allgemein anerkannt wird, fordert die Wichtigkeit dieses Punktes doch ein kurzes Verweilen bei einigen Gutachten jener grossen Zeugen des Wissens und des Glaubens der christlichen Vergangenheit.

Im alten Orient treffen wir gleich in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts einen Mann, der auf der Suche nach der wahren Wissenschaft von einer Gelehrtenschule zur anderen gewandert war, bis er schliesslich zur Erkenntnis der Wahrheit im christlichen Glauben gelangte. Es ist Justin, der Philosoph und Märtyrer. Er hatte um das Jahr 130 n. Chr. in Ephesus ein öffentliches Gespräch mit einem der gelehrtesten Juden seiner Zeit, Tryphon, der vielleicht mit dem berühmten Rabbiner Tarphon identisch ist. In dem Bericht, den er uns selbst über diese Verteidigung des christlichen Glaubens hinterlassen hat, sagt er unter anderem (Kap. 65): „Wenn du meinst, du könntest mich bei der Unterredung so sehr in die Enge treiben, dass ich

einen Widerspruch in den Heiligen Schriften zugäbe, so irrst du. Denn ich werde niemals wagen, so etwas zu denken oder auszusprechen: sondern wenn mir eine Schriftstelle vorgelegt wird, die derart zu sein scheint und den Anschein erweckt, als widerspräche sie einer anderen, dann will ich lieber zugeben, dass ich die Worte nicht verstehe, und ich werde versuchen, jene zur gleichen Ansicht zu bringen, die einen Widerspruch in den Schriften annehmen“. Über den Grund dieser seiner Überzeugung von der Unmöglichkeit eines Widerspruches in den Heiligen Schriften lässt er uns nicht im Zweifel: jede Schriftstelle hat eben als Wort des Heiligen Geistes Anspruch auf unfehlbare Wahrheit: „Wenn ihr deshalb“, sagt der Heilige an einer anderen Stelle (Kap. 36), „von den Propheten Worte hört, die sie über einen anderen voraus-sagen, so glaubet nicht, dass es bloss Worte dieser von Gott inspirierten Männer sind, sondern Aussprüche des göttlichen Wortes, das in ihnen redet“. Daher haben die Juden, wenn sie einige Schriftstellen verstümmelten, dadurch ein noch grösseres Verbrechen begangen als mit der Errichtung des goldenen Kalbes oder mit der Opferung ihrer Kinder vor den Götzenbildern oder mit der Tötung der Propheten selbst (Kap. 73).

Die gleiche Überzeugung finden wir im dritten Jahrhundert bei den grossen Gelehrten der alexandrinischen Schule. Wenn irgendeiner aus der alten Zeit auch uns Modernen durch seine alles umfassende und grossartig produktive Gelehrsamkeit imponieren kann, so ist es sicher Origenes, der Diamantmensch mit den ehernen Eingeweiden. Auch für ihn ist mit der Inspiration der Heiligen Schrift jeder Irrtum, und wäre es in den geringsten Dingen, vollkommen unvereinbar. Freilich hat er sich bei vorkommenden Schwierigkeiten, für die er nicht blind war, eine unhaltbare Lösung zurechtgelegt: nach seiner Meinung soll in derartigen Stellen nicht der in den Worten enthaltene „somatische“ Literalsinn, sondern der hinter den Buchstaben verborgene „pneumatische“ und allegorische Sinn als die von Gott inspirierte und gewollte Bedeutung festzuhalten sein. Aber ein Irrtum der inspirierten Autoren, selbst in den unscheinbarsten Umständen, ist nach seiner Anschauung ganz unmöglich.

Die Anhänger seiner Schule erklären deshalb mit Eusebius von Cäsarea aufs entschiedenste: „Ich halte es für ein allzu kühnes und verwegenes Beginnen, wenn man die göttliche

Schrift offen des Irrtums zu beschuldigen wagt“, auch wo es sich nur um die Verwechslung der ähnlichen Namen Achis und Achimelech handelt (In Ps 33).

Von den grossen Kappadoziern des vierten Jahrhunderts sagt uns der heilige Basilius der Grosse in seiner Schrift über den Glauben (Kap. 1): „Wenn der Herr *„glaubwürdig ist in all seinen Worten“* (Ps 144, 13) und wenn *„all seine Satzungen glaubwürdig sind, unabänderlich für alle Zeiten, aufgestellt in Wahrheit und Gerechtigkeit“* (Ps 110, 8), dann ist es offener Abfall vom Glauben und frevelhafter Stolz, entweder von dem, was geschrieben steht, etwas zu verwerfen, oder etwas hinzuzufügen, was nicht geschrieben steht“.

Sein Freund und Studiengenosse an der berühmten Athener Universität, der heilige Gregor von Nazianz führt in der zweiten Rede zu seiner Verteidigung (Kap. 104f) als „dritten und wichtigsten Grund“ die Geschichte des Jonas an und mahnt dabei seine Zuhörer, dass sie solche Erzählungen der Heiligen Schrift nicht auf eine Stufe mit den heidnischen Mythen setzen dürften, die nur zur Unterhaltung und Ergötzung geschrieben seien. „Wir aber“, so fügt er bei, „dehnen die vollkommene Wahrscheinlichkeit des Hl. Geistes bis auf ein gleichgültiges Strichlein und einen kleinen Buchstaben aus und werden deshalb nie zu geben — denn es ist nicht recht —, dass auch nur die geringfügigsten Tatsachen von den heiligen Schriftstellern grundlos so sorgfältig aufgeschrieben und bis auf die Gegenwart zum Andenken aufbewahrt seien“.

Aus der antiochenischen Gelehrtschule genügt es, den berühmtesten aller Exegeten des alten Orients, den Goldmund Johannes Chrysostomus zu nennen. Wie alle übrigen Lehrer der alten Zeit dehnt er die göttliche Inspiration auf den gesamten, religiösen wie profanen, Gedankeninhalt der Heiligen Schrift, selbst in ihren scheinbar unbedeutendsten Teilen, aus. Von Gott kommt dem inspirierten Schriftsteller die Anregung zur Abfassung seines Buches. Gott teilt ihm alles mit, was den Inhalt der Schrift bilden soll, ohne dabei die menschliche Tätigkeit auszuschliessen. Gott steht ihm beständig bei, damit er den von Gott gewollten Inhalt richtig und passend auszudrücken vermöge. Aus dieser, den ganzen Gedankeninhalt umfassenden göttlichen Inspiration zieht er mit der ganzen christlichen Vor-

zeit den Schluss, dass für die ganze Bibel die Möglichkeit eines Irrtums völlig ausgeschlossen ist, sofern es sich um die Urschrift der heiligen Bücher handelt. Daher wiederholt er immer wieder die Versicherung, dass die Heilige Schrift nicht irrt, nichts Falsches sagt, nicht sich selbst widerspricht.

So lassen uns also die berufenen Richter und Anwälte des alten Gerichtshofes im alten Orient nicht den mindesten Zweifel über ihr Urteil hinsichtlich der Irrtumslosigkeit der Bibel.

4. Das Abendland. Wird nun vielleicht das Urteil des Abendlandes anders lauten?

Auch hier handelt es sich wieder um eine feststehende, ganz unzweifelhafte Tatsache. Die Vertreter der kirchlichen Wissenschaft im Okzident stimmen mit den grossen Lehrern des alten Orients vollkommen überein in der Anerkennung der gänzlichen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift auf Grund ihrer göttlichen Inspiration.

Wir können uns begnügen, die beiden grössten und gelehrtesten Abendländer um ihre Meinung zu befragen.

Der heilige Hieronymus, den die Kirche als den „grössten Lehrer in der Auslegung der Heiligen Schriften“ feiert, erklärt seiner Schülerin Marzella (Epist. 46): „Vor allem wisse, dass die Heilige Schrift sich nicht widersprechen kann“. „Es ist Sünde“, so schreibt er in der Erklärung des Propheten Nahum (1, 9), „zu behaupten, dass die Schrift etwas Falsches sage“. „Der Autorität der Schrift muss man unbedingt folgen“, erklärt er in der Auslegung des Propheten Isaias (8, 20). Dieselbe Erklärung wiederholt er noch nachdrücklicher im Kommentar zum Propheten Jeremias (9, 14), indem er auch die Begründung beifügt: „Weder der Eltern noch der Vorfahren Irrtümern darf man folgen, sondern allein der Autorität der Heiligen Schrift und dem Gebote des in ihr lehrenden Gottes“.

Dass er diese Anschauung von der unfehlbaren Wahrheit der Heiligen Schrift nicht etwa als freie Privatmeinung, sondern als zum Glauben der Kirche gehörig betrachtet, zeigt uns der gelehrte Einsiedler von Bethlehem in seinem „*Credo scripturaire*“, wie man diesen Abschnitt aus der Erklärung des Philemon-Briefes (V. 4) genannt hat: „Was ich aber sage, lautet also: Es will jemand an Gott den Schöpfer glauben: er kann nicht an ihn glauben, wenn er zuvor nicht geglaubt hat, dass

alles wahr ist von seinen Heiligen, was geschrieben steht: dass Adam von Gott gebildet, Eva aus seiner Rippe und Seite geformt, Enoch entrückt, Noe beim Schiffbruch des Erdkreises allein gerettet wurde“. Er zählt dann weiter eine lange Reihe von Tatsachen aus der biblischen Geschichte der Patriarchen, Richter, Könige und Propheten von Abraham bis Elias und Elisäus auf und schliesst darnach mit folgenden Worten: „Wenn jemand nicht dieses und alles übrige, was von den Heiligen geschrieben steht, glaubt, wird er an den Gott der Heiligen nicht glauben noch auch zum Glauben des Alten Testaments geführt werden können, es sei denn, dass er alles annimmt, was von den Patriarchen und Propheten und von den anderen grossen Männern die biblische Geschichte erzählt: damit er so aus dem Glauben des Gesetzes zum Glauben des Evangeliums gelange und die Gerechtigkeit Gottes in ihm aus dem Glauben zum Glauben offenbar werde, wie geschrieben steht: *Der Gerechte aber lebt aus dem Glauben*“.

Solche unzweideutige Erklärungen des grossen Kirchenlehrers zeigen klar, wie vergeblich sich einige Neueren bemüht haben, wegen einiger aus dem Zusammenhang gerissener und missverständener Aussprüche ihn in schroffen Gegensatz zu den übrigen Lehrern der Vorzeit zu setzen. Gerade bei einem heiligen Hieronymus hat ein derartiges Bemühen umso weniger Aussicht auf Erfolg, als er in all seinen gelehrten Studien und Arbeiten sich von dem grossen Grundgesetz jeder konservativen Forschung leiten liess, das er in den Worten des Heiligen Geistes im Buche der Sprichwörter niedergelegt sah: „*Ne transgrediaris terminos antiquos, quos posuerunt patres tui*“. „Überschreite nicht die uralten Grenzen, die deine Väter gezogen haben!“ (Spr 22, 28).

Am entschiedensten von allen Vätern hat wohl der grösste unter ihnen, der hl. Augustinus, der gleichen Überzeugung von der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift Ausdruck gegeben. An sehr vielen Stellen seiner zahlreichen Schriften betont er diese Wahrheit mit allem Nachdruck: „Grösser ist die Autorität der Heiligen Schrift, als alle Fähigkeit des menschlichen Geistes“, versichert er in der wörtlichen Erklärung der Genesis (De Gen. ad litt. 2, 5, 9), und er wiederholt es in demselben Werke: „Denn das ist wahr, was die göttliche

Autorität behauptet, eher als das, was die menschliche Schwachheit vermutet“ (ebd. 2, 9, 20). Ähnlich wie der heilige Chrysostomus und andere Lehrer gibt er sich besonders bei den Schwierigkeiten hinsichtlich der Evangelien grosse Mühe, die Richtigkeit und Genauigkeit der Erzählung zu rechtfertigen. Fast jede Seite seiner Schrift „über die Übereinstimmung der Evangelisten“ beweist seine Überzeugung von der unfehlbaren Wahrheit des inspirierten Wortes Gottes auch in den kleinsten nebensächlichen Umständen. Er spricht diese Überzeugung bei der Lösung der scheinbaren Widersprüche unter den Evangelisten auch oft genug aus: denn „es gebührt sich“, erklärt er z. B., „dass jede Unrichtigkeit von den Evangelisten ausgeschlossen bleibe, nicht bloss jene, die in einem falschen Berichte ihren Grund hat, sondern auch jene, die auf Vergesslichkeit beruht“ (De cons. evang. 2, 12, 29).

Den gleichen Glauben bekennt er auch immer wieder in all seinen übrigen Schriften für alle Teile der Bibel. „Ich bekenne dir, mein Lieber“, schreibt er im 82. Briefe (n. 3), „allein jenen Büchern der Heiligen Schrift, die wir die kanonischen nennen, habe ich gelernt eine solche Ehrfurcht und Hochachtung zu erweisen, dass ich ganz fest glaube, keinem ihrer Verfasser sei jemals in seinen Schriften irgendein Irrtum unterlaufen. Wenn ich daher in einem dieser Bücher etwas finde, was der Wahrheit zu widersprechen scheint, dann halte ich ganz unbedenklich dafür, dass entweder die Abschrift fehlerhaft ist, oder dass der Übersetzer den Text nicht richtig aufgefasst hat, oder dass ich ihn nicht verstanden habe“. Die gleiche, ebenso bescheidene, wie eines grossen Gelehrten würdige Regel wiederholt er in seinem Werke gegen Faustus (II, 4): „Wenn hier (nämlich in der Bibel) dir etwas aufstösst, was unrichtig zu sein scheint, so darfst du nicht sagen: Der Verfasser dieses Buches hat sich nicht an die Wahrheit gehalten; sondern entweder ist die Abschrift fehlerhaft, oder der Übersetzer hat sich geirrt, oder du verstehst es nicht“. „Denn wenn irgendein Beweis gegen die Autorität der göttlichen Schriften vorgebracht wird, mag er noch so scharfsinnig sein, so täuscht er doch unter dem Scheine des Wahren: denn wahr kann er nicht sein“ (Epist. 143, 7). „Was man immer also aus irgendwelchen Büchern gegen diese unsere Heiligen Schriften, das heisst gegen unseren katholischen Glauben,

vorbringen mag, davon wollen wir entweder irgendwie zeigen, oder doch ganz unbedenklich glauben, dass es durchaus falsch ist“ (De Gen. ad litt. I, 21, 41).

Es wäre ein Leichtes, die Zahl der Zeugen oder auch die Zahl der Zeugnisse zu vermehren, die sich im gleichen Sinne aussprechen. Doch für die alte Zeit möge das Gesagte genügen.

5. Mittelalter und Neuzeit. Wie steht es denn nun mit unserer Frage im Mittelalter und in der Neuzeit?

Vielleicht möchte der eine oder andere von Ihnen mir fast etwas ungeduldig antworten: „Das ist doch ganz klar. Wenn die heiligen Väter in der Lehre über die unbedingte Irrtumslosigkeit der Bibel so vollkommen übereinstimmen, dann kann es keinem späteren Gelehrten, solange er noch ein gläubiger Christ sein will, einfallen, an dieser Lehre zu zweifeln oder gar sie zu leugnen. Das haben wir ja auch immer geglaubt“.

Ganz recht, mein Lieber. So sollte man meinen, und so sollte es sein. Und doch wirst du bald sehen, dass gar manche in unseren Tagen anders reden.

Also noch ein wenig Geduld! Ich will mich aber hier kurz fassen und für die ganze spätere Zeit nur zwei Richter um ihr Urteil in unserem Falle fragen. Es sind die beiden Fürsten der scholastischen Wissenschaft, die in den katholischen Schulen bis in unsere Tage unbestritten ihre führende Stellung bewahrt haben, deren Werke man auch in der Gegenwart einer neuen grossartigen, hochwissenschaftlichen Ausgabe für wert erachtet hat, Bonaventura und Thomas von Aquin.

Der heilige Bonaventura wirft die Frage auf, ob man in dem, was sicher in der Heiligen Schrift steht, verschiedener Meinung sein dürfe. Seine Antwort lautet: „Bei dem, was sicher in der Heiligen Schrift steht, dürfen die, welche die Heilige Schrift nicht kennen, verschiedener Meinung sein, und es ist keine Schuld dabei, wenn ein unwissender Mann glaubt, dass Jakob der Vater Isaaks war, ein anderer aber das Gegenteil. Mag auch der erstere dieses meinen oder glauben, so sündigt er doch nicht, weil er die Schrift nicht kennt. Die aber, welche die Schrift kennen, dürfen nicht so meinen; vielmehr sündigt einer, wenn er so etwas einfach annimmt. Wenn er es jedoch verteidigt, muss man ihn für einen Ketzer halten, weil er der Hl. Schrift widerspricht“ (Sent. I dist. 27 p. 1 a. un. q. 4 concl.).

In der Vorrede zu seinem „*Breviloquium*“ (§ 5) äussert sich derselbe heilige Kirchenlehrer also: „Diese erzählenden Berichte (der Bibel) können durch keine Vernunftgründe sichergestellt werden, weil eben einzelne Tatsachen durch Vernunftgründe nicht bewiesen werden können. Deshalb hat Gott, damit die Heilige Schrift nicht Unsicherheiten und Zweifeln unterworfen sei und so einen geringeren Eindruck mache, an Stelle der Gewissheit durch Vernunftgründe der Heiligen Schrift die Gewissheit durch Autorität verliehen. Und diese ist so gross, dass sie allen Scharfsinn des Menschengеistes übersteigt. Weil aber keine Autorität, die irren oder täuschen kann, sicher ist, und keiner sich findet, der weder selbst irren noch andere täuschen kann, als Gott allein und der Heilige Geist, deshalb ist die Heilige Schrift, um in der ihr gebührenden Weise vollkommen beweiskräftig zu sein, nicht als Frucht menschlichen Nachdenkens, sondern durch göttliche Offenbarung uns gegeben worden. Daher darf man in ihr nichts verachten als unnütz, nichts verwerfen als falsch, nichts zurückweisen als unrecht, weil ihr vollkommenster Urheber, der Heilige Geist, nichts Falsches sagen konnte, nichts Überflüssiges, nichts Unrichtiges“.

Ebenso deutlich spricht sich der Engel der Schule, der heilige Thomas von Aquin, aus: „Man darf weder im Evangelium noch in irgendeiner anderen kanonischen Schrift irgendeine Behauptung für falsch halten, noch eine Aussage der heiligen Schriftsteller für unrichtig: denn so würde die Gewissheit des Glaubens Schaden leiden, die sich auf die Autorität der Heiligen Schrift stützt“ (Summa theol. 2, 2 q. 110 a. 3 ad 1). „Gegenstand des Glaubens kann etwas auf zweifache Art sein: erstens direkt, nämlich alles, was uns zunächst von Gott offenbart wurde, wie z. B. die Einheit und Dreifaltigkeit Gottes, die Menschwerdung des Sohnes Gottes und dergleichen... Zweitens indirekt, nämlich alles das, aus dessen Leugnung etwas folgt, was gegen den Glauben ist, wie wenn einer sagte, dass Samuel nicht der Sohn des Helkana gewesen sei: denn daraus würde folgen, dass die Heilige Schrift falsch wäre“ (ebd. 1 q. 32 a. 4 c.). „Gegenstand des Glaubens an sich ist dasjenige, wodurch der Mensch selig wird; in zweiter Linie gehört aber zum Gegenstand des Glaubens alles, was uns in der Heiligen Schrift von Gott mitgeteilt wird, wie z. B. dass Abraham zwei

Söhne hatte, dass David der Sohn des Isai war, u. dgl. m.“ (ebd. 2, 2 q. 2 a. 5 c.).

Wir sehen, an Klarheit und Bestimmtheit lässt auch dieses Urteil der beiden grössten mittelalterlichen Theologen nicht das mindeste zu wünschen übrig. Nicht als eine freie Privatmeinung, sondern als Wahrheit, die zum Gegenstand unseres Glaubens gehört, wird die vollkommene Irrtumslosigkeit der Bibel von ihnen verteidigt.

Es kann uns nicht wundernehmen, dass die gleiche Überzeugung auch in der Folgezeit fast bis zur Gegenwart in allen gläubigen Kreisen die herrschende blieb. Ganz allgemein hat der christliche Unterricht in Kirche und Schule an dieser Lehre festgehalten. Die ganze religiöse Literatur in theologischen, exegetischen, homiletischen, katechetischen und aszetischen Schriften ist von der Wahrheit dieser Lehre überzeugt. Der Gemeinsinn des christlichen Volkes betrachtet es überall und zu allen Zeiten mit dem heiligen Basilius als „offenbaren Abfall vom Glauben und frevelhaften Stolz“, wenn einer an dieser Überzeugung zu rütteln wagen wollte.

Dabei stimmten auch, wenigstens in früheren Zeiten, die nichtkatholischen Christen, gelehrte wie ungelehrte, soweit sie die Grundlage des christlichen Offenbarungsglaubens festhielten, mit dieser einhelligen Anschauung der ganzen kirchlichen Vergangenheit vollkommen überein.

Wenn wir also nach dem Urteil der Richter und Anwälte beim alten Gerichtshofe fragen, so steht es mit der Sache der Irrtumslosigkeit der Bibel nicht schlecht.

§ 2. Das Urteil der obersten Instanz

6. Die allgemeinen Konzilien. Gehen wir noch einen Schritt weiter. Über den Richtern und Anwälten steht in Fragen, die mit dem Glauben aufs innigste zusammenhängen, wenigstens für den gläubigen Katholiken noch eine oberste Instanz. Es ist das kirchliche Lehramt, das Christus der Herr in seiner Kirche eingesetzt hat.

Es erhebt seine Stimme teils durch den Mund der allgemeinen Kirchenversammlungen, teils durch den obersten Lehrer der ganzen Kirche, den Nachfolger Petri und sichtbaren Stellver-

treter Jesu Christi. Die Kirche als „*Säule und Grundfeste der Wahrheit*“ (1 Tim 3, 15) kann nicht irren, und Petrus, der Fels und das Felsenfundament der Kirche (Mt 16, 18), kann auch in seinen Nachfolgern im Glauben nicht wanken. Der Herr hat für ihn ganz besonders gebetet, „*dass sein Glaube nicht nachlasse*“, und er bleibt auch in seinen Nachfolgern dem Auftrage getreu, seine Brüder zu stärken (vgl. Lk 22, 32).

Wenn wir nun bei den allgemeinen Kirchenversammlungen Umschau halten, so finden wir bald, dass sich kein einziges ökumenisches Konzil direkt mit der Frage der Irrtumslosigkeit der Bibel befasst hat.

Kann uns dieser Tatbestand vielleicht befremdlich erscheinen? Ich glaube nicht. Er entspricht ja ganz dem Charakter und den Gepflogenheiten einer obersten Instanzbehörde. Eine Sache, über die alle Parteien einig sind, wird überhaupt nicht zur Verhandlung beim obersten Gerichtshof vorgelegt. Solange wenigstens innerhalb der Kirche gar kein Zweifel über die Frage der Irrtumslosigkeit der Bibel geäußert worden war, hatte kein allgemeines Konzil den mindesten Anlass, sich mit derselben zu beschäftigen.

Diese Tatsache bestätigt daher nur aufs neue das Ergebnis unserer bisherigen Untersuchungen. Bis zur letzten allgemeinen Kirchenversammlung vom Vatikan vor nunmehr fast fünfzig Jahren war die Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift in der ganzen Kirche mit so vollständiger Einhelligkeit als eine zum Glaubensinhalt gehörige Wahrheit anerkannt worden, dass nicht einmal in den langen und eingehenden gelehrten Verhandlungen der Konzilsväter und Theologen diese Frage zur Sprache kam.

Nur einen Punkt haben die Konzilien schon von Anfang an und immer klarer und deutlicher bis zum Vatikanum betont. Das ist die Lehre von der göttlichen Inspiration der ganzen Heiligen Schrift und aller ihrer Teile. Gegen diese richtete sich ja der Ansturm des Unglaubens und Irrglaubens zu allen Zeiten. Deshalb war die Kirche bemüht, diese Grundmauer gegen den Anprall der brausenden Wogen sicherzustellen. So wird schon vom vierten Jahrhundert an erklärt, dass nur die kanonischen, von der Kirche anerkannten Bücher den Titel „*göttliche Schriften*“ führen dürfen. So wird in der vom fünften und sechsten Jahrhundert an immer wiederkehrenden Glaubensformel gegen-

über der von Gnostikern und Manichäern zuerst aufgestellten dualistischen Scheidung zwischen den Schriften des Alten und Neuen Bundes, mit allem Nachdruck betont, dass ein und derselbe Gott der Urheber des Alten wie des Neuen Testaments sei. So heben die Väter des fünften allgemeinen Konzils vom Jahre 553 gegen die Leugnung Theodors von Mopsuestia immer wieder hervor, dass der Heilige Geist der Urheber und Verfasser der inspirierten Bücher sei. So haben endlich die letzten drei allgemeinen Kirchenversammlungen von Florenz, Trient und vom Vatikan eine besondere und ausführliche Entscheidung über die Inspiration aller heiligen Bücher in ihre Glaubensdekrete aufgenommen.

Indirekt wird dadurch auch die Irrtumslosigkeit der Bibel sichergestellt. Denn wir sahen, dass die ganze christliche Vorzeit diese unfehlbare Wahrheit der Heiligen Schrift mit der göttlichen Inspiration all ihrer Teile begründet und aus ihr ableitet.

7. Schreiben früherer Päpste. Wie die allgemeinen Konzilien, so hatten auch die obersten Lehrer der Kirche bis auf Leo XIII. keine Veranlassung, sich eigens und ausdrücklich mit unserer Frage zu beschäftigen. Gelegentlich sprechen sie aber doch ihre Überzeugung von der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Bibel aus als eine selbstverständliche und allgemein anerkannte Wahrheit.

Wie schon der erste Papst, der heilige Petrus, nachdrücklich die Voraussetzung derselben, nämlich die göttliche Inspiration der heiligen Schriftsteller, betont (2 Pet 1, 20f), so hebt auch gleich einer seiner ersten Nachfolger die notwendige Schlussfolgerung hervor, die sich daraus von selbst ergibt. Der heilige Klemens von Rom, der noch ein unmittelbarer Schüler der Apostel war, schreibt in seinem Briefe an die Korinther aus dem Ende des ersten Jahrhunderts (45, 2f): „Sehet euch die Heiligen Schriften gut an, die wahr sind und vom Heiligen Geiste herühren. Ihr wisst, dass nichts Unrechtes und nichts Verkehrtes in ihnen geschrieben steht“.

Während des heftigen Streites, der im 13. und 14. Jahrhundert über die Armut Christi geführt wurde, erliess Papst Johannes XXII. am 12. November 1323 die Bulle „*Cum inter nonnullos*“, in der er erklärte: „Unter einigen Gelehrten wird zuweilen die Frage aufgeworfen, ob die Meinung, dass unser

Erlöser und Herr Jesus Christus und seine Apostel kein persönliches und auch kein gemeinsames Eigentum besessen hätten, als häretisch zu betrachten sei, und es werden von verschiedenen verschiedene und auch einander entgegengesetzte Antworten darauf gegeben. Wir wünschen nun, diesem Streite ein Ende zu machen, und erklären daher, nach Anhörung des Rates unserer Brüder, durch diese für immer gültige Entscheidung: diese Meinung widerspricht ausdrücklich der Heiligen Schrift, die an sehr vielen Stellen ihr persönliches Eigentum bezeugt; sie setzt also offenbar voraus, dass die Heilige Schrift, aus der wir die Beweise für die Wahrheiten des katholischen Glaubens entnehmen, in diesem Punkte den Sauerteig der Lüge enthalte, und infolgedessen raubt sie ihr auch in allem anderen ihre Glaubwürdigkeit, zerstört den Beweis unseres Glaubens und macht ihn zweifelhaft und unsicher. Die hartnäckige Verteidigung jener Meinung ist daher in Zukunft als irrig und häretisch zu betrachten“.

Bald nachher sandte Papst Benedikt XII. im Jahre 1341 ein Verzeichnis von 117 „gefährlichen Irrtümern“ an den Patriarchen der Armenier, „mit dem Wunsche, dass diese Irrtümer, durch die die Seelen verführt, ja, zu unserem grossen Schmerze ins Verderben gestürzt werden, in jenen Gegenden gänzlich ausgerottet würden“. In diesem Syllabus heisst es im 114. Irrtum: „Ferner behauptet man, Gott habe an Kain ein Zeichen gesetzt, dass er nicht getötet würde, und so geschah es auch wirklich; denn nach dieser Meinung hat niemand ihn getötet, sondern er hat sich selbst in einen Abgrund gestürzt. Daraus würde folgen, dass das Buch Genesis in diesem Punkte einen Irrtum enthält; denn es scheint zu behaupten, dass Lamech den Kain getötet hat“.

Sein Nachfolger Klemens VI. schickte im Jahre 1351 wiederum an den Patriarchen der Armenier eine Reihe von Fragen zur Beantwortung. Die 14. derselben lautet: „Hast du bisher geglaubt und glaubst du, dass das Neue und Alte Testament in allen Büchern, die uns die Autorität der römischen Kirche überliefert hat, in allen Dingen die unzweifelhafte Wahrheit enthalte?“

Die alte Überzeugung von der unfehlbaren Wahrheit der Heiligen Schrift findet also auch in diesen Schreiben der obersten

Lehrer der Kirche einen zwar nur gelegentlichen, aber doch ganz klaren und nicht missverständlichen Ausdruck.

3. Das Rundschreiben Leo XIII. „*Providentissimus Deus*“.

Die gelegentlichen Äusserungen der obersten Lehrer der Kirche haben gewiss eine grosse Bedeutung. Von einem Urteil der obersten Instanz können wir aber im eigentlichen Sinne bei ihnen noch nicht sprechen, eben weil die Frage noch nicht zur Verhandlung beim obersten Gerichtshof anhängig gemacht worden war.

Seit dem letzten allgemeinen Konzil vom Vatikan wurde es damit anders. Nicht bloss gelegentlich und im Vorübergehen, sondern eigens und ausdrücklich behandelt Papst Leo XIII. die Frage der Irrtumslosigkeit der Bibel in seinem Rundschreiben „*Providentissimus Deus*“ über das Studium der Heiligen Schrift, vom 18. November 1893. Es bietet uns in der Tat ein Urteil der obersten Instanz über unsere Sache.

Die Veranlassung zu dieser feierlichen Erklärung der katholischen Prinzipien über das Studium der Heiligen Schrift boten dem grossen Papste nach seinen eigenen Worten die bedenklichen Bewegungen und gefährlichen Neuerungen, die unter den katholischen Gelehrten hinsichtlich der inspirierten Bücher in der letzten Zeit zu Tage getreten waren. „Nicht zu dulden ist das Vorgehen derjenigen“, so bezeichnet die Enzyklika diese Neuerer, „die als Lösung jener Schwierigkeiten (gegen die Irrtumslosigkeit der Bibel) offen zugeben, dass die göttliche Inspiration sich einzig und allein auf die Glaubens- und Sittenlehren erstrecke, in der falschen Meinung, man brauche bei der Frage nach der Wahrheit der Aussagen (der inspirierten Schriften) nicht so sehr darauf zu achten, *was* Gott aussage, als vielmehr zu erwägen, *welchen Zweck* seine Aussage habe.“ Man könnte die ganze Enzyklika einen Mahnruf und eine Warnung vor den gefährlichen Bahnen der freien Exegese nennen.

Schon bald nach dem Vatikanum wurden diese Bahnen besonders von deutschen, französischen, italienischen, englischen und amerikanischen Gelehrten betreten. Die meisten dieser Exegeten standen voll und ganz auf katholischem Boden und liessen sich auch von der besten Absicht in ihrem Vorgehen leiten. Ihr gemeinsames Bestreben ging dahin, gegenüber den vonseiten der rationalistischen Wissenschaft wider die Bibel

erhobenen Schwierigkeiten, insbesondere auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Geschichte, eine allseits befriedigende und womöglich auch dem Gegner annehmbare Lösung zu finden. Als einzig gangbarer Weg zu diesem Ziele erschien ihnen die Beschränkung der Inspiration oder wenigstens ihrer Wirkungen auf die dem Gebiete der Glaubens- und Sittenlehren angehörigen Teile der Bibel. Während sie für dieses Gebiet die unfehlbare Wahrheit und vollkommene Irrtumslosigkeit der inspirierten Bücher anerkannten, glaubten sie für die profanwissenschaftlichen Stellen der Heiligen Schrift die unbeschränkteste Freiheit der Forschung beanspruchen und die Möglichkeit von Irrtümern in der Bibel zugeben zu können. So schien der erwünschte Friede zwischen Glauben und Wissen in schönster Weise geschlossen und fest auf einer unzerstörbaren Basis gegründet zu sein.

Es bedarf wohl nicht der ausdrücklichen Versicherung, dass wir diese subjektiven Anschauungen und guten Absichten der Vertreter der freien Exegese in und ausserhalb der Kirche, vor und nach dem Rundschreiben Leo XIII., nicht im mindesten verdächtigen wollen. Wir haben aber das Recht und die Pflicht, nach dem objektiven Wahrheitsgehalt dieser Meinungen zu fragen und so ihren wirklichen Wert zu prüfen. Darauf allein kommt es uns an.

In Deutschland trat als erster nach dem vatikanischen Konzil Professor August Rohling mit diesen Anschauungen vor die Öffentlichkeit in einer Abhandlung über „*Die Inspiration der Bibel und ihre Bedeutung für die freie Forschung*“ (*Natur und Offenbarung* 18 (1872) 97–108). Grösseres Aufsehen erregte das Werk des französischen Orientalisten François Lenormant „*Les origines de l'histoire d'après la Bible et les traditions des peuples orientaux*“, das in Paris von 1880–1884 in 3 Teilen erschien. Beide suchten die Inspiration oder wenigstens die Irrtumslosigkeit der Bibel auf den religiösen Gehalt der heiligen Bücher zu beschränken.

Obwohl sich bald entschiedener Widerspruch gegen diese Theorien erhob, traten doch auch manche Verteidiger für die freieren Anschauungen auf, so in England namentlich Kardinal John Henry Newman, in Frankreich H. Faye, Jules Didiot, Alfred Loisy, in Italien Salvatore di Bartolo,

Kanonikus Berta, Giovanni Semeria, Paolo Savi u. a. — Den grössten Eindruck unter allen Veröffentlichungen dieser Richtung machte eine längere Abhandlung des Rektors des Institut Catholique zu Paris, Mgr. d'Hulst, die unter dem Titel „*La Question biblique*“ in der Nummer vom 25. Januar 1893 des „*Correspondant*“ und bald auch als eigene Broschüre erschien. Der Verfasser unterscheidet unter den gegenwärtigen Vertretern der biblischen Studien bei den Katholiken drei Gruppen, die er in oft beliebter Weise als Rechte, Linke und Zentrum bezeichnet. Den *rechten* Flügel bilden nach seiner Meinung die Traditionellen oder Konservativen, die strenge an der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift festhalten. Gegenüber auf der *linken* Flanke sind die Modernen ohne weiteres bereit, ungenaue und irrtümliche Angaben in der Bibel anzuerkennen. Das *Zentrum* sollen jene Gelehrten besetzt halten, die zwar in der Theorie die Möglichkeit von Irrtümern in der Bibel zugeben, in der Praxis aber die grösste Zurückhaltung gegenüber dem Gegner beobachten. Der Hauptsache nach kommt dieses Zentrum doch schliesslich mit dem linken Flügel in der Leugnung der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift überein. Mgr. d'Hulst betrachtete diese Ansicht als eine freie theologische Meinung, der er sehr sympathisch gegenüberstand, trotz der schwerwiegenden theologischen Bedenken, die ihn abhielten, offen dieser Anschauung seine Zustimmung zu geben. Er versicherte — und man darf ihm hierin als einem „mit den geistigen Bewegungen Frankreichs sehr vertrauten Gewährsmann“ Glauben schenken —, dass diese freiere Ansicht in den französischen Gelehrtenkreisen, und zwar bei den Laien ebenso wie beim Klerus, weit verbreitet war.

Mgr. d'Hulst erklärte in seiner Abhandlung, die der biblischen Frage ihren Namen gab und die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sie lenkte: „Am Tage, da der Heilige Stuhl sein Schweigen (in dieser Frage) brechen würde, gäbe es nur eine Stimme mehr unter den Kindern der Kirche, seine Leitung und Lehre anzunehmen. Doch mehr als ein Anzeichen berechtigt uns zu der Annahme, dass der Augenblick zu einem solchen Eingreifen noch nicht sehr nahe ist.“

Der Augenblick war jedoch näher, als er dachte. Noch im gleichen Jahre 1893 veröffentlichte Papst Leo XIII. am 18. No-

vember seine Enzyklika „*Providentissimus Deus*“. Der oberste Hirt und Lehrer der heiligen Kirche hatte mit wachsamem Auge die verschiedenen Strömungen wahrgenommen, die sich auf dem Gebiete der biblischen Studien in vielen Teilen der Kirche zeigten und zu mannigfacher Beunruhigung und Verwirrung Anlass boten. Er hielt daher den Zeitpunkt für gekommen, um seine Stimme zur Wahrung der alten kirchlichen Lehre zu erheben.

Er begnügt sich aber nicht damit, den einen Punkt ins Auge zu fassen, der in den letzten Jahren im Vordergrund der Erörterungen gestanden hatte. Sein Blick umfasst die Bedürfnisse der ganzen Kirche, und deshalb soll sein Wort nicht bloss in dieser einen Frage Leitung und Lehre geben, sondern für den ganzen katholischen Erdenrund den Weg zur wirksamen Hebung und Förderung der biblischen Studien weisen.

Die Mahnungen, die der Heilige Vater zu diesem Zwecke an alle Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe und an alle Gläubigen des ganzen Erdkreises richtet, lassen sich in drei Hauptgruppen zusammenfassen. Zuvörderst zeigt er die hohe Würde der Heiligen Schrift und den vielfachen Nutzen, den sie uns gewährt, sowie die grosse Wertschätzung, welche die Kirche zu allen Zeiten der Bibel und den biblischen Studien entgegenbrachte. An zweiter Stelle gibt er eingehende Regeln für die richtige, der kirchlichen Tradition wie den modernen Bedürfnissen entsprechende Methode der Schrifterklärung in unserer Zeit. Dazu kommt dann als dritter Hauptpunkt der Nachweis der unantastbaren Autorität und vollen Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher, mit besonderer Rücksicht auf das Studium der orientalischen Sprachen und der biblischen Kritik, auf die Kenntnis der Naturwissenschaften und auf die Einwendungen, die im Namen der Geschichtsforschung erhoben werden.

Über den Hauptgegenstand der biblischen Frage, nämlich die vollkommene Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift, spricht sich das päpstliche Rundschreiben ausdrücklich und mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit aus. Schon bei der Behandlung des Verhältnisses der Bibel zu den Naturwissenschaften stellt der Heilige Vater den allgemeinen Grundsatz auf, dass „zwischen dem Theologen und dem Naturforscher kein wahrer Zwiespalt eintreten kann, wenn nur beide sich auf ihr eigenes

Gebiet beschränken“. Er weist dabei auf die schon früher erwähnte Regel des heiligen Augustinus hin: „Was man immer also aus irgendwelchen Büchern gegen diese unsere Heiligen Schriften, d. h. gegen unseren katholischen Glauben, vorbringen mag, davon wollen wir entweder irgendwie zeigen, oder doch ganz unbedenklich glauben, dass es durchaus falsch ist“ (vgl. oben n. 4 S. 10 f.).

Dieselbe Lehre von der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift wiederholt die Enzyklika dann noch viel nackdrücklicher bei der Erörterung des Verhältnisses der Bibel zur Geschichtswissenschaft. „Es ist durchaus unrecht, entweder die Inspiration nur auf einige Teile der Heiligen Schrift beschränken, oder zugeben zu wollen, dass der heilige Verfasser selbst geirrt habe. . . . Denn die Bücher, die die Kirche als heilige und kanonische annimmt, sind alle und vollständig, mit allen ihren Teilen, unter Fingebung des Heiligen Geistes geschrieben worden. Es ist aber so völlig unmöglich irgendein Irrtum mit der göttlichen Inspiration vereinbar, dass sie nicht nur an sich jeden Irrtum ausschliesst, sondern denselben ebenso notwendig und vollkommen ausschliesst, als Gott, die höchste Wahrheit, unmöglich der Urheber irgendeines Irrtums sein kann. Dies ist der alte und beständige Glaube der Kirche.“

Um schliesslich auch die letzte Ausflucht abzuschneiden, fügt der Papst noch die Erklärung hinzu: „Es nützt daher gar nichts, darauf hinzuweisen, dass der Heilige Geist Menschen als Werkzeuge zum Schreiben verwendet habe, als hätte zwar nicht dem ersten Urheber, wohl aber den inspirierten Schreibern irgend etwas Falsches entschlüpfen können. Denn er hat sie durch seine übernatürliche Kraft so zum Schreiben angeregt und bestimmt, er hat ihnen so beim Schreiben Beistand geleistet, dass sie alles das und nur das, was er selbst wollte, richtig im Geiste erfassten, getreulich niederschreiben wollten und passend mit unfehlbarer Wahrheit ausdrückten.“

Wir sehen, die Sprache des obersten Hirten und Lehrers der Kirche ist klar und deutlich. Er stellt sich mit aller Entschiedenheit auf die Seite der Rechten, der Traditionellen und Konservativen, und erklärt die Lehre von der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Bibel als den „alten und beständigen Glauben der Kirche“.

9. *Spätere Schreiben Leo XIII. und Pius X.* Die Worte des Heiligen Vaters weckten in der ganzen katholischen Welt und auch ausserhalb der Kirche einen freudigen Widerhall. Von allen Seiten liefen zahlreiche Zustimmungsadressen vom Episkopat und von verschiedenen katholischen Universitäten ein. Eine der ersten war das Schreiben, das der Rektor des Institut catholique von Paris, Mgr. d'Hulst, und das Professorenkollegium am 6. Dezember 1893 durch den Erzbischof Kardinal Richard übersandten und in welchem sie ihrer vollen Zustimmung und ehrerbietigen Unterwerfung unter die Lehren und Verordnungen der Enzyklika Ausdruck gaben.

Welchen Eindruck das päpstliche Schreiben auch ausserhalb der Kirche, z. B. bei einem Teile der Anglikaner, machte, zeigt in beredter Weise eine Zuschrift des bekannten Father Ignatius an die „*Catholic Times*“ von Liverpool: „Erlauben Sie mir, obwohl ich kein römisch-katholischer Christ bin, es offen auszusprechen, mit welcher tiefer Freude, mit welchem Troste und mit welcher Dankbarkeit ich die päpstliche Enzyklika in Ihren Spalten gelesen habe. Dieses grossartige, unbeugsame, mutige und göttliche Glaubensbekenntnis an die Heilige Schrift vor einer ganzen Welt der Wissenschaft und des Unglaubens ist einfach glänzend. Die am Ende des 19. Jahrhunderts erneute Behauptung der Tatsache, dass die Heiligen Schriften ohne Irrtum sind, weil sie auf Eingebung des Heiligen Geistes geschrieben, Gott zum Urheber haben, ist für sich allein schon ein leuchtender Glaubensakt und muss die Bewunderung und Dankbarkeit der ganzen christlichen Welt wachrufen. Jeder Protestant und Anglikaner, jeder römische Katholik und orthodoxe Orientale muss Gott dafür danken, dass er Papst Leo XIII. den Mut zu einer so ruhmvollen Tat eingegeben hat. . . .“

Trotz so vielfacher begeisterter Zustimmung fehlte es Papst Leo nicht an Anlässen, die Lehren seines Rundschreibens von neuem zu bestätigen und die Befolgung seiner Weisungen allen ans Herz zu legen. Insbesondere verdienen in dieser Hinsicht drei apostolische Schreiben Beachtung: das erste ist an den General der Franziskaner gerichtet am 28. Nov. 1898; das zweite an den französischen Episkopat und Klerus am 8. Sept. 1899; das dritte ist die Konstitution „*Vigilantiae*“ vom 30. Okt. 1902, durch die die päpstliche Bibelkommission eingesetzt wurde.

Es muss genügen, einige Worte des zweiten Schreibens kurz anzuführen: „Mit Bezug auf das Studium der Heiligen Schrift lenken wir Eure Aufmerksamkeit, ehrwürdige Brüder, wiederum hin auf die Weisungen, die wir in unserer Enzyklika ‚*Providentissimus Deus*‘ gegeben haben. Wir wünschen, dass die Professoren ihre Schüler damit bekannt machen und dabei die notwendigen Erläuterungen hinzufügen. Sie sollen dieselben besonders warnen vor den beunruhigenden Strömungen, die in die Auslegung der Bibel einzudringen streben, und die, wenn sie zur Herrschaft gelangten, gar bald zur Vernichtung der Inspiration und ihres übernatürlichen Charakters führen würden. Unter dem verlockenden Vorwande, den Gegnern des offenbarten Wortes ihre scheinbar unwiderleglichen Argumente gegen die Echtheit und Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher zu entreissen, haben katholische Autoren es für ein geschicktes Manöver gehalten, sich selbst diese Argumente anzueignen. Infolge dieser eigentümlichen und gefährlichen Taktik haben sie mit ihren eigenen Händen mitgearbeitet an den Breschen in den Mauern der Stadt, zu deren Verteidigung sie aufgestellt waren. In unserer Enzyklika wie auch in einem anderen Schreiben haben wir über dieses gefährliche und verwegene Vorgehen das Urteil gesprochen. Wir forderten zwar unsere Exegeten auf, bezüglich der Fortschritte der Kritik sich auf dem Laufenden zu halten. Aber wir haben auch zugleich mit aller Entschiedenheit die Grundsätze festgehalten, die in diesen Fragen von der Tradition durch die Väter und Konzilien autoritativ festgestellt und in unseren Tagen von dem vatikanischen Konzil wiederum gutgeheissen wurden.“

Gegen wen die Worte dieses Schreibens von den „beunruhigenden Strömungen in der Auslegung der Bibel“ gerichtet waren, zeigt ein Blick auf die weitere Entwicklung des „gefährlichen und verwegenen Vorgehens“. Ihre Urheber und Hauptförderer waren dieselben, gegen die der Nachfolger Leo XIII. mit so erschütterndem Ernste und unerbittlicher Strenge vorzugehen genötigt war. Unter den grundstürzenden Irrtümern Alfred Loisy's und seiner Anhänger sehen wir daher auch ihren falschen Inspirationsbegriff und ihre Lehre von den naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Irrtümern in der Bibel sowohl in der Enzyklika „*Pascendi*“ vom 8. September 1907, als auch

in der 11. These des Syllabus Pius X. vom 3. Juli desselben Jahres ausdrücklich verurteilt.

Damit hat die oberste Instanz des kirchlichen Lehramtes zum letzten Male und in feierlicher Weise ihr Urteil zu Gunsten des „alten und beständigen Glaubens der Kirche“ gesprochen. Wir müssen es als katholische Lehranschauung nach dem Wortlaut dieser 11. These festhalten, dass „die göttliche Inspiration sich so auf die ganze Heilige Schrift erstreckt, dass sie alle und jeden einzelnen ihrer Teile vor jeglichem Irrtume bewahrt“.

§ 3. Das Urteil des Gesetzgebers

10. Die Lehre Christi. Wenn alle Richter ihr Urteil zu Gunsten unserer Frage abgegeben haben, wenn die oberste Instanz dieses Urteil voll und ganz zu wiederholten Malen ausdrücklich bestätigt hat, so ist die Sache für jeden gläubigen Katholiken erledigt.

Wir können aber noch einen Schritt weitergehen. Nicht als ob uns die einstimmigen Zeugnisse der Väter und die feierlichen Entscheidungen des kirchlichen Lehramtes nicht genügten! Nein, nur um „einer ganzen Welt von Wissenschaft und Unglauben“ gegenüber zu zeigen, auf welcher sicherer Grundlage sich unsere katholische Überzeugung aufbaut, welche sichere Bürgschaft wir für die Wahrheit des Urteils unseres obersten Gerichtshofes besitzen, können wir auch noch den Gesetzgeber selbst um seine Entscheidung angehen und von ihm selbst uns über diese hochwichtige Frage belehren lassen.

Der letzte Bürge für die Wahrheit unserer Überzeugung von der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift ist Christus, der Herr, die unfehlbare Wahrheit selber.

In seiner ganzen Lehre und in seinem ganzen Verhalten, wo immer wir ihm begegnen, finden wir einen Hauptgrundsatz, den er immer und überall und allen gegenüber unentwegt festhält. Die höchste und letzte Autorität, die für ihn jede Frage und allen Streit entscheidet, die auch Norm und Richtschnur für jede Lage ihm bietet, ist die Autorität der Heiligen Schrift. „So steht es geschrieben“, und „die Schrift muss erfüllt werden“ kehrt daher immer wieder unter seinen Aussprüchen.

Sehen wir ihn als Lehrer dem Volke gegenüber, in der

Bergpredigt oder in der Synagoge von Nazareth oder von Kapharnaum, so entnimmt er der Schrift den Gegenstand seiner Lehre und die Beweise für seine Predigt. Finden wir ihn im Streit mit seinen erbitterten Gegnern, den Pharisäern und Schriftgelehrten, dann sind es wieder die Worte und die Tatsachen des Alten Testaments, mit denen er sie widerlegt und zurückweist. Jonas und die Niniviten, die Königin von Saba und Salomon ruft er zu Zeugen wider sie auf (Mt 12, 39 -42), und Noe mit seinen Zeitgenossen, und Lot mit den Sodomiten (Lk 17, 26-29). Und als wollte er gewissen Gelehrten unserer Tage einen Denkart geben, fügt er bei: „*Seid eingedenk der Frau des Lot*“ (Lk 17, 32). Die schwerste Anklage, die er gegen sie erhebt, richtet sich eben gegen die Missachtung der Autorität der Heiligen Schrift: „*Ihr habt das Wort Gottes zu nichte gemacht durch eure Traditionen*“ (Mk 7, 13). „*Forschet nur in den Heiligen Schriften*“, ruft er siegesgewiss seinen Gegnern zu; „*sie sind es, die von mir Zeugnis ablegen*“ (Joh 5, 39). Sie werden deshalb auch seine Zeugen vor dem Throne des Vaters sein: „*Glaubet nicht, dass ich euch anklagen werde beim Vater; es ist ein anderer, der euch anklagen wird, Moses, auf den ihr eure Hoffnung setzt. Denn wenn ihr dem Moses glauben wolltet, so würdet ihr auch wohl mir glauben: von mir hat er ja geschrieben. Wenn ihr aber seinen Schriften nicht glaubt, wie solltet ihr dann meinen Worten glauben?*“ (Joh 5, 45-47). Moses und die Propheten sollten ihnen die gewöhnlichen Glaubenszeugen sein, deren Worte sie zu beachten hatten (Lk 16, 29); weil sie diese ungläubig zurückweisen, geht es ihnen, wie den Brüdern des reichen Prassers: sie werden auch die ausserordentlichen Zeugnisse der Allmacht Gottes verstockten Herzens nicht annehmen: „*Wenn sie Moses und die Propheten nicht hören, werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten aufersteht*“ (Lk 16, 31).

Vielleicht könnte einer einwenden: Christus hat sich dem Volke und den Pharisäern gegenüber einfach auf den Standpunkt der Juden gestellt, ohne dass er denselben dadurch als berechtigt und für immer gültig anerkennen will.

Der Einwand könnte Eindruck machen, wenn Christus bloss vor dem jüdischen Volke und seinen jüdischen Gegnern diesen Standpunkt einnähme. Er führt aber ganz dieselbe Sprache auch dem Satan gegenüber in seinen Versuchungen: „*Es steht*

geschrieben!“; seinen Jüngern und auserwählten Aposteln gegenüber, wenn er sie für ihren künftigen Beruf belehrt und vorbereitet; seinem himmlischen Vater gegenüber, wenn er im Gebete seine feierlichen Worte an ihn richtet (Joh 17, 12). Deshalb weist er den Widerstand des Petrus in Gethsemani zurück mit dem Hinweis auf die Schriften: *„Wie sollen denn die Schriften erfüllt werden, dass es so geschehen müsse?“* (Mt 26, 54). Deshalb ist es sein letztes Bemühen nach der Auferstehung, den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus den Sinn der Prophezeiungen des Alten Testaments zu erklären (Lk 24, 25–27), und deshalb hat er für alle Apostel vor seiner Himmelfahrt die letzte grosse Lehre, in der er noch einmal alles zusammenfasst: *„Das sind die Worte, die ich zu euch redete, als ich noch bei euch war: dass alles in Erfüllung gehen müsse, was in dem Gesetze Moses und in den Propheten und in den Psalmen über mich geschrieben steht. Und er gab ihnen hierauf das wahre Verständnis, um den Sinn der Schriften zu erfassen. Und er sprach zu ihnen: Also steht es geschrieben, und so musste Christus leiden und am dritten Tage wieder von den Toten auferstehen“* (Lk 24, 44–46).

Wir sehen, da kann von einer Anpassung an den jüdischen Standpunkt gar keine Rede sein. Er spricht seine eigene Überzeugung aus, nicht bloss wenn er stets und überall auf die Autorität der Heiligen Schrift als die unfehlbare Wahrheit und die höchste, unabänderliche Norm für sein eigenes Handeln und Leiden hinweist, sondern auch wenn er im Tempel, in der Säulenhalle Salomos, feierlich den Grundsatz verkündet: *„Die Schrift kann doch nicht aufgehoben werden“* (Joh 10, 35). Und längst vorher hatte er in der Lehre auf dem Berge am Westufer des Sees von Genesareth, als er das grosse Grundgesetz seines Reiches für alle Zeiten verkündigte, gleich an die Spitze seiner Predigt, unmittelbar nach der Einleitung, diesen selben grossen Grundsatz als erste ewige Wahrheit mit feierlichen Worten vorangestellt: *„Wahrlich, ich sage euch, bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht ein Strichlein oder ein Pünktlein vom Gesetze vergehen, bis alles geschieht“* (Mt 5, 18).

Auch Christus, der Gesetzgeber selbst, bestätigt also vollkommen das Urteil aller Richter und die Entscheidung der obersten Instanz über die unabänderliche und unfehlbare Wahrheit des inspirierten Gotteswortes in unseren Heiligen Schriften.

§ 4. Das richtige Verständnis dieses Urteils

II. Die notwendigen Voraussetzungen der Lehre von der Irrtumslosigkeit der Bibel. Das Urteil des alten Gerichtshofes über die Frage von der Irrtumslosigkeit der Bibel steht nach dem Gesagten vollkommen fest. Es lässt sich nicht daran rütteln.

Es kommt aber sehr viel darauf an, dass wir dieses Urteil richtig verstehen. Bevor wir daher auf die Prüfung der Schwierigkeiten der modernen Wissenschaft gegen die Irrtumslosigkeit der Bibel eingehen, müssen wir uns noch die notwendigen Voraussetzungen vergegenwärtigen, die für die kirchliche Lehre von der unfehlbaren Wahrheit der Heiligen Schrift gelten.

Die kurzen Sätze, in denen ich diese Voraussetzungen zusammenfassen möchte, werden mit Ausnahme des ersten keiner langen Erläuterung bedürfen.

Als allgemein anerkannte Lehre müssen wir festhalten, dass die Irrtumslosigkeit eine Folge und eine Wirkung der Inspiration ist. Die Wirkung geht aber nie über den Bereich der Wirksamkeit ihrer Ursache hinaus.

Daraus ergibt sich nun sofort eine dreifache, sehr wichtige Voraussetzung für die Irrtumslosigkeit der Bibel.

Erste Voraussetzung: *Die Irrtumslosigkeit betrifft nur das geschriebene Wort des biblischen Textes, nicht die persönliche Meinung des inspirierten Verfassers.*

Der Grund für diesen ersten Satz wird uns durch den Begriff der Inspiration klar gegeben. Denn diese göttliche Gnadengabe bezieht sich nicht auf das, was der heilige Schriftsteller über eine Frage im allgemeinen *weiss* oder *meint*, sondern auf das, was er unter dem „*Beistand des göttlichen Lichtes*“ in seinen inspirierten Schriften *sagt*. Die Erleuchtung und der Beistand des Hl. Geistes erstreckt sich bei den inspirierten Schriftstellern nach dem schönen Ausspruch Leo XIII. nur so weit, als es die unfehlbare Wahrheit der Wiedergabe des von Gott gewollten Inhaltes erheischte. Zu dieser unfehlbaren Wahrheit der Wiedergabe des von Gott gewollten Inhaltes im inspirierten Buche gehört aber keineswegs die Bewahrung des inspirierten Schriftstellers vor persönlichen irrthümlichen Meinungen und Anschauungen. Mit anderen Worten, die Irrtumslosigkeit ist eine Auszeichnung und ein Vorzug dessen, was dem ersten göttlichen Urheber und dem von ihm

benützten menschlichen Werkzeug *gemeinsam* gehört, nämlich des Gedankeninhaltes der inspirierten Schrift in der von Gott gewollten Form, nicht aber dessen, was dem menschlichen Werkzeug *allein* zukommt und ihm eigentümlich ist, nämlich seiner persönlichen Auffassung und Denkweise.

Aber, so wird man vielleicht fragen, wird dann der inspirierte Autor unter der Einwirkung der inspirierenden Gnadengabe nicht einfach zu einem leblosen Werkzeug in der Hand des ersten Urhebers herabgedrückt? Wie können wir uns eine des Menschen würdige eigene freie Tätigkeit des Schriftstellers vorstellen, wenn sein beschränktes Profanwissen sich in seinen Schriften nirgends offenbaren soll?

Wo es sich um das Zusammenwirken des Schöpfers mit seinem Geschöpfe handelt, ist die Frage nach dem Wie? für gewöhnlich eine recht schwierige. Selbst in der rein natürlichen Ordnung sind wir bei ganz alltäglichen Vorgängen, sobald wir etwas tiefer gehen wollen, bei dieser Frage schon in Verlegenheit. Wie wächst der Halm aus dem kleinen Körnlein? Wie bildet sich die Ähre? Wie reift das volle Korn in der Ähre? „*Der Same spriesst auf und wächst, ohne dass der Mensch weiss, wie es geschieht*“, sagt uns Christus (Mk 4, 27). Mag auch der Gelehrte des zwanzigsten Jahrhunderts noch so sehr seiner mikroskopischen Zeiss-Linse sich freuen und der Fortschritte seiner chemischen Wissenschaft sich rühmen, will er bei der Wahrheit bleiben, so wird er doch mit diesem Urteil des Schöpfers sich bescheiden und gestehen müssen, dass auch er die Antwort auf das letzte Wie? noch nicht gefunden hat.

Bei unserm Gegenstand stehen wir aber vor einer Frage der übernatürlichen Gnadenordnung. Ein noch viel dichter Schleier verhüllt hier unserem schwachen menschlichen Auge die Art und Weise des Zusammenwirkens der freien göttlichen Gnadengabe mit dem Wollen und Denken und Handeln des menschlichen Werkzeuges, das der Schöpfer sich auserkoren hat. Wir müssen uns in der Regel mit der Anerkennung der sicher feststehenden Tatsache begnügen, für die uns vor allem die Analogie ähnlicher Tatsachen etwas Licht bieten kann.

In dieser Hinsicht möchte ich an drei Beispiele erinnern, die eine grosse Ähnlichkeit mit unserem Falle haben. Nahe verwandt mit der Inspiration ist die freie Gnadengabe der Pro-

phetic: aber auch dem Propheten bleibt gar oft das Verständnis der Wahrheiten verschlossen, die der Heilige Geist durch seinen Mund offenbaren will (vgl. S. Thomas, Summa theol. 2, 2 q. 173 a. 4). Von einer andern Gnadengabe, dem Charisma der Glossolie oder Sprachengabe, die der heilige Paulus im 14. Kapitel des ersten Korintherbriefes der Prophetie gegenüberstellt, sagt uns der Apostel, dass der Glossolale durch seine Gabe zwar recht erhabene Geheimnisse in fremden Sprachen reden und Gebete sprechen und im Geiste psallieren, aber ohne die Hülfe einer anderen Gabe nichts von all den schönen Dingen verstehen kann, die er auf Antrieb des Heiligen Geistes vorbringt (1 Kor 14, 14). Endlich hebt auch das Charisma der Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Kirche, dessen Vorhandensein wir als Glaubenssatz festhalten, die Beschränktheit der Kenntnisse des Inhabers und infolgedessen die Möglichkeit eines persönlichen Irrtums des Trägers der Tiara nicht auf, und doch verbürgt uns Gottes Providenz für seine Kirche, dass er kraft dieser Gnadengabe die Definition eines Irrtums zu verhindern weiss.

Wenn wir diese Tatsachen beachten, wird es uns nicht schwer, auch für die Inspiration der Heiligen Schriften anzunehmen, dass diese Gnadengabe den Hagiographen in seinen beschränkten Kenntnissen und in seiner subjektiv irrigen Denkweise belassen kann und dass trotzdem Gottes Beistand und Vorsehung sein inspiriertes Wort in der Bibel vor jedem Irrtum bewahrt, ohne dass der heilige Schriftsteller dadurch zu einem leblosen Werkzeug herabgedrückt wird.

Zweite Voraussetzung. *Die Irrtumslosigkeit der Bibel betrifft den heiligen Text nur in der Form, in der ihn der heilige Verfasser geschrieben oder diktiert hat.*

Der Grund ist wiederum durch den Begriff der Inspiration klar gegeben. Durch dieses Charisma verbürgt uns Gott der Herr nur die irrumsfreie *Entstehung* des biblischen Textes, bei der eben die Würde und unfehlbare Wahrheit des göttlichen Urhebers an erster Stelle in Betracht kommt und die Verantwortlichkeit übernimmt. Für die irrumslose *Erhaltung* des inspirierten Textes hat der Heilige Geist durch die Inspiration keine Bürgschaft versprochen. Denn bei dieser kommen an erster Stelle Menschen in Betracht, die keine besondere Gnadengabe für diesen Zweck besitzen und deshalb durch verschuldete

Nachlässigkeit oder unverschuldete Unzulänglichkeit ihrer Kräfte Anlass zu manchen Gebrechen des uns heute vorliegenden Textes geben konnten.

Allerdings wird Gott auch bei dieser Erhaltung seines inspirierten Wortes insofern beteiligt sein, als es den Absichten und Zwecken seiner Heilsordnung entspricht. Wie weit aber diese Absichten auch ausserhalb der zur Glaubens- und Sittenlehre gehörigen Teile der Bibel mit der Unvollkommenheit in der Erhaltung und Überlieferung des heiligen Textes vereinbar sind, darüber gibt uns die Offenbarung keinen Aufschluss.

Die von der Inspiration verbürgte Irrtumslosigkeit der Bibel hat mit dieser Frage nichts zu tun.

Dritte Voraussetzung. *Die Irrtumslosigkeit betrifft nur die Worte des Verfassers, nicht das, was er als Aussagen anderer anführt, oder wofür er die Verantwortung ausdrücklich und bewiesenermassen ablehnt.*

Auch dieser dritte Satz ergibt sich als eine notwendige Folgerung aus dem Begriff der Inspiration. Gott verbürgt uns durch dieses Charisma eben nur die Worte desjenigen, den er als sein Werkzeug bei der Abfassung einer Schrift gebrauchen will. Wenn in dieser Schrift andere Personen redend eingeführt werden, so sind sie deshalb noch nicht inspiriert. Mit Rücksicht auf die redende Person können wir anderswoher eine Bürgschaft für die Wahrheit ihrer Worte haben, wie bei den Worten der Gottesmutter im Evangelium, oder eines von Gott gesandten Propheten, oder der Apostel nach der Herabkunft des Heiligen Geistes. Aber die Inspiration verbürgt uns nur das, was die Verfasser selbst und in ihrem eigenen Namen sagen. Im Buche Job werden uns lange Reden der Freunde des frommen Dulders berichtet; aber Gott selbst stellt ihnen am Schlusse des Dialoges das Zeugnis aus, dass sie in vielem nicht recht geredet haben (Job 42, 7). Beim Psalmisten lesen wir zweimal: „*Es spricht der Tor in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott*“ (Ps. 13, 1; 52, 1). Aber dieser Ausspruch bleibt doch nur das Wort eines gottlosen Toren.

Ebendahin gehören auch die in letzter Zeit viel erörterten literarischen Arten der biblischen Erzählung. Wenn es bewiesen ist, dass der Verfasser in einer Erzählung nicht eine eigentliche Geschichte, sondern eine Parabel oder eine lehrhafte Dichtung vorlegen will, so wird uns durch die Inspiration auch nicht

die geschichtliche Wahrheit einer solchen Erzählung gewährleistet.

Wir brauchen aber auf diese Frage hier nicht näher einzugehen. Wir werden nachher auf dieselbe und auf die sogenannten stillschweigenden Zitationen noch zurückkommen müssen.

Zum Verständnis der alten kirchlichen Lehre über die vollkommene Irrtumslosigkeit der Bibel können die angeführten drei notwendigen Voraussetzungen genügen.

Darnach lautet also das Urteil des alten Gerichtshofes, wie es von allen Richtern zu allen Zeiten gefällt, von der obersten Instanz wiederholt bestätigt und vom Gesetzgeber selbst ausdrücklich verbürgt ist: *Alle Worte der Heiligen Schrift, die von den inspirierten Verfassern selbst herrühren und in ihrem eigenen Namen gesprochen sind, können weder in ihrem religiösen, noch in ihrem profanwissenschaftlichen Inhalt irgendeinen Irrtum enthalten.*

II. Das Urteil des neuen Gerichtshofes

§ 1. Das Urteil im allgemeinen

12. Die Entwicklung seit der Enzyklika Leo XIII. Vor zwei Jahren besuchte ich zum fünften Male die heilige Stadt Jerusalem. Während meines Aufenthaltes traf ich dort mit einem bekannten Professor, einem Kollegen vom Bibelfache, zusammen. Es war gerade der heilige Karfreitag. Das Gespräch führte uns bald auf die biblische Frage, und zwar gerade auf unser heutiges Thema. Mein Herr Kollege erklärte mir gleich von vornherein mit grosser Emphase und mit dankenswerter Offenheit seinen Standpunkt: „Il y a des milliers et milliers d'erreurs dans la Bible.“ „Es gibt Tausende und aber Tausende von Irrtümern in der Bibel.“ Einigermassen erstaunt bemerkte ich ihm, dass ich mich seit über 25 Jahren ausschliesslich mit dem Studium der Bibel beschäftigt hätte und doch niemals auf einen Irrtum gestossen wäre, den ich dem inspirierten Verfasser selbst zuschreiben müsste. „Oh“, entgegnete mir darauf mein Partner, der gut 20 Jahre jünger war als ich, „Sie lesen die Bibel immer mit verschlossenen Augen. Man muss nur seine Augen aufmachen, um die Irrtümer zu sehen“. Ich versuchte zwar, ihm klar zu machen, dass ich mit dem besten Willen mich bemühte, meine

Bibel mit offenen Augen zu lesen, musste aber leider einsehen, dass wir zu keiner Verständigung gelangen konnten.

Sie werden es mir zu gute halten, wenn ich weder hier noch im folgenden Namen nenne. Es kommt uns einzig und allein auf die Sache an, und die Namen tun hier nichts zur Sache. Mehr als je gilt hier das Sprichwort: *Nomina sunt odiosa*. In solchen Dingen ist es gehässig Namen zu nennen. Denn es heisst nur zu leicht, andere verdächtigen, oder doch Anlass zur Verdächtigung geben.

Aber Sie werden mir auch zugeben, dass wir hier ein Urteil vernehmen, das mit allem, was wir bisher gehört haben, in schroffstem Widerspruch steht. Es ist das Urteil eines neuen Gerichtshofes, der dem alten gegenübertritt und im Namen des Fortschrittes der Wissenschaft Einspruch gegen die Irrtumslosigkeit der Bibel erhebt.

Aber, so wird mir vielleicht einer entgegenhalten, das war doch gewiss kein katholischer Gelehrter, der dieses Urteil gesprochen hat?

Doch, mein Lieber, es war ein katholischer Mann, der dort in Jerusalem so zu mir sprach. Er würde es als den grössten Schimpf empfinden, wollte man seine katholische Gesinnung nur im geringsten in Zweifel ziehen. Und er geniesst den Ruf eines grossen Gelehrten.

Aber dann ist es doch sicher eine vereinzelte Ausnahme, die wir nicht verallgemeinern dürfen!

Gewiss, wir wollen nicht verallgemeinern. Unter den katholischen Gelehrten gibt es, Gott Lob!, Männer genug, die ein solches Urteil zurückweisen. Sie wissen, dass auch der alte Gerichtshof seine Entscheidung mit voller Kenntnis der Sachlage gefällt hat, und sie lassen sich durch die Fortschritte der neuen Wissenschaft nicht irre und nicht bange machen. Aber dass es nur so eine ganz vereinzelte Ausnahme ist, die Widerspruch erhebt, wird man leider nicht zugeben können, wenn man die Entwicklung der biblischen Frage seit der Enzyklika Leo XIII etwas näher betrachtet.

Wir stehen da zunächst vor einer recht traurigen Tatsache. Wir brauchen durchaus nicht unsere Augen dagegen zu verschliessen. Im Gegenteil, sehen wir ihr kühn ins Angesicht!

Sie zeigt uns, worum es sich schliesslich und im tiefsten Grunde bei dieser biblischen Frage handelt.

Die traurige Tatsache ist diese: mehr als einer, der die Entscheidung des kirchlichen Lehramtes in unserer Frage nicht anerkennen wollte, hat der Kirche in diesen letzten fünfzehn Jahren den Rücken gekehrt. Der Wortführer im Streite in Frankreich gegen den Leo XIII schon seine warnenden Worte von den „beunruhigenden Strömungen in der Auslegung der Bibel“ richtete, gegen den der gute Pius mit apostolischem Freimut aufzutreten gezwungen war, Alfred Loisy, ist öffentlich von unserem Glauben abgefallen. Wir haben ähnliche tief betrübende Beispiele gesehen in Italien, in Deutschland, in Holland, in England, und auch in der Schweiz hat es nicht daran gefehlt. Freilich war es nicht die biblische Frage allein, die Männer zu Fall gebracht, von denen man mit Augustinus hätte annehmen sollen, sie seien fester gewurzelt wie die Zedern des Libanon. Der tiefste Grund lag bei den meisten überhaupt nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft. Aber den äusseren Anlass zum letzten, traurigen Schritte hat doch nicht selten gerade unsere Frage geboten.

Wir wissen alle, was wir von solchen Fällen zu halten haben. Auch für diese ersten Stunden der Entscheidung hat Christus seiner Kirche Lehre und Vorbild in seinem Erdenleben hinterlassen. Solch eine Entscheidungsstunde brachte seinen Aposteln jener Tag von Kapharnaum, über den uns Johannes berichtet. Der Heiland hatte dort in der Synagoge, zum Abschluss seiner galiläischen Wirksamkeit, seinen Jüngern und vielem Volke das Geheimnis seiner Liebe angekündigt und mit ganz klaren Worten seinen Willen kundgetan, dass er sein Fleisch und Blut im heiligsten Sakramente als Speise der Seelen zum ewigen Leben hinterlassen werde. „*Das ist eine harte Rede! Wer kann sie hören?*“, war die Antwort von vielen seiner Jünger, und nicht bloss die wankelmütige Menge der Juden, auch viele aus dem engeren Jüngerkreise „*zogen sich von dieser Zeit an zurück und wandelten nicht mehr mit ihm*“. Jesus empfand gewiss schmerzlich diesen Abfall so vieler Getreuen. Aber er wandte sich voll himmlischer Ruhe an die Zwölfe mit der ersten Frage: „*Wollt vielleicht auch ihr weggehen?*“. Und im Namen aller erwidert ihm Petrus: „*Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens*“ (Joh 6, 61—69).

So hat es die Kirche zu allen Zeiten gehalten. Mögen sich noch so viele von ihr abwenden und ihre Lehre als „harte Rede“ abweisen, sie hat keines ihrer Worte zurückzunehmen. Unbeirrt entfaltet sie das Banner der Wahrheit, und sie weiss, dass der schmerzliche Abfall so mancher nur um so inniger ihre Getreuen um das Siegespanier sich scharen lässt. Denn Worte ewigen Lebens ist ihr Erbteil vom Herrn.

In dieser Überzeugung lassen sich auch die Gelehrten nicht wankend machen, die im übrigen den Standpunkt jenes Herrn in Jerusalem mehr oder minder als berechtigt anerkennen möchten. Allerdings werden nur wenige diesen Standpunkt so offen aussprechen. Aber wenn man die Veröffentlichungen der letzten zwanzig Jahre seit der Enzyklika „*Providentissimus Deus*“ überblickt, wird man doch nicht gar so selten den gleichen Tendenzen begegnen.

Zwar gibt es wohl keinen mehr, der mit Rohling und Lenormant die profanwissenschaftlichen Angaben von der Inspiration ausschliessen möchte. Man gibt auch ziemlich allgemein zu, dass in den religiösen Belehrungen der Bibel in bezug auf die Glaubens- und Sittenlehren sich kein eigentlicher Irrtum finden kann. Aber die volle Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift auch in ihren profanwissenschaftlichen Teilen anzuerkennen, erscheint doch manchen zu schwer. So sucht man wenigstens die Wirkung der Inspiration praktisch auf die religiöse Belehrung zu beschränken.

Wie lässt sich aber eine solche Auffassung mit den letzten Entscheidungen des kirchlichen Lehramtes in Einklang bringen? Für manchen von uns wird diese Frage nicht leicht zu beantworten sein. Die Verteidiger dieser Meinung haben verschiedene Wege eingeschlagen, um eine befriedigende Antwort zu finden.

Bevor wir auf dieselben eingehen, wollen wir zuerst sehen, wie weit wir unsern Weg gemeinsam wandeln können. Ein jeder von uns wird ja viel lieber das Gemeinsame als das Trennende betonen. Aber nicht unsere Schuld ist es, wenn wir die Gemeinschaft nicht auf alle Stationen des Weges ausdehnen können.

13. Gemeinsame Gesichtspunkte. Ohne jeden Widerspruch geben zunächst alle zu, dass es sich bei der Frage über mögliche Irrtümer in den profanwissenschaftlichen Angaben der Bibel nicht um Irrtümer handeln kann, die auf Gott, als ihren Urheber

zurückzuführen wären. Nur der dem Irrtume unterworfenene Mensch kann bei dieser Frage in Betracht kommen. Wenn es also Irrtümer im inspirierten Gotteswort gäbe, könnten es nur Irrtümer sein infolge der geschöpflichen Beschränktheit des vom Schöpfer bei der Abfassung der hl. Bücher benützten menschlichen Werkzeuges.

Ebenso selbstverständlich werden alle, die aus dem Glauben an die Gottheit Christi Ernst machen wollen, seine Worte im Evangelium, auch wenn sie z. B. in den Parabeln von naturwissenschaftlichen Dingen handeln, als vollkommen frei von jeglichem Irrtum anzuerkennen bereit sein. Ich möchte es wenigstens lieber einer Unaufmerksamkeit oder Flüchtigkeit zuschreiben, wenn ein katholischer Gelehrter unter den naturwissenschaftlichen „Irrtümern“ der Bibel sogar Worte des Heilandes anführt. Wir kommen gleich darauf zurück.

Die meisten werden ferner damit einverstanden sein, dass wir in den inspirierten Büchern *keine Belehrung über profanwissenschaftliche Dinge* vonseiten Gottes zu suchen haben. Die Erforschung solcher Dinge, die „für das Heil belanglos“ sind, ist vom Schöpfer der Arbeit des Menschen überlassen worden. Durch die gewöhnliche Betätigung seiner natürlichen Kräfte und Fähigkeiten muss er sich diesen Schatz rein natürlichen Wissens erwerben. Es soll eine Frucht sein, die auf seinem Boden und an seinem Baume wächst, wenn er nur die Mühe des Pflanzens und Pflegens nicht scheut. Der Allmächtige ist zwar der Eigentümer des Weinbergs und auch der Herr der Arbeiter und Winzer. Aber er lässt seinen Pächtern völlig freie Hand in der Bebauung des Weinbergs, in der Anpflanzung und Pflege der Reben und Fruchtbäume. Er ist damit zufrieden, wenn sie ihm nur den gebührenden Teil der Früchte zur Zeit der Weinlese und Obsternte geben. Wenn sie durch ihre Trägheit und Nachlässigkeit die Pflanzung verkommen lassen, wird er bessere Arbeiter an ihre Stelle setzen, aber nicht etwa durch einen ausserordentlichen Eingriff in den gewöhnlichen Lauf der Dinge für die Früchte sorgen. So hat er auch die Erwerbung des rein natürlichen Wissens der freien Betätigung der menschlichen Kräfte überlassen. Sie entbehren zwar nicht der regelmässigen Mitwirkung seiner erhaltenden und fördernden Schöpferkraft; aber sie werden in ihrer gewöhnlichen Wirksamkeit nicht durch eine ausserordentliche göttliche Tätigkeit ersetzt.

Diese gewöhnliche Betätigung der natürlichen Kräfte und Fähigkeiten untersteht aber, wie alles geschöpfliche Werden und Wirken auf Erden, dem grossen Grundgesetz der Entwicklung. Von Stufe zu Stufe fortschreitend soll der einzelne Mensch den Kreis seines Wissens als Kind und Jüngling und Mann immer weiter und weiter ziehen und von den unvollkommenen Anfängen sich allmählich zur Höhe der ihm erreichbaren vollen Erkenntnis erheben. Den gleichen stufenmässigen Gang der Entwicklung sollte nach dem Willen des Schöpfers auch die ganze Menschheit in unserer jetzigen Ordnung mit ihrem natürlichen Wissen und Können durchlaufen, freilich in mannigfachem Wechsel bei den einzelnen Ländern und Völkern. So sollte z. B. auf dem Gebiet der Naturwissenschaften ihr Verstand von den tastenden Versuchen bei der Beobachtung der sinnenfälligen Naturvorgänge allmählich weiter vordringen zur Erforschung des Wesens der Dinge und des gesetzmässigen Verlaufes der Naturerscheinungen. Die Erkenntnis des weiten Reiches der natürlichen Schöpfung und all der grossen Wunder der Physik und Technik und Chemie, wie wir sie jetzt besitzen, gehört nicht an den Anfang der Entwicklungsreihe, sondern zu jener Stufe, auf der wir jetzt stehen.

Einer solchen planmässigen und allmählichen Entwicklung des menschlichen Wissens würde es aber durchaus nicht entsprechen und zum Teil auch geradezu widersprechen, wenn Gott der Herr uns in den heiligen Büchern, die er für die ganze Menschheit bestimmte, eine eigentliche Belehrung über profanwissenschaftliche Dinge hätte geben wollen. Ein derartiger göttlicher Unterricht über das innerste Wesen und die Gesetze des Naturreiches, über die Methode und die Regeln der kritischen Geschichtsforschung u. dgl., würde der ganzen Entwicklung vorgeifen und an den Anfang der Reihe stellen, was an das Ende derselben gehört. Die reife Frucht würde am Baume wachsen, ohne dass der Mensch ihn gepflegt und seine Kräfte in naturgemässer Arbeit betätigt hätte.

Für einen so tiefgehenden Eingriff Gottes in die natürliche Entwicklung lässt sich aber auch nicht der geringste stichhaltige Grund anführen. Die Kenntnis dieser rein natürlichen Dinge ist eben „für das Heil belanglos“.

Doch wenn wir auch in den Heiligen Schriften, die vor allem

und überall der *religiösen* Belehrung dienen sollen, keine Belehrung über profanwissenschaftliche Dinge zu suchen haben, so finden wir darin wenigstens gelegentliche Erwähnungen und mancherlei Bemerkungen über die verschiedenen Naturreiche, und aus dem Gebiete der Geschichte viele Erzählungen und ganze Bücher geschichtlichen Inhalts. Ist es nun auch „für das Heil belanglos“, ob solche gelegentliche Bemerkungen und historische Erzählungen tatsächlich Wahrheit oder Irrtum aussprechen?

Auch in der Beantwortung dieser Frage können wir zunächst noch einige gemeinsame Punkte hervorheben.

Es ist sicher und allgemein anerkannt, dass *Gott sich der menschlichen Sprache und Ausdrucksweise anpassen muss*, wenn er durch Menschen und zu den Menschen auf menschliche Weise reden will. In dieser Hinsicht hat man passend den Vergleich des geschriebenen Gotteswortes mit dem menschengewordenen Gotteswort gebraucht. Wenn es von diesem heisst, dass es in allem den Menschen gleich geworden, die Sünde ausgenommen (Hebr 2, 17; 4, 15), so dürfen wir auch von jenem sagen, es ist in allem dem menschlichen Worte gleich mit Ausnahme des Irrtums. Das menschengewordene Gotteswort hat alle menschlichen Schwächen und Unvollkommenheiten auf sich genommen, soweit sie mit der Würde der göttlichen Person vereinbar waren. So wird auch das geschriebene Gotteswort im ursprünglichen Text der heiligen Bücher im Ausdruck und in der sprachlichen Form allen jenen Unvollkommenheiten unterworfen sein, die in der geschöpflichen Beschränktheit des Menschen, oder in den Verhältnissen der Zeit und des Landes, oder in der Unzulänglichkeit des einzelnen menschlichen Werkzeuges ihren Grund haben, soweit es mit der Würde des inspirierenden göttlichen Geistes, des ersten Urhebers der göttlichen Schriften, vereinbar ist. Man hat mit Recht hervorgehoben, dass schon mit der Wahl der individuellen Sprache *eines* Volkes und *eines* Zeitalters manche Unklarheiten, Mängel und Vieldeutigkeiten der Begriffsbestimmung notwendig verbunden sein müssen, die bei jeder menschlichen Sprache unvermeidlich sind.

Wir dürfen, wie wir schon gesehen haben, noch einen Schritt weitergehen und sagen, *der menschliche Verfasser der heiligen Bücher stand*, abgesehen von der Inspirationsgnade, *in seinem*

ganzen Profanwissen vollständig auf dem beschränkten und vielfach irrthümlichen Standpunkt seiner Zeit- und Volksgenossen. Das Charisma der Inspiration hat ihn aber in seinen profanwissenschaftlichen Kenntnissen nicht über diesen Standpunkt erhoben. Es liegt durchaus kein Grund vor für die Annahme, dass diese Gnadengabe dem inspirierten Autor z. B. durch Mittheilung der heliozentrischen Weltanschauung an Stelle der alten geozentrischen eine Kenntnis verliehen habe, die ihn der stufenweisen und allmählichen Entwicklung des menschlichen Wissens um Jahrhunderte und Jahrtausende hätte vorausseilen lassen.

14. Falsche Grundsätze. So weit geht unser Weg zum Ziele gemeinsam. Leider nicht weiter. Hier heisst es auf der einen Seite: *trotz* dieser Beschränktheit der profanwissenschaftlichen Kenntnisse der heiligen Verfasser enthalten ihre inspirierten Schriften in der ursprünglichen Fassung keinerlei Fehler oder Irrtümer, auch nicht in profanen Dingen. Auf der anderen Seite aber stellt man den Satz auf: *wegen* dieser Beschränktheit der Hagiographen wird es in ihren Schriften naturgemäss auch Irrtümer und Fehler in den naturwissenschaftlichen wie in anderen profanen Sachen geben.

Dass es sich nicht bloss um einen Gegensatz in den Worten, sondern auch in der Sache und in den Meinungen handelt, ist nicht zu leugnen. Prüfen wir zunächst die allgemeinen Beweise, die für die zweite Meinung vorgebracht werden und mit denen die katholischen Verteidiger derselben sich mit den Entscheidungen des kirchlichen Lehramtes abzufinden suchen.

1) Vor etwa zehn Jahren traf ich in einer Universitätsstadt mit einem befreundeten deutschen Professor der Heiligen Schrift zusammen. Wir sprachen über die biblische Frage und über die Enzyklika „*Providentissimus Deus*“. Ich bemerkte meinem Kollegen, dass die Worte des päpstlichen Rundschreibens nicht den Sinn haben könnten, den man ihnen von einigen Seiten zuschreiben möchte, als wären wegen der Beschränktheit des Profanwissens der inspirierten Schriftsteller Irrtümer auf diesem Gebiete in ihren Schriften zulässig. Mein Freund erwiderte mir: „Sie haben ganz recht in der Auslegung der Enzyklika. Aber dieses Rundschreiben ist doch nur eine Privatmeinung Leo XIII.“

Dies ist die erste Weise, sich mit der unbequemen Enzyklika

abzufinden: man leugnet einfach ihren verpflichtenden Charakter. Mit einer solchen radikalen Leugnung wird aber wohl kaum einer von uns sich beruhigen können.

Fragen wir die Theologen über diesen verpflichtenden Charakter des Rundschreibens, so wollen einige in der feierlichen Erklärung, die der oberste Lehrer der ganzen Christenheit an die gesamte Kirche in einer die Glaubenslehre offenbar betreffenden Frage erlassen hat, eine unfehlbare Entscheidung *ex cathedra* sehen. Zu Gunsten ihrer Meinung weisen sie darauf hin, dass der Gegenstand der Enzyklika sicher eine den Glauben betreffende Frage bildet, wenngleich der Papst mit der Erörterung dieses Punktes manche disziplinäre Vorschriften verknüpft hat. Denn diese Anordnungen können seinen Entscheidungen und Belehrungen über die Inspiration und die Irrtumslosigkeit der Bibel nicht den Charakter einer Glaubenslehre nehmen. Die Form eines Rundschreibens „an alle ehrwürdigen Brüder, die Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der ganzen katholischen Welt“ ist jedenfalls, auch die feierlichste, die dem obersten Hirten und Lehrer der Kirche zur Verfügung steht, um wirklich *ex cathedra* sich an seine ganze Herde zu wenden. Dass der Papst in dieser feierlichsten Form auch die Absicht gehabt habe, die ganze Autorität seines obersten Lehramtes zu gebrauchen und die Frage in verpflichtender Weise für die gesamte Kirche als Glaubenslehre zu entscheiden, folgern diese Gelehrten aus verschiedenen Ausdrücken des Schreibens und insbesondere aus der Erklärung, dass die vorgelegte Lehre „den alten und beständigen Glauben der Kirche“ darstelle, dass „die Väter diese Lehre immer als richtig angesehen“, dass „alle Väter und Lehrer die volle Überzeugung geteilt hätten, die göttlichen Schriften, so wie sie von den heiligen Schriftstellern ausgingen, seien gänzlich frei von jeglichem Irrtum“.

Immerhin können über diese Absicht des Papstes, die Frage als Glaubenslehre für die ganze Kirche zu entscheiden, noch einige Zweifel bestehen. Denn es liesse sich erwarten, dass der oberste Lehrer, wenn er von der ganzen Autorität seines Lehramtes Gebrauch machen wollte, dieses auch ausdrücklich sagen und die gewöhnlichen Worte für die Definition einer Glaubenslehre anwenden würde, wie es z. B. bei der Entscheidung über die Unbefleckte Empfängnis von Pius IX. geschehen ist.

Wenn wir deshalb auch in der Enzyklika Leo XIII. mit der Mehrzahl der Theologen keine definitive Glaubensentscheidung sehen wollen, so wird doch wohl kein Theologe dieses feierliche Rundschreiben als eine Privatmeinung des Papstes zu bezeichnen wagen. Der Heilige Vater lässt nicht den geringsten Zweifel darüber, dass er die dem „alten und beständigen Glauben der Kirche“ entgegestehende Ansicht keineswegs als eine freie Meinung unter den Gläubigen dulden wolle. In dem Schreiben an den General der Franziskaner vom 25. November 1898 betont er auch nochmals ausdrücklich die verpflichtende Kraft seiner früheren Enzyklika: „Keinem Katholiken ist es gestattet, sich über die Weisungen und Erklärungen des obersten Hirten hinwegzusetzen“.

Diese verpflichtende Kraft des Hüters der christlichen Glaubenslehre wird man daher sicherlich nicht in Zweifel ziehen können.

2) In dieser richtigen Erkenntnis versuchen daher andere Gelehrte, auf einem neuen Wege die Zulässigkeit ihrer Meinung von Irrtümern in der Bibel zu erweisen. In bezug auf die von Leo XIII. so scharf betonte Unmöglichkeit solcher Irrtümer hat man behauptet: „Es handelt sich hier um Irrtümer, die als von Gott verursacht zu betrachten wären, der natürlich als ‚die höchste Wahrheit durchaus nicht Urheber eines Irrtums sein kann‘, ebensowenig wie er Urheber der Sünde ist. Wie es aber trotz diesem Sünden gibt, so gibt es trotz jenem Irrtümer in der Bibel, Irrtümer infolge der geschöpflichen Beschränktheit des von der Inspirationsgnade für ihre Zwecke ausersehenen Menschenkindes“.

Eine solche Deutung lassen nun jedenfalls die Worte der Enzyklika durchaus nicht zu. Schon die ganze Tendenz des Schreibens ist völlig dagegen. Es will nicht etwa, wie man gemeint hat, „der Forschung weitblickenden Auges vorausseilend die Wege weisen“, sondern es richtet sich gerade gegen die Übergriffe der unbesonnenen vorausseilenden Forschung. Mit allem Nachdruck weist es dieselbe auf die Grenzen hin, die ihr von der Glaubensüberlieferung der kirchlichen Vergangenheit gezogen sind. Mit aller nur wünschenswerten Klarheit wird auch der Inhalt dieser Glaubensüberlieferung in bezug auf die Irrtumslosigkeit der Bibel kurz zusammengefasst und ausgesprochen.

Dabei wird gerade die Unterscheidung zwischen Irrtümern aufseiten Gottes und solchen aufseiten des beschränkten menschlichen Werkzeuges als ganz belanglos für die Frage der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift ausdrücklich zurückgewiesen: „Es nützt daher gar nichts“, so lauten die schon früher angeführten Worte, „darauf hinzuweisen, dass der Heilige Geist Menschen als Werkzeuge verwendet habe, als hätte zwar nicht dem ersten Urheber, wohl aber den inspirierten Schreibern irgend etwas Falsches entschlüpfen können. Denn er hat sie durch seine übernatürliche Kraft so zum Schreiben angeregt und bestimmt, er hat ihnen so beim Schreiben Beistand geleistet, dass sie alles das, und nur das, was er selbst wollte, richtig im Geiste erfassten, getreulich niederschreiben wollten und passend mit unfehlbarer Wahrheit ausdrückten“.

Es dürfte klar zu Tage liegen, dass diese Worte genau das Gegenteil von dem sagen, was man ihnen als Sinn untergeschoben hat.

Noch ein Wort über das Scheinargument, das für die Möglichkeit von Irrtümern in der Bibel vorgebracht wird. Es lautet: „Gott kann nicht Urheber eines Irrtums sein, ebensowenig wie er Urheber der Sünde ist. Wie es aber trotz diesem Sünden gibt, so gibt es trotz jenem Irrtümer in der Bibel.“ Es ist ganz offenbar ein Trugschluss, der die Probe nicht besteht. Die Ungleichheit in den beiden Fällen springt ja jedem in die Augen. Auf der einen Seite steht Gott mit der allgemeinen Mitwirkung bei der Tätigkeit seiner Geschöpfe, durch die er sie am Missbrauch ihrer Freiheit in der Übertretung seiner Gebote nicht hindern will; auf der anderen Seite sehen wir den Herrn nicht bloss durch diese allgemeine Mitwirkung, sondern auch darüber hinaus durch eine ganz besondere Gnadengabe bei der Abfassung der inspirierten Bücher sich beteiligen. Dort kann die Sünde als freie Tat des Menschen in keiner Weise auf Gott als ihren eigentlichen Urheber zurückgeführt werden; hier verlangt unser heiliger Glaube, Gott als ersten und hauptsächlichsten Urheber der ganzen Heiligen Schrift und aller ihrer Teile zu betrachten, auf den auch ein Irrtum seines Werkzeuges zurückfallen müsste.

Wenn man aus der Beweiskraft der Gründe auf die Güte der Sache schliessen kann, so dürfte es mit dieser nicht gerade glänzend stehen!

3) Der Widerspruch mit dem Wortlaut der päpstlichen Entscheidung ist auch bei diesem zweiten Wege ganz offenbar. Deshalb sucht man auf eine dritte Weise ihm vorzubeugen. Man behauptet, dass für die Bestimmung des Wahrheitsgehaltes der Bibel einzig der religiöse Zweck den Ausschlag gibt. Die profanwissenschaftlichen Bemerkungen und Erzählungen haben aber mit diesem religiösen Zweck der Heiligen Schrift nichts zu tun. Also können sich in ihnen auch Irrtümer finden.

Der Beweis ist diesmal wenigstens kein eigentlicher Trugschluss. Wenn Obersatz und Untersatz richtig sind, dann werden wir auch die Schlussfolgerung zugeben müssen.

Aber wie steht es da gleich mit der ersten Behauptung, dass nur der religiöse Zweck ausschlaggebend sein soll in der Frage der Irrtumslosigkeit der Bibel? Auch diese Anschauung steht in offenem Widerspruch mit den ausdrücklichen Worten des Rundschreibens Leo XIII., die wir schon früher angeführt haben.

Der Papst hebt zwei Punkte als den „alten und beständigen Glauben der Kirche“ hervor: *erstens*, auch die profanwissenschaftlichen Angaben der Bibel gehören notwendig in den Bereich der Inspiration; *zweitens*, deshalb kann sich auch in ihnen keinerlei Irrtum finden. Der allgemeine Grund, mit dem der oberste Lehrer der Kirche diese beiden Punkte beweist, ist der Glaubenssatz, dass Gott der Urheber der ganzen Heiligen Schrift und aller ihrer Teile ist. In jedem Teile des inspirierten Buches redet Gott durch den inspirierten Verfasser. Jedes Wort dieses menschlichen Verfassers ist daher auch ein Wort Gottes, jede seiner Aussagen und Behauptungen ist eine Aussage und Behauptung Gottes. Wer deshalb die Wahrheit der Worte des inspirierten Textes richtig beurteilen will, hat nur das zu beachten, was wirklich von ihm ausgesagt und behauptet wird, nicht aber zu fragen, ob die Aussagen sich auf den religiösen Zweck beziehen. Nicht dieser Zweck ist ausschlaggebend für die Wahrheit der Aussage, sondern einzig das, was der inspirierte Autor tatsächlich behauptet.

Dies ist klar der Sinn der früher angeführten Worte: „Falsch ist die Meinung, man brauche bei der Frage nach der Wahrheit der Aussagen (der Bibel) nicht so sehr darauf zu achten, was Gott sage, als vielmehr zu erwägen, welchen Zweck seine Aus-

sage habe“. Der Wortlaut wie der Zusammenhang fordern ganz notwendig den dargelegten Sinn.

Er steht dem Obersatz des dritten Beweises diametral gegenüber. Das kann uns hier genügen, ohne dass wir auf eine Prüfung des Untersatzes für jetzt einzugehen brauchen.

4) Im nächsten Zusammenhang mit diesem dritten Wege steht eine andere, viel betretene Nebenstrasse. Bei näherem Zusehen finden wir aber auch da wieder eine Sackgasse ohne Ausweg.

Man behauptet nicht selten, die von Gott gewährleistete „unfehlbare Wahrheit“ der von ihm inspirierten Schriften beschränke sich auf die eigentliche Belehrung und Unterweisung, die er in der Bibel den Menschen erteile. Alles übrige sei „für das Heil belanglos“ und habe deshalb keinen Teil an jener „unfehlbaren Wahrheit“.

Nur der Form nach verschieden, in der Sache aber gleichbedeutend ist die Behauptung, man müsse im inspirierten Text die Aussagen des Schriftstellers von den Formen oder formalen Elementen der Einkleidung unterscheiden. Unter diesen Formen oder formalen Elementen versteht man die Beispiele und Bilder aus dem Gebiete der profanen Wissenschaften, die bei der religiösen Unterweisung verwendet werden. Auch nach dieser Meinung soll nur der religiösen Belehrung, nicht aber diesen „formalen Elementen“ die Irrtumslosigkeit zukommen.

Das Körnchen Wahrheit, das in solchen Behauptungen enthalten ist, lässt sich leicht herausschälen. Denn lehren im eigentlichen Sinne will Gott in der Heiligen Schrift freilich nur das, was sich auf das ewige Heil des Menschen und den Weg zu demselben bezieht. Alles übrige, und insbesondere die gelegentlichen Bemerkungen und Beispiele und Bilder aus den Naturwissenschaften, sind nicht Gegenstand der Belehrung, weil sie „für das Heil belanglos“ sind.

Aber eine wirkliche Aussage Gottes liegt in jedem Satze der Bibel vor, der ein Urteil über irgendein objektives Faktum enthält, mag dieses nun religiöser oder historischer oder naturgeschichtlicher oder überhaupt profanwissenschaftlicher Art sein. Wenn es im Buche Job (39, 13f) heisst: „Die Straussenhenne... überlässt der Erde ihre Eier und brütet sie im Sande aus“, so will uns der Verfasser damit sicherlich keinen naturgeschichtlichen Unterricht erteilen. Ebenso sicher enthalten

aber seine Worte eine Aussage über das, was die Straussenhenne mit ihren Eiern macht. Diese Aussage ist entweder wahr oder falsch, je nachdem sie dem tatsächlichen Sachverhalt entspricht oder nicht. Die Behauptung, die Bibel „sage über solche Dinge überhaupt nichts aus“, beruht auf der Verwechslung von Aussage und Belehrung.

Liegt aber eine wirkliche Aussage des inspirierten Autors vor, so ist sie zugleich eine Aussage des inspirierenden ersten Urhebers. Sie wird deshalb notwendig von diesem selbst mit seiner unfehlbaren Wahrheit gewährleistet. Denn jeder Irrtum ist mit seinem Worte ganz unvereinbar. Auch in den Beispielen und Bildern, die er bei seiner religiösen Unterweisung als „formale Elemente“ verwendet, kann er uns nicht ein buntes Gemisch von Irrtum und Wahrheit bieten.

Schon der einfache Katechet und Prediger, auf dessen Beispiel man uns hinweist, darf sich das bei den naturgeschichtlichen Exempeln im religiösen Unterrichte nicht erlauben. Wäre es denn mit seiner Würde und mit der dem Worte Gottes schuldigen Ehrfurcht vereinbar, wenn er seine andächtigen Zuhörer mit den Fabeln und Histörchen des alten, naturgeschichtlichen Fabelbuches „Physiologus“ erbauen wollte? Er würde das Wort Gottes dem Gespötte aussetzen und bei vielen recht fragliche Früchte der Erbauung erzielen.

Freilich hat man im Altertum solche Geschichten geglaubt, und würde deshalb keinen Anstoss daran genommen haben. Aber dies kann das Unpassende einer Verwendung derartiger Irrtümer in der mit göttlicher Autorität auftretenden religiösen Unterweisung der Bibel nicht aufheben. Auch die Zuhörer Christi haben diese falschen naturgeschichtlichen Anschauungen der Alten geteilt. Trotzdem verlangt man mit vollem Rechte als erste Bedingung von seinen Parabeln die Naturwahrheit des Bildes, das er dem Leben der Menschen oder dem Reiche der Natur zur Veranschaulichung seiner religiösen Belehrung entnimmt. Was er vom Unkraut auf dem Acker erzählt, muss der Wahrheit entsprechen, obwohl er keine Belehrung über die Botanik uns bieten will. Mochte man auch allgemein an eine Verwandlung von Weizenkörnern in Lolchsaamen glauben, er durfte eine solche botanische Fabel nicht als ein naturgeschichtliches Faktum hinstellen, um daraus eine religiöse Lehre zu zie-

hen. Auch die nur gelegentliche Benutzung einer solchen objektiv falschen Form würde eine irrtümliche Aussage enthalten, die mit dem Charakter der ewigen Wahrheit unvereinbar ist.

Ganz das gleiche gilt aber auch für die Worte der inspirierten Autoren. Denn auch ihre Aussagen sind im vollen und eigentlichen Sinne Worte und Aussagen Gottes. Auch sie schliessen daher jede falsche Behauptung und jeden Irrtum „nicht nur notwendig aus, sondern sind damit ebenso notwendig und vollständig unvereinbar, als Gott, die höchste Wahrheit, unmöglich der Urheber eines Irrtums sein kann“.

Aber wird dann nicht hier der Vorwurf gelten, dass mit dieser Forderung der unfehlbaren Wahrheit, unter Berufung auf den irrtumslosen Gott „stillschweigend der menschliche Faktor bei den heiligen Büchern ganz beiseite gesetzt wird“? Wenn der Vorwurf ernst gemeint wäre, würde er sich direkt gegen die ganze alte Kirche, gegen Leo XIII. und gegen Pius X. richten, und damit auch schon gerichtet sein. Er entbehrt aber vollständig jeder Berechtigung. Der menschliche Faktor bleibt mit all seinen beschränkten und irrtümlichen Auffassungen ganz unberührt von dieser Forderung und Berufung. Die Gnadengabe der Inspiration hebt, wie wir gesehen haben, seine Beschränktheit und seine unrichtigen Profankenntnisse keineswegs auf. Er bleibt ganz ruhig ein „Kind seiner Zeit“. Aber durch seine Gnadengabe sorgt der Heilige Geist dafür, dass alles, was er schreibt in den inspirierten Büchern, trotz seiner beschränkten und irrigen Denkweise der unfehlbaren Wahrheit entspricht.

§ 2. Die Begründung auf dem Gebiet der Naturwissenschaften

15. Äussere Naturerscheinungen. Gegen die Verteidigung der alten kirchlichen Lehre von der vollen Irrtumslosigkeit der Bibel ist schon des öfteren der Vorwurf erhoben worden, sie achte nicht genug auf die im heiligen Texte wirklich vorliegenden einzelnen Schwierigkeiten, die doch schliesslich den Ausschlag gäben.

Nun, wenn das Urteil des alten Gerichtshofes richtig ist, wird es auch den einzelnen Schwierigkeiten gegenüber die Probe bestehen können. Freilich dürfen wir diese Probe nicht unter-

lassen und vor der ruhigen Würdigung der als „Irrtümer“ bezeichneten Punkte nicht zurückscheuen.

Treten wir also in die Prüfung der Einzelschwierigkeiten ein, auf die sich die Anwälte des neuen Gerichtshofes zur Begründung ihres Urteils hauptsächlich berufen. Wir beginnen mit dem Gebiete der Naturwissenschaft, um sodann auch die Einwürfe aus dem Felde der Geschichte zu würdigen. Sie werden sich alle davon überzeugen, dass das alte Urteil diese Verhandlung vor der neuen Instanz wahrhaftig nicht zu scheuen hat.

Man hält uns zunächst mit recht kräftigen Worten die „unleugbare Spannung zwischen den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen der Bibel und den Resultaten der neuzeitlichen Naturwissenschaft“ entgegen: „Die Naturforschung hat also — das steht einfach fest — in zahlreichen Punkten, worin sich die Bibel mit ihr berührt, auf dem Boden ihrer rationellen Methode unablässig arbeitend, eine Reihe absolut gesicherter Resultate ergeben, die den naturwissenschaftlichen Daten der Bibel ebenso sicher widersprechen“.

Wir wissen schon, dass wir gegen die Beschränktheit und Irrtümlichkeit der subjektiven naturwissenschaftlichen Kenntnisse der ganzen alten Welt einschliesslich der biblischen Schriftsteller gar nichts einzuwenden haben. Keinem von uns fällt es ein, gegen die unleugbaren grossen Fortschritte der Naturwissenschaften in unseren Tagen Einspruch zu erheben.

Nicht darum handelt es sich also bei dieser, wie man sagt, einfach feststehenden Spannung zwischen der modernen Naturforschung und der Bibel. Die ganze Frage dreht sich vielmehr um den einen Punkt, ob diese irrtümlichen alten Anschauungen von der Natur auch im inspirierten Texte zum Ausdruck kommen und so zu objektiv falschen Aussagen und wirklichen Irrtümern in der Bibel geführt haben.

Gerade dies behaupten die neuen Anwälte. Deshalb legen sie eine ganze Reihe der von der neuzeitlichen Naturwissenschaft auf dem Boden ihrer rationellen Methode unablässig erarbeiteten und absolut gesicherten Resultate vor, die mit den Aussprüchen der Bibel in sicherem Widerspruch stehen sollen.

Sehen wir uns also diese Reihe etwas genauer an!

Die einzelnen Punkte lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen. Zur ersten gehören die äusseren Naturerscheinun-

gen oder Phänomene, zur zweiten naturgeschichtliche Tatsachen aus den verschiedenen Naturreichen. Die beiden Klassen sind gar sehr voneinander verschieden und fordern eine ganz verschiedene Lösung der aufgeworfenen Schwierigkeiten.

Hinsichtlich der äusseren Naturerscheinungen werden uns als offenbare Irrtümer der Bibel eine grosse Zahl von Texten entgegengehalten, die sich auf die Astronomie, die allgemeine Erdkunde, die Meteorologie und die Psychologie beziehen. Um den Schwierigkeiten nichts von ihrer Kraft zu nehmen, will ich sie mit den eigenen Worten eines der Vertreter der neuen Meinung vorlegen: „Ist etwa astronomisch noch zweifelhaft, dass die Erde sich um die Sonne dreht, dass die Fixsterne gewaltige Sonnen sind, so fern von uns, dass sie dem menschlichen Auge nur noch als kleine Lichtpunkte erscheinen, dass der Mond viel tausendmal kleiner ist, als die meisten der uns sichtbaren Sterne? In der Bibel aber sind Sonne und Mond im Gegensatz zu den Sternen *„die grossen Lichter am Himmel“* (Gen 1, 16); da lesen wir, dass die Sterne vom Himmel fallen werden (Mt 24, 29), und überall erscheint die Erde als der feste Mittelpunkt der Welt, um den Sonne, Mond und Sterne kreisen, wie das ptolemäische Weltsystem im Gegensatz zu dem kopernikanischen lehrte. . . Wir haben ferner heute die wissenschaftliche Gewissheit, dass die Erde eine Kugel ist, dass das blaue Himmelsgewölbe uns immer als festes Gewölbe erscheint, während es als solches faktisch keine Realität hat, sondern nur eine optische Täuschung ist, nicht minder, dass der Regen lediglich auf den Kreislauf der Feuchtigkeit zurückgeht. In der biblischen Naturanschauung dagegen erscheint die Erde als eine kreisrunde Scheibe (Spr 8, 27. . .), die auf den Wassern ruhte (Ps 136, 6), ist das Firmament ein Gewölbe, das *„fest ist wie ein gegossener Spiegel“* (Job 37, 18; Gen 9, 6). Über ihm sind die durch Gott *„von den Wassern, die unterhalb des Firmamentes sind“*, geschiedenen Wasser (Gen. 1, 7. . .), die Vorratskammern des Schnees und Hagels (Job 38, 22; Ekkli 39, 30), und wenn *„die Schleusen des Himmels aufgetan werden“*, strömt das Wasser mächtiger zur Erde nieder, als wenn die Wolken den Regen bringen, wie es gewöhnlich der Fall ist (Gen 7, 11f). Und an dieses Firmament hat Gott die zwei grossen Leuchten und die Sterne gesetzt, dass sie die Erde beleuchten (Gen 1, 16f); wenn das Weltgericht

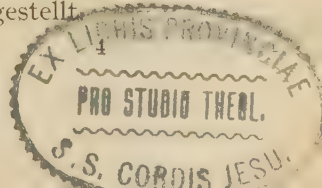
kommt, werden sie einst vom Himmel fallen (Mt 24, 29; Mk 13, 24; Apok 6, 13). Wir wissen jetzt, dass Wind und Sturm einfach Temperatúrausgleichungen der Luft sind. In der biblischen Anschauungsweise gehen die Winde aus den *„Vorratskammern der Winde“* hervor (Jer 10, 13...). Für die heutige Psychologie ist es zweifellos, dass das Gehirn derjenige Teil des Körpers ist, in dem die Sinneseindrücke zu bewussten Empfindungen sich gestalten, die Ideen und seelischen Einflüsse verarbeitet und die gewonnenen Energien, durch das Nervensystem auf die Glieder des Körpers übertragen, in Tätigkeit umgesetzt werden. In der Bibel erscheinen dagegen überall Herz und Nieren als Träger des innern und geistigen Lebens des Menschen“.

Soweit die erste Klasse der biblischen „Irrtümer“. Was haben wir von diesen Aussagen der Bibel über die äusseren Naturerscheinungen zu halten?

Die angeführten Beispiele und tausend ähnliche aus den verschiedenen Gebieten der äusseren Naturerscheinungen, sind Gegenstand der unmittelbaren Sinneswahrnehmung. Was wir mit den Augen und mit den übrigen Sinnen feststellen, findet seinen naturgemässen Ausdruck in unserer gewöhnlichen Umgangssprache. Weil die Augen sehen, dass die Sonne sich jeden Morgen am Horizont zeigt und am Abend wieder verschwindet, deshalb sagen wir, die Sonne geht auf, die Sonne geht unter. Über das innerste Wesen und den objektiven Sachverhalt der Naturerscheinung selbst soll und kann uns diese gewöhnliche Umgangssprache keine Belehrung geben. Das ist der Kunstsprache der Gelehrten vorbehalten, wenn sie uns in ihren Vorlesungen an der Hochschule oder in ihren wissenschaftlichen Werken tatsächlich jene Belehrung über den wirklichen Sachverhalt geben wollen. Und selbst diese Herren vom Fach bedienen sich in weitem Masse der gewöhnlichen Umgangssprache und machen sie erst durch die richtige Verwendung der Kunstausdrücke zur Kunstsprache, deren Geheimnisse aber dem gewöhnlichen Menschenkind meist ganz unverständlich bleiben. Ja, sogar bei diesen Kunstausdrücken sind sie so wenig konsequent, dass sie darin Elemente der Umgangssprache nach den einfachen Sinneswahrnehmungen mit ihren hochwissenschaftlichen Bezeichnungen vermengen. Sie behalten die alte Einteilung nach Sonne, Mond und Sternen auch in ihren gelehrten Werken ganz

ruhig bei und sprechen ganz wie die Bibel von der aufgehenden und untergehenden Sonne. Wenn sie die Erde eine Kugel oder ein Rotationsellipsoid nennen, so drücken sie doch auch damit nicht den wirklichen Sachverhalt aus; denn streng genommen ist keines von beiden richtig. Wenn sie sagen, der Mond drehe sich um die Erde und die Erde drehe sich um die Sonne, so ist auch dagegen wieder zu bemerken, dass eigentlich je zwei Himmelskörper sich nur um den gemeinschaftlichen Schwerpunkt drehen können. Die Astronomen schreiben hochwissenschaftliche Werke über Kometen, Planeten und Fixsterne, und doch weiss die Astronomie heute, dass es weder behaarte — das bedeutet Komet —, noch herumirrende, noch feststehende Sterne am Himmel gibt. Sie reden von der Aberration des Lichtes im Fernrohr, während sie doch nach dem Sachverhalt sagen sollten: Aberration des Fernrohres. Auf Dutzende von ähnlichen Inkonssequenzen in der astronomischen Kunstsprache hat der verdiente Leiter der vatikanischen Sternwarte, Johannes Hagen, hingewiesen, natürlich ohne dass er das mindeste dagegen einzuwenden hätte.

Welche Sprache soll denn nun Gott wählen, wenn er in der Bibel zu uns Menschen über diese äusseren Naturerscheinungen reden will? Nach unseren Modernen müsste er eigentlich wohl in der grössten Verlegenheit sein. Mag er die gewöhnliche Umgangssprache oder die wissenschaftliche Kunstsprache nehmen, schon die Gelehrten unseres zwanzigsten Jahrhunderts könnten ihm in jedem Satz nachweisen, dass die Ausdrücke durchaus nicht dem wirklichen Sachverhalt entsprechen. Und was werden erst die folgenden Generationen noch für Geheimnisse entdecken, wenn es vielleicht einem Zeppelin gelingen sollte, mit Jules Verne eine Reise nach dem Monde auszuführen und sich unsern lieben Nachbar mal etwas aus der Nähe zu betrachten! Und wollte der Schöpfer über diese Wunder seiner Allmacht den Menschen genau nach dem Sachverhalt in seiner eigenen Kunstsprache reden, wer würde denn unter all unseren Gelehrten sich erkönnen, der Dolmetsch dieser Gottessprache für den Sterblichen zu sein? Und wo bliebe dann die allmähliche, stufenweise Entwicklung und der vielgerühmte Fortschritt unserer natürlichen Kenntnisse? Das Ende käme an den Anfang zu stehen und alles wäre richtig auf den Kopf gestellt.



Nein, wir reden zu Gott wie Kinder zu ihrem Vater, und Gott redet zu uns in der einfachsten Sprache eines Vaters zu seinen Kindern, um mich der Worte des eben genannten Pater Hagen zu bedienen. Gott wählte in der Bibel mit vollem Rechte die gewöhnliche Umgangssprache, die allein nicht nur dem Volke, sondern auch den Gelehrten und dem ganzen Menschengeschlechte für alle Zeiten verständlich war und ist und bleibt. Diese menschliche Sprache drückt jedoch den äusseren Naturerscheinungen gegenüber nur das aus, was die Sinne davon wahrnehmen, und diese Wahrnehmung der Sinne beschränkt sich stets und überall auf die nach aussen hervortretende Erscheinung, auf den Augenschein. Sie kann gar nicht, wie uns die Philosophie lehrt, zur Erkenntnis des zugrunde liegenden objektiven Sachverhaltes vordringen. Der Wahrheitsgehalt der dieser Sinneswahrnehmung entsprechenden Ausdrücke darf daher auch nicht nach diesem objektiven Sachverhalt gemessen werden.

Können wir also den in der menschlichen Sprache ganz allgemein gebräuchlichen Ausdruck bei solchen Naturerscheinungen als „falsch“, als „naturwissenschaftlichen Irrtum“ bezeichnen? Nun, dann wäre Gottes Wort in der Bibel auch mit der heutigen Kunstsprache aller Gelehrten diesen „Irrtümern“ nicht entgangen! Doch es ist ganz unberechtigt, von „Irrtümern“ in solchen Ausdrücken zu sprechen. Als einfache Wiedergabe der Sinneswahrnehmung können dieselben gar nicht falsch sein und keinerlei Irrtum enthalten. Denn wie wiederum die Philosophie uns lehrt, irren die Sinne nicht in der Wahrnehmung des ihnen entsprechenden Gegenstandes. Ein Irrtum würde erst durch das Urteil des Verstandes hinzukommen, wenn er aus der Beobachtung der Sinne den Schluss ziehen wollte: weil meine Augen die äussere Erscheinung des Sonnenaufgangs und Untergangs wahrnehmen, deshalb bewegt sie sich auch wirklich nach dem tatsächlichen Vorgange um die Erde herum. Ein solches Urteil des Verstandes ist aber in dem einfachen Ausdrucke der menschlichen Sprache: „Die Sonne geht auf“, „die Sonne geht unter“ gar nicht enthalten.

Sie sehen daraus auch, wie wichtig die Unterscheidung ist, auf die ich schon wiederholt aufmerksam machte: bei der Irrtumslosigkeit der Bibel handelt es sich um das, was die Aus-

drücke des inspirierten Textes sagen, nicht um das, was die inspirierten Autoren subjektiv denken oder meinen. Gewiss haben diese menschlichen Verfasser der Heiligen Schriften bei den äusseren Naturerscheinungen das ptolemäische und nicht das kopernikanische Weltsystem ihren Anschauungen zugrunde gelegt. Aber wo findet sich denn in der ganzen Bibel auch nur eine einzige Stelle, wo der Ausdruck dieses irrigen subjektiven Urteils irgendwie hervortreten liesse? Eben weil die Ausdrucksweise der menschlichen Sprache den Naturerscheinungen gegenüber einzig und allein die unmittelbare Sinneswahrnehmung wiedergibt, ist sie von der Denkweise und dem Urteil des Verstandes gänzlich unabhängig und bleibt deshalb von einem etwaigen Irrtum dieser Denkweise völlig unberührt.

Man mag daher von subjektiv falscher Naturanschauung der Hagiographen reden. Von objektiv falschen Ausdrücken und naturwissenschaftlichen Irrtümern in den inspirierten Schriften kann bei dieser ersten Klasse nicht die Rede sein. Wollte man den einfachen Ausdruck der unmittelbaren Sinneswahrnehmung als solchen schon deshalb falsch und irrig nennen, weil er nicht die zugrunde liegende objektive Seinsweise, sondern nur die äussere Erscheinungsform wiedergibt, so würde man selbst eine philosophisch unrichtige Bezeichnung gebrauchen und müsste ausserdem die gleiche ganz allgemein menschliche naturwissenschaftliche Ausdrucksweise z. B. auch in den Worten Christi im Evangelium, und nicht minder in der Kunstsprache unserer Gelehrten, als objektiv falsch und als naturwissenschaftlichen Irrtum anerkennen.

Im Anschluss an die grossen Lehrer der katholischen Vergangenheit hat die Enzyklika „*Providentissimus Deus*“ diese Grundsätze hinsichtlich der äusseren Naturerscheinungen deutlich und nachdrücklich ausgesprochen. Diese Lehre steht auch mit den Forderungen der vom Glauben erleuchteten Vernunft so sehr in vollstem Einklange, dass sie von niemand bezweifelt oder geleugnet werden kann.

Es erübrigt sich daher, auf die einzelnen Texte und Beispiele einzugehen, die uns entgegengehalten werden. Für sämtliche Punkte genügt die vorgelegte Lösung vollkommen. Wir könnten höchstens noch hinzufügen, dass man auch dem inspirierten Verfasser nicht allzu pedantische Forderungen für den Gebrauch

seiner oft echt orientalischen und vielfach hochpoetischen Bilder und Vergleiche machen darf. Wenn ihm das eine Mal das Firmament „fest wie ein gegossener Spiegel“ erscheint (Job 37, 18), so denkt er dabei doch so wenig an die Wirklichkeit eines fest gegossenen Metalles, dass er sicherlich auch nichts dagegen einzuwenden hat, wenn ein anderer biblischer Dichter dasselbe Himmelsgewölbe mit einem Zeltdach aus Ziegenfellen vergleicht (Ps 103, 2). Wollte man uns da von naturwissenschaftlichen Irrtümern reden, so würden wir vielleicht auch einen Herz und Nieren erschütternden Protest dagegen erheben, ohne zu bedenken, dass eigentlich das Gehirn der richtige Mittelpunkt der Sinneseindrücke sein müsste.

Hinsichtlich der vom Himmel fallenden Sterne, die wir in der angeführten Liste dieser ersten Klasse von naturwissenschaftlichen Irrtümern in der Bibel sogar zweimal genannt finden, wäre noch eines zu bemerken. Es muss befremdlich erscheinen, dass dieses Beispiel in der Liste überhaupt einen Platz erhalten konnte. Denn es handelt sich um ein furchtbar ernstes Wort des Sohnes Gottes selbst. Und was weiss denn unsere heutige Astronomie davon, dass die Sterne beim Nahen des Weltgerichts nicht vom Himmel fallen werden? „Eine ‚Astronomie‘, die das wissen will“, erklärt Johannes Hagen, „ist mir in den vierzig Jahren meiner Fachstudien nicht bekannt geworden.“ Was dieser Ankündigung des Weltenrichters einst in Wirklichkeit entsprechen wird, dürfte auch vor den Resultaten unserer heutigen Naturforschung sich nicht zu fürchten haben.

16. Naturgeschichtliche Tatsachen. Von den bisher behandelten Ausdrücken über äussere Naturerscheinungen sind jene gelegentlichen Bemerkungen der inspirierten Bücher zu unterscheiden, die eine Aussage über naturgeschichtliche Tatsachen aus den verschiedenen Naturreichen enthalten. So bieten uns z. B. das Buch Job und andere alttestamentliche Schriften herrliche naturgeschichtliche Beschreibungen. Wir finden unter den Parabeln Christi das Bild vom Unkraut unter dem Weizen, vom Senfkörnlein, vom Salze, das schal wird, u. dgl.

In solchen Fällen handelt es sich nicht mehr bloss um die äussere, sinnenfällige Erscheinungsform, sondern um eine wirkliche Tatsache, die in den inspirierten Worten entweder bejaht oder verneint wird. Wir haben es also in diesen Texten mit eigentlichen

Aussagen zu tun, die wahr oder falsch sein müssen, je nachdem ihr Inhalt mit der tatsächlichen Wirklichkeit übereinstimmt oder nicht.

Der Unterschied zwischen solchen Aussagen und den vorhin besprochenen Worten der heiligen Schriftsteller liegt auf der Hand. Es genügt für derartige naturgeschichtliche Tatsachen nicht, auf die volkstümliche Ausdrucksweise nach dem Augenschein hinzuweisen, um jeden Irrtum auszuschliessen. Die Behauptungen über solche wirklichen Fakta aus der Naturgeschichte sind ebenso zu beurteilen, wie die historischen Erzählungen oder andere profanwissenschaftliche Angaben der Bibel. Ihr Wahrheitsgehalt ist nach der Übereinstimmung mit der objektiven Wirklichkeit zu bemessen. Es genügt auch nicht, wie wir schon sahen, auf den religiösen Zweck der Bibel hinzuweisen und zu betonen, dass Gott uns in der Heiligen Schrift keine Belehrung über profanwissenschaftliche Dinge geben will. Denn es lässt sich doch nicht leugnen, dass solche Texte, auch ohne den Zweck einer profanen Belehrung zu verfolgen, doch eine eigentliche Aussage, eine Behauptung enthalten, die entweder wahr oder falsch ist.

Es ist daher ganz unzutreffend, wenn man z. B. behauptet hat: „Gewiss, die Naturschilderungen des Buches Job enthalten zoologische Unrichtigkeiten, weil der Verfasser dieses herrlichen poetischen Buches nicht die modernen zoologischen Kenntnisse, sondern die Meinungen seiner Zeit und seiner Umwelt seinen religiösen Auseinandersetzungen zugrunde legt. Werden aber diese ergreifenden Hymnen auf die Herrlichkeit des Schöpfers der Welt wegen dieser Ungenauigkeiten nach der zoologischen Seite religiös weniger wirkungsvoll oder unwahr in ihrer vom Verfasser beabsichtigten religiösen Idee?“

Eine solche Auffassung gibt tatsächlich die Irrtumslosigkeit der Bibel in den profanwissenschaftlichen Angaben preis. Sie tritt damit in offenen Widerspruch mit der Lehre der ganzen kirchlichen Vergangenheit.

Schwierigkeiten viel ernsterer Art würden sich gegen diese Lehre erheben, wenn die Behauptung von zoologischen und anderen naturgeschichtlichen Unrichtigkeiten zu recht bestände. Hier hat das Urteil des alten Gerichtshofes die schwerste Probe zu bestehen. Es ist ja gewiss, dass unsere naturwissenschaft-

lichen Kenntnisse auch hinsichtlich dieser Tatsachen aus den verschiedenen Naturreichen grosse Fortschritte gemacht haben, während die Verfasser der heiligen Bücher die vielfach irrtümlichen Meinungen der alten Welt über diese Dinge teilten.

Aber wenn irgendwo, so dürfen wir hier nicht durch hochtrabende Behauptungen und allgemeine Anklagen uns bange machen lassen. Bei der Naturwissenschaft handelt es sich um exakte Forschung über ganz konkrete Tatsachen. Also heraus mit diesen konkreten Fällen von naturwissenschaftlichen Irrtümern in der Bibel!

Auf wiederholtes Drängen haben die Vertreter der neuen Meinung, so viel ich sehe, fünf Beispiele von solchen Irrtümern als Beweise für ihre allgemeinen Anklagen vorgebracht. Ich gebe auch diese genau mit den eigenen Worten der Ankläger wieder und füge zu jedem Beispiele die notwendige Antwort zur Verteidigung des Angeklagten hinzu.

Erstes Beispiel. „Die Botanik weiss heute, dass das Senfkörnlein bei weitem nicht das kleinste Samenkörnlein der Erde ist. Trotzdem lesen wir in der Bibel, das Senfkörnlein sei *kleiner als alle Samenkörner auf der Erde*‘ (Mk 4, 31; vgl. Mt 13, 22)“.

Wir haben darauf zu entgegnen: 1) Es handelt sich bei diesem ersten Beispiele, wie bei den Sternen, die vom Himmel fallen werden, wiederum um ein Wort des göttlichen Heilandes, und zwar um ein Kernwort einer seiner echten Parabeln. Wenn überhaupt in diesem Schriftwort von irgendwelchem Irrtum und Widerspruch mit der Naturforschung die Rede sein könnte, so müssten sie auf den Sohn Gottes selbst zurückfallen oder einer Fälschung seiner Worte durch die subjektiv falsche Auffassung der Evangelisten zuzuschreiben sein.

2) Der volkstümliche und sprichwörtliche Ausdruck vom Senfkörnlein, der sich auch bei anderen Gelegenheiten in allen drei synoptischen Evangelien und ähnlich in der rabbinischen Literatur findet, will und darf einzig und allein mit dem Massstab gemessen werden, den die Volkssprache in ihren Sprichwörtern zulässt. Eine populäre Hyperbel darf man nicht auf die Goldwaage legen. Sie bleibt auch im Munde des Heilandes das, was sie in der allgemeinen menschlichen Ausdrucksweise ist und wie sie von allen verstanden wird, nämlich eine „*decens veritatis*“, „eine passende Hervorhebung des Wahren“. „Das

kleinste von allen Samenkörnern auf der Erde“ heisst im Munde des Volkes ein ganz winziger und kleiner Same, und als Beispiel eines solchen war gerade das Senfkörnlein sprichwörtlich, besonders bei den Orientalen. Mag die Wissenschaft hundert andere Samenarten nachweisen, die sich bei der mikroskopischen Untersuchung als noch kleiner herausstellen, so bleibt doch das volkstümliche Sprichwort berechtigt und wahr und wird von jedermann in seinem richtigen Sinne verstanden.

3) Aber selbst wenn man den Ausdruck pedantisch drängen wollte, bietet der Text doch nicht die mindeste Schwierigkeit. Denn die Worte sind nur rücksichtlich jener Samenarten zu verstehen, mit denen das Senfkörnlein in der Parabel verglichen wird. Es handelt sich aber in diesem Gleichnis nur um die Gemüsepflanzen, die im palästinensischen Garten zur Zeit Christi gesät wurden. Unter diesem hat auch die Naturforschung des zwanzigsten Jahrhunderts noch keinen einzigen Samen nachgewiesen, der das Senfkörnlein an Kleinheit überträfe. Wollte man diesen vom Texte und vom Zusammenhang geforderten Sinn auch in der Übersetzung zum Ausdruck bringen, so könnte man vielleicht sagen: „*das kleiner ist als alles, was gesät wird auf Erden*“.

Von einem Irrtum oder einem sicheren Widerspruch mit den gesicherten Ergebnissen der modernen Naturwissenschaft ist also bei diesem ersten Beispiele keine Spur zu entdecken.

Zweites Beispiel. Vielleicht ist das zweite Beispiel glücklicher gewählt: „Die Zoologie weiss heute, dass der Strauss brütet. Trotzdem stossen wir in der Bibel auf den Satz: „*Das Straussenweibchen vertraut seine Eier der Erde an und lässt auf dem Boden sie ausbrüten*“ (Job 39, 14)“.

Wir bemerken: 1) Was weiss die Zoologie heute über das Brüten des Strausses? Man sehe doch die naturgeschichtlichen Werke nur etwas genauer an. Die grossen wie die kleinen, die gelehrten wissenschaftlichen Werke wie die Kompendien für Schule und Haus und die Konversationslexika für die weiten Kreise geben hinreichend Aufschluss über die Gewohnheiten dieses Wüstenbewohners. Es wird genügen, die kurze Zusammenfassung der absolut gesicherten Resultate der heutigen Naturforschung über diesen Punkt mit den Worten des angesehensten Kenners der orientalischen Vogelwelt, Henry Barclay

Tristram, wiederzugeben: „Der Strauss lebt in Polygamie; mehrere Hennen legen ihre Eier in das gleiche Nest — eine Grube im Sand. Die Eier werden dann zugedeckt und während der Hitze des Tages liegen gelassen; aber wenigstens in den kälteren Gegenden, wie in der Sahara, brüten die Vögel regelmässig während der Nacht und bis die Sonne ihre ganze Kraft entfaltet; dabei ist auch der Hahn am Brutgeschäft beteiligt. Die Hennen legen aber eine sehr grosse Zahl von Eiern, viel mehr als sie überhaupt ausbrüten. Deshalb findet man rings um die zugedeckten Eier im Nest manche zerstreut umherliegen. Das Straussenweibchen scheint sich nicht um sie zu kümmern, als wenn es vergässe, dass die Kälte diesen schaden wird, oder die wilden Tiere sie zerbrechen können. Die meisten Naturforscher bestätigen aber die Aussagen der Eingeborenen, dass diese Eier deshalb unbedeckt auf dem Boden liegen bleiben, um der jungen Brut als erstes Futter zu dienen, die sonst zu Anfang nicht leicht in diesen Gegenden passende Nahrung finden würde.“

In ähnlicher Weise sprechen sich über diesen Punkt aus die älteren Naturforscher Bochart, Oedmann, Burckhardt, Rosenmüller, und die neuen und neuesten Martin, Leunis, Brehm, Kinzler, Chichester Hart, Loreta u. a.

Die Zoologie weiss also heute, dass der Strauss zeitweilig selbst brütet, zeitweilig der Sonne das Brutgeschäft überlässt.

2) Was sagt uns nun die Bibel vom Straussenweibchen? Der einzige Punkt, auf den es hier ankommen könnte, wäre das letzte Wort des angeführten Verses aus dem Buche Job, das man mit „*lässt sie ausbrüten*“ übersetzt hat. Im Hebräischen heisst es *techammêm*. Die Form ist das Imperfekt Piel des Verbums *chamm*. Im Qal hat dieses Zeitwort die Grundbedeutung „warm werden“, wozu das Piel nach hebräischem Sprachgebrauch die aktive oder kausative Bedeutung „warm werden lassen“ oder „warm machen“ oder „warm halten“ bietet. Bei Vögeln ist dieses „warm machen“ oder „warm halten“ mit Bezug auf die im Neste liegenden Eier gleichbedeutend mit „brüten“. Die doppelt kausative Bedeutung „warm machen lassen“ oder „ausbrüten lassen“ ist für die Pielform nicht nachweisbar. Sämtliche Lexika der hebräischen Sprache geben daher auch die einfach kausative Bedeutung für *techammêm* an. Da diese Form im ganzen hebräischen Sprachschatz nur an dieser einen Stelle bei Job

vorkommt, so liesse sich höchstens aus dem Kontext ein Beweisgrund dafür entnehmen, weil „den Eiern auch auf dem Boden keine Gefahr droht, so lange der Vogel sie deckt“. Die Beschreibung setzt aber als ganz selbstverständlich voraus, dass der Vogel, auch wenn er selber brütet, nicht beständig seine Eier deckt, sondern sie von Zeit zu Zeit verlässt, und dann droht ihnen allerdings gerade auf dem Boden mancherlei Gefahr. Deshalb hebt der Text im ersten wie im zweiten Teile des Verses gerade das „auf der Erde“ und „auf dem Boden“ als das Charakteristische hervor, das in volkstümlich-dichterischer Weise als Zeichen der versagten Weisheit betrachtet wird.

Die Bibel sagt also: „*Das Straussenweibchen vertraut der Erde seine Eier an, und auf dem Boden brütet es sie aus.*“

3) Was sagen die Exegeten zu unserer Stelle? Sie finden fast ausnahmslos die Schilderung, die der Verfasser Jahweh selbst in den Mund legt, mit den Ergebnissen der neuesten Naturforschung gar wohl vereinbar. Alle modernen Ausleger stimmen darin überein, mögen sie nun katholisch oder protestantisch oder jüdisch sein, der orthodoxen oder der kritischen Richtung angehören. So erklärt z. B. August Dillmann: „Die im Altertume da und dort verbreitete Meinung, dass der Strauss gar nicht brüte, braucht man dem Dichter nicht aufzubürden.“

Im gleichen Sinne sprechen sich z. B. aus Dereser-Scholz, Franz Delitzsch, Konsul Wetzstein, The Speaker's Commentary, Friedrich Baethgen, Konrad Furrer, William Houghton, Riehm-Baethgen, Lesêtre, Cook, Post, Shipley, Socin u. v. a.

Wie sollte man auch noch die Spur eines Widerspruches zwischen Bibel und Naturforschung in dieser Stelle finden können, mag man nun „brüten“ oder „brüten lassen“ übersetzen wollen?

Drittes Beispiel. Aber die Zoologie weiss heute, dass der Hase nicht wiederkäut, und trotzdem „finden wir in den Speisegesetzen des Alten Bundes vom Hasen gesagt, dass er wiederkäue (Lev. 11, 6; Deut 14, 7)“. Dabei werden wir noch auf eine gewöhnliche, aber unzureichende Lösung dieser dritten Schwierigkeit aufmerksam gemacht: „Ob der Hase im Ruhen Kiefebewegungen macht, die wie Wiederkäuen aussehen, oder nicht, hat auf die Frage im tiefsten Grunde gar keinen Einfluss; da-

durch lernt man höchstens verstehen, wie das Volk zu der falschen Meinung kam, der Hase sei ein Wiederkäuer“.

Dieser wiederkäuende Hase scheint wirklich ein sehr zähes Leben zu besitzen. Schon mancher Jäger glaubte ihn endgültig erlegt zu haben; trotzdem springt er immer wieder auf und läuft lustig über das Feld. Die ganze Frage bei diesem Paradeexempel betrifft im tiefsten Grunde eine recht einfache Sache. Bei den Speisegesetzen, die Gott der Herr seinem Volke geben wollte, musste er zur Kennzeichnung der reinen und unreinen Tiere nach gewissen Merkmalen bestimmte Klassen in der Tierwelt unterscheiden. Die Merkmale für diese Klassifizierung konnten natürlich, wenn anders die göttlichen Gesetze dem Menschen verständlich bleiben und nicht die grösste Verwirrung anrichten sollten, keine anderen sein, als die beim Volke bekannten und hergebrachten äusseren Kennzeichen. Die Klasse „Vögel“ umfasst deshalb auch in der Bibel nicht etwa bloss die gefiederten Segler der Lüfte, sondern auch die flatternden Fledermäuse, und zu den „Fischen“ muss man nach dem gleichen volkstümlichen Sprachgebrauch auch den im Wasser lebenden Walfisch rechnen. Niemand wird in einem solchen volkstümlichen Ausdruck einen naturwissenschaftlichen Irrtum sehen, wenn er bedenkt, dass die alte volkstümliche Klassifizierung nicht der wissenschaftlichen Definition der Klasse „Aves“ oder „Pisces“ zu entsprechen braucht.

Geradeso steht es mit dem Hasen, mit dem übrigens auch der syrische Klippschliefer oder das „Kaninchen“ in Luthers Bibelübersetzung das gleiche Los zu teilen hat. Zur zoologischen Ordnung der „Wiederkäuer“ gehört er sicherlich nicht, da er keine vier oder drei Magenabteilungen hat und die Speisen aus einer derselben nicht wieder in den Mund gelangen lässt. Aber die biblische Klasse der „Wiederkäuer“ deckt sich ebensowenig mit dieser wissenschaftlichen Kategorie der „Ruminantia“ wie die „Vögel“ mit den „Aves“ und die „Fische“ mit den „Pisces“.

Der hebräische Name der biblischen Gattung *ma'alêh gêrah* bezeichnet freilich, etymologisch betrachtet, nach der wahrscheinlichsten Erklärung auch den „Heraufbringer des Gekauten“, und so ist der arme Hase auch nicht einmal ein etymologisch richtiger Wiederkäuer. Doch trotz aller Wissenschaft und trotz aller Etymologie dehnt das Volk seine Namen nach gewissen

äusseren und leicht bemerkbaren Kennzeichen auch auf andere Tiere aus, die das von der Etymologie bezeichnete Merkmal tatsächlich nicht an sich tragen. Mag die Wissenschaft ihre Klasse „Fische“ noch so genau beschreiben und die Etymologie mehr oder minder wahrscheinliche Meinungen über das Wort „Fisch“ aufstellen, für das Volk bleibt der Wal doch ein Fisch, obwohl er zu den Säugetieren gehört, und es rechnet sogar die Wasserhühner mit den Fastengeboten der Kirche zu den Fischspeisen, obwohl sie wissenschaftlich sicher nicht dazu gehören.

So ging es auch unserm Hasen bei den alten Juden. Trotz der Wissenschaft und trotz der Etymologie wurde er mit den Ochsen, Rindern, Schafen, Kamelen zur gleichen Klasse der Wiederkäuer gerechnet, weil er die hervorragendste und sofort in die Augen springende Eigenschaft mit diesen wiederkauenden Tieren gemeinsam hatte. Es sind eben die auffallenden Kaubewegungen der Lippen sowie des Ober- und Unterkiefers, die er bei seiner Siesta zu machen pflegt. Sie sind bei ihm so charakteristisch, dass selbst der grosse Naturforscher Karl von Linné ihn zwar nicht zur wissenschaftlichen Klasse der Wiederkäuer rechnet, aber doch ausdrücklich als „wiederkauend“ bezeichnet.

Dass die Juden mit den übrigen Völkern des Altertums den Hasen und das „Kaninchen“ wegen dieses äusseren Merkmals nach ihrer volkstümlichen, wenn auch unwissenschaftlichen Einteilung zur Klasse der „Wiederkäuer“ rechneten, unterliegt keinem Zweifel und wird auch von unseren Gegnern zugegeben. Nun stellen wir uns aber mal die Verlegenheit vor, in der sich der göttliche Gesetzgeber bei seinen Speisegesetzen für das jüdische Volk befunden haben würde, wenn er es diesen Gelehrten hätte nach Wunsch machen wollen! Er musste bei jenen Vorschriften gewisse Klassen von Tieren unterscheiden. Wohin soll er denn nun den Hasen und den Klippschliefer rechnen? Soll er vielleicht den Juden erklären: „Hört mal! Ihr nennt den Hasen einen Wiederkäuer. Aber da habt ihr unrecht; denn er ist gar keiner, da er keine drei oder vier Mägen hat“? Ja, da würde er doch auf ein Gebiet hinübergreifen, das er auch nach unseren Gelehrten in der Bibel überhaupt nicht berühren darf: er würde zoologischen Unterricht erteilen! Und wer würde seine Lektion verstehen, da doch die allein bekannte Einteilung

der Tierklassen dieses Merkmal für die alten „Wiederkäuer“ gar nicht kannte? Oder soll er vielleicht den Hasen einfach laufen lassen und gar nichts von ihm sagen? Das ging doch auch wieder nicht, ohne dass seine Vorschriften in der Praxis sofort die grössten Schwierigkeiten bereiten würden. Denn Hasen gab es auch damals genug im ganzen Heiligen Lande und in den Steppen und Tälern beim Berge der Gesetzgebung, und auf den nahen Bergen wimmelte es von diesen sogenannten „Kaninchen“.

Nein, der Gesetzgeber musste den Hasen erwähnen, und er hat es vorgezogen, nicht in der Sprache der heutigen Wissenschaft von ihm zu reden, die vielleicht den kommenden Generationen auch nicht mehr genügen wird. Er redet auch hier wieder als Vater zu seinen Kindern in ihrer Sprache, die für sie das einzig mögliche Verständigungsmittel bot. Dass er dabei nach der alleinigen und allgemein bekannten volkstümlichen Klassifizierung den Hasen zur Klasse der „Wiederkäuer“ im Sinne der Alten rechnet, dagegen kann auch die Wissenschaft nichts einzuwenden haben. Sie würde nur dann mit Recht Einspruch erheben können, wenn man wegen des genannten äusseren Merkmales den Hasen und das „Kaninchen“ als Angehörige der zoologischen Klasse der „Ruminantia“ bezeichnen wollte. Von dieser ist aber in der Bibel gar nicht die Rede.

So ist es also auch hier wieder nichts mit dem sicheren Widerspruch zwischen den naturwissenschaftlichen Angaben der Bibel und den gesicherten Resultaten der Naturforschung unserer Tage.

Viertes Beispiel. „Die Zoologie weiss heute, dass die Schlange mit dem Giftzahn töte, nicht mit der Zunge. Trotzdem lesen wir im Buche Job, dass *die Zunge der Schlange töte*“ (Job 20, 16; vgl. Ps 140, 4).“

Wir bemerken dazu: 1) An der angeführten Stelle im 20. Kapitel des Buches Job wird in dichterischer Weise von Sophar dem Minäer die tödliche Wirkung der Sünde, und insbesondere des ungerechten Gutes, unter dem Bilde einer giftigen Speise beschrieben. Der ganze Text lautet im Zusammenhang: *„Seine Speise hat sich in seinen Eingeweiden verwandelt; Otterngalle ist in seinem Innern. Fremdes Gut hat er verschlungen und er muss es ausspeien. Aus seinem Bauche treibt es Gott. Otterngift saugt er ein und es tötet ihn der Natter Zunge“* (Job 20, 14—16).

Was die Beschreibung sagen will, ist für jeden klar. Der dichterische Ausdruck musste in der Bezeichnung für das Schlangengift wechseln. Deshalb wird einmal „*Otterngift*“ gesagt, das andere Mal „*Ottern-galle*“ wegen der bitteren Wirkung des Giftes, das dritte Mal „*der Natter Zunge*“, wegen der Begleiterscheinung, da beim Biss der Schlange zuerst die ausgestreckte Zunge mit ihrem Geifer das Fleisch berührt. Deshalb könnte man den letzten Vers mit Hontheim einfach übersetzen: „*Otterngift sog er ein, es tötet ihn der Geifer der Natter*“, ohne überhaupt die Zunge zu erwähnen. Dass das Beissen nicht von der Zunge, sondern von den Zähnen besorgt wird, wusste man auch schon vor den Tagen des Michäas, bei dem es ausdrücklich erwähnt wird (Mich 3, 5).

Um das beim Schlangenbiss zu konstatieren, bedurfte es wahrscheinlich nicht der „absolut gesicherten Resultate der auf dem Boden ihrer rationellen Methode unablässig arbeitenden modernen Naturforschung“, von denen mit grossen Worten geredet wird.

2) Wollte man aber auch hier wieder pedantisch drängen, dass die Zunge nun einmal nicht tötet, wie es doch in der Bibel steht, so sehe man doch nur etwas genauer zu, wer denn in der angeführten Stelle des Buches Job redet. Es ist Sophar, der Minäer, einer der Freunde Jobs, gegen die Jahwehs Zorn entbrannte, weil sie nicht recht von ihm geredet hatten (Job 42, 7f). Seit wann darf man denn etwaige Irrtümer in den Reden dieser Freunde Jobs als Fehler des inspirierten Autors betrachten und sie unter den Beispielen für den Widerspruch zwischen Bibel und Naturwissenschaft ins Feld führen?

So bleibt auch bei diesem vierten Beispiele nicht die mindeste Spur eines solchen Widerspruches übrig.

Fünftes Beispiel. Das fünfte und letzte Beispiel wird mit den folgenden Worten vorgelegt: „Die Zoologie weiss heute, dass es keine geflügelten Schlangen gibt. Trotzdem finden wir im Buche Isaias ‚*fliegende Schlangen*‘ erwähnt (Is 14, 29; 30, 6).“

1) Beide Stellen des Propheten, wo diese „fliegenden Schlangen“ vorkommen, sind hochpoetische Beschreibungen. Die erste im 14. Kapitel ist gegen die Philister gerichtet: „*Freue dich doch nicht, du gesamtes Philisterland, dass der Stab, der dich schlug, zerbrochen ist. Denn aus der Wurzel der Schlange wird eine*

Natter hervorgehen und deren Frucht wird ein fliegender Drache sein“ (Is 14, 29). Das Bild enthält eine leichtverständliche Steigerung. Das Unheil, von dem die Philister nach dem Tode ihres Bedrängers (wahrscheinlich Sargons) befreit zu sein meinen, wird im Gegenteil nur immer schlimmer werden: zuerst wie eine gewöhnliche Schlange, dann gleich einer besonders giftigen Natter, und schliesslich wie die schlimmste und gefährlichste aller Schlangenarten, der fliegende Drache. Selbst wenn wir die von Herodot (2, 75; 3, 107 109) und andern alten Schriftstellern erwähnten fabelhaften „fliegenden Schlangen“ Arabiens hier zum Vergleich heranziehen wollten, würde von einem Widerspruche zwischen Zoologie und Prophetenwort nicht die Rede sein können. Oder soll denn die dichterische Freiheit beim inspirierten Propheten in so enge Schranken gezwängt werden, dass er in seinen poetischen Bildern nur rein der zoologischen Wirklichkeit entsprechende Gestalten verwenden darf? Dann dürfte er freilich auch der Schlange keine Wurzel geben und aus dieser Wurzel keine Natter wachsen lassen, und an dieser Natter keine Frucht suchen, am allerwenigsten aber als Frucht einen fliegenden Drachen!

Doch die poetische Schaffenskraft der orientalischen Phantasie hat an solchen plastischen Bildern ihre Freude, und nur eine kleinliche Stubengelehrsamkeit kann es ihr verargen.

2) Der zweite Ausspruch im 30. Kapitel des Propheten richtet sich gegen die „*widerspenstigen Söhne*“ im jüdischen Volke, die trotz aller Abmahnungen Jahwehs in einem Bündnisse mit Ägypten Schutz suchen und ihre Geschenke für den Pharao auf dem Rücken von Eseln und Kamelen durch die Wüste im Süden Palästinas zu den Ufern des Nils bringen, „*durch ein Land voll Angst und Not, aus dem Löwe und Löwin, Ottern und fliegende Drachen kommen*“ (Is 30, 6). Auch hier ist eine ähnliche Steigerung wie beim ersten Texte bemerkbar. Die „*fliegenden Drachen*“ gelten dem Propheten als die grösste Gefahr, die den Karawanen in der arabisch-palästinensischen Wüste zwischen Gaza und Ägypten droht.

An und für sich muss man auch hier dem Propheten die gleiche Freiheit für seine dichterische Beschreibung wie im ersten Falle zuerkennen. Wollte man aber drängen, dass er doch gerade von derselben Wüste redet, in der auch Herodot seine fabelhaften

„fliegenden Schlangen“ gesucht hat, so kann man den volkstümlichen Ausdruck auch ohne Widerspruch mit der heutigen Zoologie in völlig befriedigender Weise erklären, wenn man sich nur einige Kenntnis der in jener Wüste lebenden Schlangen verschafft. Für Palästina kommen hauptsächlich fünf giftige Schlangenarten in Betracht: die ägyptische Brillenschlange, zwei echte Vipern, und zwei vipernartige Sandschlangen. In Galiläa fand Tristram auch eine gelbe Daboia. Von diesen sind in der südlichen Wüste die Brillenschlange und die Hornvipere oder Cerastes am meisten gefürchtet. Eine Eigentümlichkeit der letzteren Art ist es, dass sie im Wüstensand auf dem Karawanenwege in der Spur eines Pferdes oder Kameles sich zusammenrollt und auf der Lauer liegt. Kommt dann ein Reiter arglos vorübergeritten, so schnellt sie plötzlich empor und bringt mit ihrem giftigen Biss dem Ross und auch wohl dem Reiter einen schnellen Tod, wie es schon der Segen Jakobs im vorletzten Kapitel der Genesis beschreibt: *„Dan wird eine Schlange auf der Strasse sein, eine Hornvipere auf dem Wege, die das Ross in die Fersen beisst, so dass der Reiter rücklings zu Boden sinkt“* (Gen 29, 17).

Eine dieser gefürchteten und gefährlichen giftigen Schlangenarten konnte im Munde des Volkes leicht den Namen „fliegende Schlange“ oder „fliegender Drache“ erhalten, wegen der Schnelligkeit und Behendigkeit, mit der sie sich wie im Fluge durch die Luft auf ihre Beute stürzt. Auch die heutigen Fellachen in Palästina bezeichnen einige Schlangen aus demselben Grunde mit ähnlichen Namen und wissen mancherlei von „fliegenden Schlangen“ zu erzählen. Auch in anderen Ländern kennt man derartige fliegende Tiere, wie z. B. fliegende Affen, fliegende Eichhörnchen u. a., bei denen eine Flatterhaut zwischen den Beinen die Möglichkeit zu einer flugartigen Bewegung und zu der volkstümlichen Benennung bietet. Wer sich dafür interessiert, kann z. B. in der Sammlung des Herrn Chefarztes Dr. Oskar Henggeler ein schönes Exemplar dieser Flugtiere sehen.

Aber weder bei diesen Tieren, noch bei den Schlangen wird das Volk mit seiner Benennung an Flügel im eigentlichen Sinne denken.

Weshalb soll denn der Prophet sich mit den Resultaten der Naturforschung in Widerspruch setzen, bloss weil er den volks-

tümlichen Namen der gefährlichsten Wüstenschlangen in seiner dichterischen Schilderung verwendet?

Die Reihe der Beispiele ist zu Ende. Ich habe sie nicht willkürlich ausgesucht, sondern mich redlich bemüht, kein Wörtchen von dem zu übergehen, was seitens der Verteidiger der neuen Meinung als Begründung für ihre Anklage gegen die Irrtumslosigkeit der Bibel aus dem Gebiete der Naturwissenschaften vorgelegt wurde. Aber die mit Sperrdruck angekündigten „zahlreichen Punkte“ von Irrtümern und Widersprüchen zwischen Bibel und Naturforschung haben wir vergebens gesucht. Nicht einen einzigen haben wir gefunden.

Als ich vor acht Jahren zum ersten Male öffentlich auf die vorgelegten Schwierigkeiten antwortete, schloss ich meine Ausführungen mit den Worten: „Im Interesse der Wahrheit bitten wir um Belehrung über jeden Punkt, der in den entwickelten allgemeinen Grundsätzen oder in unseren Bemerkungen zu den vorgelegten Einzelschwierigkeiten nicht klar oder nicht wahr sein sollte. Im Interesse der Wahrheit bitten wir auch, uns andere Beispiele vorlegen zu wollen, die jenen Widerspruch zwischen Bibel und Wissenschaft beweisen könnten“.

Es freut mich, jetzt nach acht Jahren konstatieren zu können, dass weder die eine, noch die andere Bitte Erhörung gefunden hat. Denn ich glaube wohl nicht mit Unrecht, in diesem Schweigen ein beredtes Zeichen der Zustimmung sehen zu dürfen. Eine Bestätigung dafür bot mir selbst jener Herr, den ich vor zwei Jahren in Jerusalem traf. Obwohl er tausende und tausende von Irrtümern in der Bibel zu finden meinte, gab er doch ohne Rückhalt zu, dass auf dem Gebiete der Naturwissenschaften solche Irrtümer nicht anzutreffen sind.

So können wir also einstweilen uns noch beruhigen. Mit der Sache unserer Klientin steht es doch gar nicht so schlecht, wie vielleicht selbst der eine oder andere von uns im innersten Herzenskämmerlein fürchten möchte.

Aber wo sind denn all die Irrtümer zu suchen? werden Sie fragen. Man antwortet uns: Auf dem Gebiete der Geschichte!

Sehen wir uns also auch die Begründung auf diesem zweiten Gebiete etwas näher an!

§ 3. Die Begründung auf dem Gebiete der Geschichte

17. Unterschied von den Naturwissenschaften. Um den Irrtümern auf dem Gebiete der Geschichte in der Bibel eine Gasse zu bahnen, fordern manche Vertreter der neuen freien Richtung zunächst eine grundsätzliche Gleichstellung der biblischen Geschichtserzählungen mit den naturwissenschaftlichen Angaben der heiligen Bücher. Unter Berufung auf die Autorität Leo XIII. in seiner Enzyklika „*Providentissimus Deus*“ verlangen sie, dass das, was von diesen naturwissenschaftlichen Angaben des inspirierten Textes feststeht, auch auf die biblische Geschichte übertragen werde. Bei jenen kann und muss die Ausdrucksweise der Heiligen Schrift nach der unmittelbaren Sinneswahrnehmung, nach dem natürlichen Augenschein erklärt werden. Ebenso soll nun auch, und zwar nach der Lehre des päpstlichen Rundschreibens, bei der Geschichtsdarstellung eine Erklärung „nach dem geschichtlichen Augenschein“ zulässig sein, insofern der heilige Schriftsteller auch in seinen Geschichtserzählungen einfach die volkstümlichen Meinungen über irgendeine Begebenheit wiedergibt.

Wäre eine solche Auffassung berechtigt, so würde es freilich mit der Irrtumslosigkeit der Bibel auf dem Gebiete der Geschichte recht übel bestellt sein. An die Stelle der objektiven unfehlbaren Wahrheit eines Berichtes würde uns nur mehr die vielgerühmte „relative Wahrheit“ übrig bleiben, mit der freilich tausende und tausende von Irrtümern je nach den irrigen volkstümlichen Meinungen gar wohl vereinbar wären.

Wie steht es also zunächst mit jener grundsätzlichen Gleichstellung von Geschichte und Naturwissenschaft in der Bibel?

Hinsichtlich der eigentlichen *naturgeschichtlichen Tatsachen* wäre gegen eine solche Gleichstellung nicht viel einzuwenden, wie wir schon gesehen haben. Auch bei diesen tatsächlichen Angaben des inspirierten Textes dürfen wir den Masstab für den Wahrheitsgehalt der biblischen Angaben nicht der Sinneswahrnehmung und dem Augenschein, sondern nur der Übereinstimmung mit dem wirklichen Sachverhalt entnehmen.

Deshalb dreht sich hier die ganze Frage nur um die *äusseren Naturerscheinungen*, bei denen die Ausdrucksweise der menschlichen Sprache sich eben nach dem Augenschein richtet. Auch

bei diesen lässt sich eine gewisse Analogie mit der Geschichte nicht leugnen, und eben diese Analogie wird vielleicht den einfachsten Weg zur Herausschälung des Körnleins von Wahrheit in den zuversichtlichen Behauptungen der Neueren uns zeigen.

Bleiben wir bei der volkstümlichen Ausdrucksweise stehen. Sie hat ihre Berechtigung eben in der durch die Gewohnheit gebildeten und allen verständlichen Sprache des Volkes. Wo ein falscher Prophet bei den Juden einfachhin „Prophet“ genannt wurde, weil er sich für einen solchen ausgab und man ihn allgemein dafür hielt, da kann auch die gleiche Ausdrucksweise unbeschadet der Wahrheit vom inspirierten Schriftsteller angewendet werden, vorausgesetzt dass der Zusammenhang der Erzählung über den wahren Sachverhalt Aufschluss gibt und eine Irreführung der späteren Leser ausschliesst. Weil der hl. Josef beim Volke einfachhin als der Vater Jesu galt und als solcher bezeichnet wurde, konnte auch der Evangelist dieselbe Bezeichnung brauchen, nachdem er im Zusammenhange die vollkommene Jungfräulichkeit der Gottesmutter klar hervorgehoben und so jedem Irrtum über die Bedeutung des Titels „Vater Jesu“ oder „Eltern Jesu“ vorgebeugt hatte. Es ist der gleiche selbstverständliche Sprachgebrauch, den wir bei den naturgeschichtlichen Tatsachen hinsichtlich der Anwendung der beim Volke üblichen Einteilung der verschiedenen Klassen des Tierreichs als vollkommen berechtigt kennen gelernt haben.

Darin, und in nichts anderem, sieht auch der heilige Hieronymus in seinen oft missbrauchten Worten „*das erste Gesetz der Geschichtschreibung*“, dass nämlich ein Schriftsteller bei solchen allgemeinen Bezeichnungen und Klassifikationen sich der im Volke allgemein üblichen Ausdrucksweise bediene.

Offenbar liegt hierin eine Ähnlichkeit zwischen den geschichtlichen und den naturwissenschaftlichen Angaben der Bibel.

Dürfen wir nun aber noch weiter gehen und die Analogie auch darin finden, dass für die biblischen Geschichtserzählungen im allgemeinen eine Darstellung nach dem Augenschein d. h. nach den im Volke herrschenden Meinungen zulässig wäre?

Hier tritt der wesentliche Unterschied zwischen den äusseren Naturerscheinungen und der Geschichte sofort in unzweideutiger Weise hervor. Die Geschichtsdarstellung hat auch in der Bibel

die Aufgabe, tatsächliche Begebenheiten wahrheitsgemäss zu berichten. Der geschichtliche Bericht bleibt aber bloss dann wahr, wenn er in voller Übereinstimmung mit der Wirklichkeit einen Vorgang schildert. Erzählt er etwas als Tatsache, was sich in Wirklichkeit nicht so ereignet hat, so entspricht er nicht mehr der objektiven „unfehlbaren Wahrheit“. Er führt seine Leser in Irrtum, und zwar um so sicherer und notwendiger, mit je grösserer Autorität die Darstellung auftritt und je weniger die richtige Erkenntnis des Tatbestandes aus anderen Quellen möglich ist.

Darin zeigt sich der wesentliche Unterschied zwischen der Geschichtserzählung und den Angaben über die äusseren Naturerscheinungen. Wir haben diesen Unterschied in einer dreifachen Rücksicht zu beachten.

1) Er zeigt sich zunächst hinsichtlich des *Gegenstandes*. Ernst Bernheim äussert sich über den Gegenstand der Geschichte folgendermassen: „Der Stoff der Geschichte ist ein eigentümlicher. Er ist grösstenteils nicht unmittelbar mit unserer sinnlichen Wahrnehmung gegeben, wie der Stoff der Naturwissenschaften. Denn er besteht... aus Betätigungen der Menschen, aus Begebenheiten, die nur in allergeringsten Bruchstücken direkt von uns angeschaut werden, dagegen zum allergrössten Teile ohne jede direkt wahrnehmbare Spur vergangen sind, und uns nur als eigene Erinnerungen oder Erinnerungen anderer in Erzählungen und Berichten als geschehen überliefert werden, während sie zum Teil in direkten Wirkungen ihrer Überreste sich dokumentieren, aus denen wir die zugrunde liegenden Handlungen erkennen sollen.“ Bei den Angaben über die äusseren Naturerscheinungen handelt es sich nur um die Wiedergabe der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung, ohne dass über den tatsächlichen Vorgang irgendein Urteil ausgesprochen würde. Die geschichtliche Darstellung befasst sich hingegen mit den wirklichen Betätigungen der Menschen in den tatsächlichen Begebenheiten, über die jede Berichterstattung ein direktes Urteil in sich schliesst. „Die mündlichen und schriftlichen Berichterstatter und Autoren“, sagt wiederum Bernheim, „überliefern uns ja nicht unmittelbar die Begebenheiten, sondern nur das, was sie davon in ihrem Geiste erfasst haben, und nur so, wie sie es in ihrem Geiste erfasst haben“.

Schon dieser erste Unterschied stellt der Gleichstellung von

Geschichtsdarstellungen und Angaben über die äusseren Naturerscheinungen in der Bibel ein unübersteigliches Hindernis in den Weg.

2) Dazu kommt zweitens die Verschiedenheit hinsichtlich der *Wirkungen und Folgen*, die ein Bericht nach dem Augenschein in den beiden analogen Fällen haben würde. Bei den äusseren Naturerscheinungen hat eine Angabe nach dem sinnenfälligen Vorgange keinerlei Täuschung oder Irreführung des Lesers oder Hörers zur Folge. Bei einer Mitteilung des äusseren, sinnlich wahrnehmbaren Phänomens wir die Erfahrung aller im täglichen Leben die Angabe nur bestätigen können. Es handelt sich ja um dauernd in gleicher Weise vorhandene Erscheinungen oder täglich sich wiederholende Vorgänge aus der Natur. Ein jeder kann dieselben mit seinen eigenen Augen betrachten und so die Mitteilung kontrollieren und sich, je nach dem Stande seiner eigenen Naturkenntnisse, ein wahres und richtiges Bild von dem Inhalte des Berichtes machen. Daher kann von einer Täuschung oder Irreführung des Lesers oder Hörers in keiner Weise die Rede sein.

Ganz anders bei der Geschichte. Es handelt sich bei ihr um Beobachtungen, die wir nicht wiederholen und zum grössten Teile nicht kontrollieren können. Wenn sich der historische Berichterstatter einfach nach dem geschichtlichen Augenschein d. h. nach den vielfach irrigen Meinungen seiner Umgebung, richten wollte, so würde sein Bericht in sehr vielen Fällen sowohl in sich selbst irrig sein und ein falsches Urteil über die verschiedenen Ereignisse aussprechen, als auch den Hörer oder Leser notwendig in Irrtum führen. Es wäre dies insbesondere bei den biblischen Berichten der Fall, die mit der höchsten Autorität auftreten, vielfach die einzige Quelle für unsere Kenntnis der erzählten Begebenheiten bilden und jede anderweitige Kontrolle unmöglich machen. Ist ein solcher Bericht falsch, so wurden und werden durch denselben alle späteren Generationen notwendig in Irrtum geführt.

3) Hinsichtlich dieser biblischen Geschichtsberichte ist endlich ein dritter Unterschied nicht zu übersehen. Es ist der verschiedene *Umfang und Zweck* der Verwendung von naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Mitteilungen im Rahmen der biblischen Erzählung. Naturwissenschaftliche Angaben und Bemerkungen finden sich nur selten und in ganz nebensächli-

cher Weise, ohne dass in der Regel irgendwelche Beziehung auf den religiösen oder moralischen Gehalt der biblischen Darstellung zu Tage tritt. Geschichte dagegen finden wir in fast allen Teilen der Heiligen Schrift. Ja, manche inspirierte Bücher haben fast nur geschichtliche Ereignisse zum Gegenstand. Was Johannes Nikel von der Genesis sagt: „Das erste Buch Mosis, Genesis genannt, will den geschichtlichen Beweis dafür erbringen, dass Israel das von Gott auserwählte und geleitete Volk sei,“ lässt sich in ähnlicher Weise von den meisten Teilen des Alten Testaments behaupten. Sie sollen dem auserwählten Volke in stets neuen geschichtlichen Bildern seine besondere Berufung und die spezielle Führung und Vorsehung vor Augen halten, durch die Jahweh der Herr es leitet und rettet und vor allen Feinden behütet und auf sein endliches Ziel, die Erweckung des Messias aus der Mitte seiner Brüder, vorbereitet. Das Neue Testament bestätigt uns in zahlreichen Aussprüchen Christi uns seiner Apostel diese Bedeutung der Geschichtsdarstellung der alttestamentlichen Bücher.

Und welche Bedeutung gewinnt erst die Geschichtsdarstellung in den fünf ersten, geschichtlichen Büchern des Neuen Testaments selbst! Sie bildet in der Tat die Grundlage unserer ganzen Kenntnis von dem Leben und der Lehre Jesu und von dem Werden und Wachsen seiner Kirche in den ersten 35 Jahren ihres Bestehens.

So sehen wir also überall die historischen Berichte der Bibel, im Unterschied von den naturwissenschaftlichen Angaben, im engsten Zusammenhang mit der Geschichte der Offenbarung. Sie fordern daher auch gebieterisch eine andere Beurteilung, als sie den gelegentlichen naturwissenschaftlichen Bemerkungen und Angaben entspricht. Ein geschichtlicher Bericht nach dem Augenschein, d. h. nach den irrtümlichen Meinungen des Volkes, wäre mit der Gnadengabe der Inspiration und mit der Würde des inspirierten Wortes Gottes völlig unvereinbar.

Er widerspräche auch durchaus der alten Lehre der Kirche und den Entscheidungen ihres Lehramtes, und insbesondere den feierlichen und klaren Worten der Enzyklika „*Providentissimus Deus*“.

18. Die Enzyklika Leo XIII. über die biblischen Geschichtsberichte. Merkwürdigerweise soll nun doch gerade diese Enzyklika,

die so entschieden für die volle und ungeschmälerte Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift eintritt, die Auffassung der fortschrittlichen Exegese von der Gleichstellung der Naturwissenschaften und der Geschichte in der Bibel entweder ausdrücklich aussprechen, oder doch als notwendige Folgerung aus ihrer Lehre rechtfertigen!

Eine ausdrückliche Erklärung über die gleichmässige Behandlung der beiden Arten von Aussagen in der Bibel glaubte man schon bald nach dem Erscheinen des Rundschreibens in einem kurzen Sätzlein zu finden, mit dem der Papst von der Behandlung der Naturwissenschaften auf das Gebiet der Geschichte übergeht: „Diese selben Grundsätze kann man sodann auf die verwandten Wissenschaften, und insbesondere auf die Geschichte, mit Nutzen übertragen“ (*inuvabit transferi*). Man meinte darin das „erlösende Wort“ des Papstes gefunden zu haben, mit dem der oberste Hirte und Lehrer der Kirche „der Forschung weitblickenden Auges vorauseilend“ die Wege zu neuem Fortschritt weise. Denn da er vorher bei den Naturwissenschaften gerade die Erklärung nach dem Augenschein für die biblischen Angaben als die richtige hervorhebe, und dann die gleichen Grundsätze für die Geschichtsdarstellung empfehle, erkläre er auch für diese die Auslegung nach dem geschichtlichen Augenschein, d. h. nach den Meinungen des Volkes, für berechtigt.

Doch selbst von manchen Freunden der neuen Richtung wird diese kühne Auffassung des kurzen Sätzleins als gänzlich verfehlt bezeichnet. Einer derselben beschliesst die Zurückweisung dieser Auslegung mit den Worten: „Wie in der Heiligen Schrift, so kann auch hier der Wahrheit nur gedient werden durch eine offene, ehrliche Exegese, und diese lässt nach der ganzen abwehrenden, vorsichtigen Tendenz des Rundschreibens einen solchen weittragenden, von annoch unüberselbaren Konsequenzen gefolgten Satz gar nicht erwarten.“ Schon dieser erste Grund ist vollkommen durchschlagend. Die Enzyklika will durchaus nicht, wie wir schon sahen, der Forschung vorauseilend die Wege weisen, sondern sie richtet sich ausdrücklich gerade gegen die Übergriffe der unbesonnen vorauseilenden Forschung. Sie ist ein einziger grosser Mahnruf und eine Warnung vor den gefährlichen Bahnen der freien Exegese.

Aber nicht bloss die allgemeine Tendenz des Rundschreibens,

sondern auch der unmittelbare Zusammenhang des angeführten Satzes spricht entschieden gegen diese Auslegung der Neueren. Voraus geht im letzten Absatz der Hinweis auf die Trugschlüsse, die von gewissen Naturforschern gegen die Bibel vorgebracht werden. Es folgt unmittelbar, durch ein „denn“ (*enim*) als eine Begründung des Ausdruckes „*diese selben Grundsätze*“ (*haec ipsa*) mit dem Vorhergehenden verbunden, ein ähnlicher Hinweis auf die Trugschlüsse gewisser Geschichtsforscher. Das Verhalten, das den ersteren gegenüber empfohlen wurde, soll in ähnlicher Weise auch bei diesen zweiten eingehalten werden. Von der Auslegung nach dem Augenschein ist hier gar nicht die Rede. In diesen Zusammenhang passt gar keine andere Auffassung hinein. Sie würde ausserdem den Papst in den schroffsten Widerspruch mit seinen übrigen Ausführungen über die vollkommene Irrtumslosigkeit der Bibel bringen.

An diesem offenen Widerspruch mit den ausdrücklichen Erklärungen der Enzyklika scheitert auch die Meinung derjenigen, die zwar die fortschrittliche Auslegung des angeführten Satzleins verwerfen, aber doch die fortschrittliche Anschauung von der bloss relativen Wahrheit der biblischen Geschichtsberichte als notwendige Folgerung aus der Lehre des päpstlichen Rundschreibens gerechtfertigt finden. Sie behaupten nämlich, dass die Enzyklika hinsichtlich der Naturwissenschaften nicht bloss von einer Anpassung Gottes an die menschliche, dem Sinnen-schein entsprechende Ausdrucksweise, sondern auch von einer Anpassung an die unvollkommene und irrtümliche alte Naturanschauung rede. Durch diese Anerkennung der relativen Wahrheit der naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die die Bibel widerspiegele, sei auch die Zulässigkeit derselben relativen Wahrheit bei der Geschichtskennntnis und dem übrigen profanen Wissen ausgesprochen, wie sie in der Bibel zum Ausdruck komme. Auf anderem Wege wird so doch wieder dasselbe Ziel erreicht, trotzdem wir auch hier vor den weittragendsten und annoch unübersehbaren Konsequenzen stehen würden.

Doch auch dieser Meinung gegenüber möchte ich an eine offene und ehrliche Exegese der Enzyklika appellieren. Ist denn wirklich eine nur relativ wahre, mit allen Irrtümern der Volksmeinungen durchsetzte Geschichtsdarstellung mit der „*unfehlbaren Wahrheit*“ vereinbar, die das Rundschreiben allen Aussagen des

inspirierten Schriftstellers zuerkennt? Trifft denn bei einer solchen relativ wahren biblischen Geschichtserzählung nicht wirklich zu, was die Enzyklika ausdrücklich verwirft: „als hätte zwar nicht dem ersten Urheber, wohl aber den inspirierten Schriftstellern *irgend etwas Falsches* entschlüpfen können“? Ist endlich in dem päpstlichen Schreiben überhaupt von einer Anpassung an die naturwissenschaftlichen Anschauungen die Rede? Es spricht einzig und allein, wie wir früher gesehen haben, von der notwendigen und tief philosophisch begründeten Anpassung an die allgemein menschliche Ausdrucksweise bei äusseren Naturerscheinungen.

Der Text und die ganze Tendenz der Enzyklika lassen diese zweite Auslegung ebensowohl wie die erste als ganz unhaltbar erscheinen.

19. Der Schöpfungsbericht. Die allgemeinen Gründe, mit denen man die relative Scheinwahrheit der biblischen Geschichtsberichte rechtfertigen möchte, erweisen sich bei einem genaueren Zusehen nicht als stichhaltig. Wir müssen aber auch hier die Begründung in ihrer Anwendung auf einzelne Teile der biblischen Geschichte etwas näher prüfen und dabei auf einzelne Beispiele kurz eingehen.

An erster Stelle tritt uns gleich im ersten Kapitel der Bibel der Schöpfungsbericht entgegen, die Schilderung der Entstehung der Welt. Man könnte dieses erste Kapitel der Genesis auch von rein naturwissenschaftlichem Standpunkte aus betrachten. Es schildert uns aber in Wirklichkeit den Anfang aller Welt- und Menschengeschichte, und kann daher mit Recht den ersten Platz bei der Erörterung der geschichtlichen Wahrheit der Bibel beanspruchen.

1) Von *naturwissenschaftlichem* Standpunkte aus hat man gegen diesen ehrwürdigen Schöpfungsbericht das folgende Hauptbedenken geltend gemacht: „Die Kosmologie weiss heute, dass unser Sonnensystem sich im Laufe von vielen Millionen von Jahren allmählich entwickelt hat; die Geologie, dass unsere Erde mit ihrer Flora und Fauna eine Entwicklungsgeschichte von vielen Jahrtausenden hinter sich hat, deren Geschichte die Wissenschaft mit Sicherheit aus den übereinander gelagerten Schichten der Erdrinde wie aus den Blättern eines Buches herauszulesen vermag. In der Bibel dagegen vollzieht sich der ge-

samte Aufbau der Welt und der Erde in sechs Tagen von 24 Stunden (Gen 1).“

Die ausführliche Behandlung des ganzen grossen Problems, über das von den Zeiten des heiligen Augustinus an unzählig viel grosse und kleine Bücher und Bände geschrieben sind, würde uns hier zu weit führen. Wir müssen uns mit einer kurzen Antwort begnügen. Sie kann aber für unseren gegenwärtigen Zweck auch vollkommen genügen.

Müssen oder dürfen wir den Bericht über die Entstehung der Welt als eigentliche Geschichtserzählung im gewöhnlichen Sinne des Wortes betrachten? Gewiss, er steht nicht umsonst im ersten Kapitel eines geschichtlichen Buches. Er bildet den Anfang jener Geschichte, die uns in den folgenden Kapiteln und dann in den späteren Büchern weiter erzählt wird. Es kann auch kein Zweifel darüber sein, dass der heilige Verfasser uns nicht ein Produkt seiner Phantasie vorlegen, sondern die wirkliche, geschichtliche Tatsache der Schöpfung des Alls aus dem Nichts durch Gottes allmächtiges Wort berichten will. Hinsichtlich dieser grossen grundlegenden Tatsache kann der Bericht mit vollem Recht Anspruch auf geschichtliche Wahrheit erheben, und der ganzen menschlichen Wissenschaft ist es bisher noch nicht gelungen und wird es nie gelingen, diese göttliche Wahrheit zu widerlegen.

Die Frage betrifft nur die Art und Weise, in der diese geschichtliche Tatsache uns berichtet wird. Haben wir darin eine Erzählung im gewöhnlichen Sinne zu erblicken, die deshalb nach dem Masstab der übrigen Geschichtsdarstellung zu beurteilen wäre?

Für jeden, der seine Augen aufmachen will, liegt der himmelweite Unterschied zwischen diesem Schöpfungsberichte und der ganzen übrigen Geschichtserzählung klar zu Tage. Bei allen übrigen Ereignissen erzählt der Geschichtschreiber nach eigenen oder fremden Erinnerungen das, was er selber als Augenzeuge gesehen oder gehört oder von anderen Zeugen erfahren hat. Bei jenem ersten Geschehnis, das den Anfang aller Geschichte bildet, gab es überhaupt keinen menschlichen Zeugen bis zum letzten Akte, der Erschaffung des ersten Menschen. Ein Bericht über die Entstehung der Welt kann daher unmöglich aus menschlichen Zeugnissen und Erinnerungen geschöpft sein. Schliesslich

und endlich müssen alle Überlieferungen über die Schöpfung, die unter den verschiedenen Völkern in mannigfachen Formen sich erhalten haben, entweder ein Produkt der dichterischen Einbildungskraft sein, oder aber auf die Mitteilung des einzigen zurückgehen, der bei jenem Akte als Schöpfer zugegen und tätig war. Dass der Bericht unserer Genesis nicht auf die Phantasie eines grossen Dichters als seine erste Quelle zurückgeht, darf ich hier, wo wir es mit der gläubigen Wissenschaft zu tun haben, als sicher und unzweifelhaft voraussetzen, und auch der ungläubigen Wissenschaft gegenüber liesse es sich aus dem Charakter und der alle menschliche Einbildungskraft weit übersteigenden Erhabenheit und Wahrheit der schlichten Darstellung unschwer beweisen. So müssen wir also notwendig als einzige erste Quelle des Berichtes eine göttliche Offenbarung annehmen. Gott der Herr musste notwendig selbst dem ersten Menschen oder einem späteren, den er dazu erwählte, Aufschluss darüber geben, dass er die ganze sichtbare Welt und alle Dinge durch sein allmächtiges Schöpferwort ins Dasein gerufen.

Wie soll er denn nun diese Mitteilung gestalten? Soll er vielleicht sein eigenes Wissen über den tatsächlichen Hergang der Schöpfung zum Masstab nehmen und aus den Schätzen dieses göttlichen Wissens die einzelnen Stufen der allmählichen Entwicklung des Sonnensystems und unseres Erdballes und seiner Mineralien und Pflanzen und Tiere schildern? Da hätten wir wiederum in der Bibel einen göttlichen Unterricht über die Naturwissenschaften, der dem schwachen Menschenverstand mit jedem Worte unfassbare Rätsel vorgelegt, der gottgewollten allmählichen Entwicklung des menschlichen Wissens vorgegriffen, und das, was unsere Wissenschaft nach Jahrtausenden mühevoller Arbeit ahnend und tastend zu fassen beginnt, an den Anfang der Reihe gestellt haben würde, als Frucht an dem Baume, den der Mensch nicht gepflanzt und gepflegt hätte.

Statt dieser, dem ganzen göttlichen Weltenplan widerstrebenden Weise wählte der Herr eine Art der Mitteilung, die der Schwäche des menschlichen Verstandes entgegenkommt. Auch hier redet er als Vater zu seinen Kindern in der schlichten, einfachen Sprache des Kindes. Er zeigt ihm gewissermassen ein grosses, herrliches Bilderbuch und lässt ihn nacheinander in sechs majestätischen Gemälden die Wunderwerke seiner All-

macht schauen. Auch in der Reihenfolge dieser prächtigen Bilder ist alles der stufenweisen Erkenntnis des Menschen angepasst. Zuerst das allgemeine Bild der Schöpfung: im Anfang das finstere Chaos, wüst und leer, das allmählich von wundervollem Lichte überstrahlt wird; dann der Luftkreis und die Scheidung zwischen den dunsterfüllten, regenschwangeren Wolken und dem unteren grossen Meere; endlich die feste Erde im Schmuck ihrer wachsenden Pflanzenwelt. Hierauf im zweiten Abschnitte die Einzelbilder der Ausschmückung aller Teile: Sonne, Mond und Sterne am Firmamente; die Fische in den Wassern; Vierfüssler und Reptilien auf der Erde und die Vögel in den Lüften; schliesslich als Krone des Ganzen der Mensch als Herr der Schöpfung.

Wie weit diese Reihenfolge der Bilder auch der stufenweisen wirklichen Entwicklung des Weltalls entspricht, ist im Texte selbst nicht ausgesprochen. Er hat aber auch nichts dagegen einzuwenden, wenn die Wissenschaft unserer Tage mit der Kant-Laplaceschen Theorie den grossen Gasball an den Anfang der Entwicklung stellt und aus dieser sich um die eigene Axe drehenden wüsten und leeren feurigen Kugel allmählich und stufenweise unser ganzes Sonnensystem und mit den übrigen Himmelskörpern auch unsere Erde entstehen lässt, und wenn die Geologie aus den übereinander gelagerten Schichten der Erdrinde nachweist, wie sich auf unserem allmählich erkaltenden Planeten zuerst die Spuren der Pflanzen, dann der Tierwelt und endlich an letzter Stelle die ersten Zeichen vom Dasein des Menschen vorfinden.

Aber die sechs Tage von je 24 Stunden! Wenn der ganze Bericht auf die Mitteilung des Schöpfers zurückgeht, so können wir auch mit manchen Gelehrten für diese Tage einen Platz finden in der Art und Weise, wie diese Mitteilung geschehen mochte. Gott liebt es, den Propheten seine Offenbarung in Form von mächtigen Bildern vorzuführen, die sie selbst wie gegenwärtig schauen und miterleben. So würde uns nichts hindern, die Mitteilung über die Erschaffung der Welt uns in der Form von sechs grossen Bildern vorzustellen, die dem ersten Menschen oder einem späteren dargeboten wurden. Am Ende eines jeden Bildes wurde es dunkel, am Anfang wieder licht, um die einzelnen Teile zu unterscheiden. Das ist der Abend und

der Morgen unseres Berichtes, und jedem Teile entspricht ein Tag. Will man für diesen Tag notwendig 24 Stunden fordern, obwohl der heilige Text nicht davon redet, so mag man ruhig annehmen, dass das Schauen der einzelnen Bilder mit dem allmählichen Wachsen und Werden ihrer mannigfachen Teile eben so lange gedauert hat. Es folgt daraus keineswegs, dass auch in Wirklichkeit der gesamte Aufbau der Welt und der Erde sich in einem so kurzen Zeitraume vollzogen habe.

So hat die Naturwissenschaft, wenn sie sich innerhalb ihrer Grenzen hält, gegen die biblische Kosmogonie nichts einzuwenden.

2) Vom *geschichtlichen* Standpunkte aus weist man vorzüglich auf das hohe Alter des Menschengeschlechtes hin, das mit den Angaben der Bibel sich nicht vereinbaren lasse.

Aber auch diese Schwierigkeit ist mehr eine scheinbare, als eine wirkliche. Zunächst müssen wir verlangen, dass die Geschichtswissenschaft ihre Behauptungen vom hohen Alter des Menschengeschlechtes bewaise. Über das fünfte Jahrtausend kommt man bisher mit geschichtlichen Beweisen nicht hinaus. Und will man wegen der geologischen Funde das Dasein des ersten Menschen viel weiter, und meinetwegen um Hunderttausende von Jahren, hinaufrücken, so wird die Bibel auch dagegen keinen Einspruch erheben. Denn ihre chronologischen Angaben, hauptsächlich in den genealogischen Tabellen, stellen durchaus keine lückenlose Zeitfolge dar. Für das, was die Wissenschaft wirklich beweist, bieten die unleugbar vorhandenen grossen Lücken Platz genug.

Hinsichtlich der Überlieferungen anderer Völker, insbesondere der Babylonier, die wir aus den alten keilinschriftlichen Schöpfungsberichten kennen gelernt haben, kann hier der Hinweis genügen, dass sie in dem, was sie Wahres enthalten, auf die gemeinsame Uroffenbarung als ihre letzte Quelle zurückgehen. Die Annahme einer Abhängigkeit unseres biblischen Berichtes von diesen babylonischen oder anderen fremdländischen Überlieferungen lässt sich nicht beweisen, würde aber der geschichtlichen Wahrheit der Erzählung unserer Genesis an und für sich nicht widersprechen. Durch die Reinheit ihrer Gottesidee, durch die erhabene Majestät ihrer Darstellung erhebt sich diese auch weit über alles, was die übrigen Schilderungen der Welterschöpfung zu bieten vermögen.

20. Volkstradition und Urgeschichte. Die im Buche Genesis erzählte älteste Geschichte der Menschheit pflegt man als Urgeschichte zu bezeichnen. Manche neueren Gelehrten sind auf ihre geschichtliche Wahrheit und Irrtumslosigkeit nicht gut zu sprechen. Statt eigentlicher Geschichte soll die ganze Genesis uns nur sogenannte „Volkstradition“ bieten, die um einen historischen Kern allerlei Sagen und Legenden in natürlich spontaner Epik hinzudichtet. Dabei sollen diese Sagen und Legenden sich nicht nur auf die Form der Erzählung, sondern auch auf die erzählten Tatsachen beziehen. Wir hätten also in dem ganzen biblischen Berichte über die Urgeschichte ein Mosaik von Dichtung und Wahrheit in geschichtlich-erzählender Form.

Für das tatsächliche Vorhandensein einer solchen Volkstradition werden hauptsächlich drei Gründe vorgebracht: 1) Die hebräische Bezeichnung „*Toledoth*“, die sich als Überschrift bei den zehn Abschnitten der Genesis findet, bedeutet „Volkstradition“. 2) Ein übernatürliches Eingreifen Gottes, wodurch allein die Umwandlung der ältesten Geschichte in Volkstradition verhütet werden könnte, lässt sich für die Genesiserzählungen nicht nachweisen. 3) Diese Erzählungen haben eine grosse Verwandtschaft mit andern ältesten Volksgeschichten

Sehen wir uns diese Beweise mal etwas genauer an. 1) Zunächst die Überschrift „*Toledoth*“. Wenn wir über die Bedeutung dieses hebräischen Wortes die erprobtesten Fachleute fragen, so weiss uns bis jetzt wenigstens noch kein einziger etwas von der Erklärung „Volkstradition“ zu sagen. Alle sind darüber einig, dass das Wort zunächst „Geschlechter“, dann „Stammbaum“ und allgemeiner „Geschlechtsgeschichte“ oder „Familiengeschichte“ bedeutet. Diese letztere Bedeutung passt vorzüglich für alle Abschnitte der Genesis und alle sonstigen Stellen und rechtfertigt auch vollauf die etymologische Entstehung dieses Ausdruckes, während der Zusammenhang der Bedeutung „Volkstradition“ mit der Ableitung des Wortes gar nichts zu tun hat. Selbst die Tatsache, dass der Ausdruck ausserhalb der Genesis nicht mehr so häufig vorkommt, findet bei dieser Bedeutung „Familiengeschichte“ ihre befriedigende Erklärung, da nach der Familiengeschichte, wie sie in der Genesis geboten wird, vom Buche Exodus an mehr die Stammes- und Volksgeschichte in den Vordergrund tritt.

Gegenüber diesen Gründen lässt sich die neue und bisher ganz unerhörte Erklärung „Volkstradition“ gar nicht beweisen.

2) Der zweite Grund scheint etwas ernster zu sein. Und in der Tat, wenn man für „eine spezielle göttliche Providenz, welche den Übergang von Urgeschichte in Volkstradition während der ganzen Epoche vor Moses sistiert hätte“, keinen Beweis anführen könnte, so läge die Annahme nahe, dass das Gesetz der natürlichen Entwicklung auch hinsichtlich der Genesiserzählungen seinen gewöhnlichen Lauf gehabt hätte.

Es ist aber zunächst zu beachten, dass dieser Grund rein negativer Natur ist und zu den kritischen inneren Gründen gehört. Gegen die positive Überzeugung der Kirche und gegen die äusseren Zeugnisse der Tradition kann ein solcher Grund nicht ankommen.

Diese positive Überzeugung der Kirche und diese klaren äusseren Zeugnisse der Tradition sind aber über allen Zweifel erhaben. Man gehe doch nur von den Tagen des Heilandes und der Apostel an der Reihe nach die einzelnen Zeugen für diesen alten und beständigen Glauben der Kirche durch. Niemals und nirgends ist auch nur der geringste Zweifel über die geschichtliche Wahrheit der in der Genesis berichteten Tatsachen laut geworden. Nicht einmal Origenes ist soweit gegangen, diese geschichtliche Wahrheit im allgemeinen anzutasten. Er glaubte nur dort den Ausweg der allegorischen Erklärung sich offen halten zu müssen, wo er gerade keine andere Lösung der Schwierigkeit zur Hand hatte. Sicherlich darf man wegen dieser allegorisierenden Tendenz der alexandrinischen Schule das einstimmige Zeugnis aller übrigen Väter und aller Zeiten für die historische Wahrheit der biblischen Urgeschichte nicht zurückweisen. Gerade jene Lehrer, die zuweilen allegorische Erklärungen vorlegen, versäumen nicht, ihre Zuhörer mit allem Nachdruck darauf aufmerksam zu machen, dass an erster Stelle der eigentliche geschichtliche Sinn der Worte des heiligen Textes festgehalten werden müsse und dass man eine allegorische Auslegung erst auf dieser Grundlage des wörtlichen Sinnes aufbauen dürfe.

In dieser beständigen und ganz zweifellosen Überlieferung der Kirche, die in der Lehre und dem Beispiele Christi und seiner Apostel ihren festen Grund hatte, besitzen wir aber den vollauf

genügenden Beweis dafür, dass eine besondere göttliche Vorsehung bei der Geschichte der göttlichen Offenbarung, wie sie uns in den inspirierten Büchern erzählt wird, tatsächlich den Übergang der Urgeschichte in Volkstradition verhindert hat. Bei der innigsten Verbindung zwischen dem religiösen Gehalt und dem übrigen Inhalte der biblischen Urgeschichte ist ja auch eine solche besondere Fürsorge der göttlichen Vorsehung für die Erhaltung und Fortpflanzung der reinen Offenbarung von vornherein als unumgänglich notwendig anzunehmen.

Was man dagegen mit dem Ausdruck „Toledoth“ und einem rein negativen und falschen Grunde beweisen will, ist vollständig hinfällig.

3) „Im Anschluss an diese Gründe, nicht als selbständigen Grund“ will man dann auch die Verwandtschaft der ersten Erzählungen der Urgeschichte mit den Traditionen anderer Völker geltend machen.

Da man diesem dritten Beweise einen selbständigen Wert nicht zuerkennt, genügt schon die Zurückweisung der beiden ersten Gründe, um auch diesen zu Falle zu bringen. Das Unhaltbare und Unberechtigte der Anschauungen, die diesem dritten Argumente zugrunde liegen, muss ja auch jedem gläubigen Schriftforscher klar sein. Was von der profanen Urgeschichte irgendeines Volkes gilt, dass sich in ihr Wahrheit und Dichtung vermengen, mit deren Wiedergabe ein nichtinspirierter Autor sein Geschichtswerk beginnen mag, kann doch auf die biblische Urgeschichte und auf ihren inspirierten Erzähler nicht übertragen werden.

Wer vorurteilsfrei diese Gründe betrachtet, wird zugeben müssen, dass das hochragende Gebäude der neuen Theorien, die man mit ihnen zu beweisen sucht, sich nicht auf Felsen gründerhebt.

Und doch treten diese Theorien in offenen Widerspruch nicht nur mit irgendwelchen Überzeugungen von zwanzig und mehr Jahrhunderten, sondern mit solchen Wahrheiten und Lehren, die man bisher nach dem Ausspruch eines Basilius und Hieronymus, eines Bonaventura und Thomas als zum Glaubenschatz der Kirche gehörig betrachtete! Was bleibt denn von der ganzen Bibel noch übrig, wenn schon derartige Scheingründe gegen die Anschauungen der ganzen christlichen Vergangenheit den Ausschlag geben sollen?

21. Die sogenannte „alte Geschichte“. Während die „Volkstradition“ nach der Meinung der neueren, fortschrittlichen Exegese auf das Buch Genesis beschränkt bleiben sollte, haben ihre Vertreter ein anderes Mittel gefunden, um auch in allen übrigen geschichtlichen Erzählungen der Bibel die Möglichkeit von historischen Irrtümern zu rechtfertigen. Es ist die literarische Art der sogenannten „alten Geschichte“. Man versteht darunter „die Geschichte, wie sie von den Alten geschrieben wurde, weit hinaus über die Zeiten der Griechen und Römer“, und kennzeichnet sie als eine „künstlerisch freie Darstellung des Geschehenen“, deren Wahrheit allein „in allgemeiner Übereinstimmung der Erzählung mit dem Tatbestand bei einer gewissermassen epischen Freiheit in der Darstellung“ zu suchen wäre.

Würde diese Art der alten Geschichtschreibung auch bei der Erklärung der biblischen Geschichte Berücksichtigung finden dürfen, so wäre es wiederum mit der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift zu Ende. Wenn auch nicht die wesentlichen Tatsachen, die bei der „Volkstradition“ hinzugedichtet werden können, so doch das Detail der Darstellung mit den mehr nebensächlichen Einzelheiten würden uns eine Mischung von Dichtung und Wahrheit bieten, und zwar ebensogut in den Geschichtsbüchern des Neuen wie in den Erzählungen des Alten Testaments. Wir stünden wiederum vor „annoeh unübersehbaren Konsequenzen“.

Prüfen wir auch hier die Beweisgründe, die man für die Berehtigung dieser „alten Geschichte“ in der Bibel vorgebracht hat.

1) Die ganze alte Zeit kannte nichts von der kritischen Methode der neuzeitlichen Geschichtschreibung. Sie begnügte sich mit einer episch freien Darstellung des Geschehenen, bei allgemeiner Übereinstimmung mit dem Tatbestand.

Dass die moderne kritische Methode unserer Historiker sich hinsichtlich der Quellenkunde, Quellenbenutzung und Arbeitsweise wesentlich von der alten Geschichtschreibung unterscheidet, ist im allgemeinen anzuerkennen, jedoch nicht zu übertreiben. Der Satz: „Entweder kritische Geschichte oder episch freie Darstellung des Geschehenen“ ist aber nicht frei von Übertreibung. Abgesehen von der grossen Unbestimmtheit und Dehnbarkeit der Ausdrücke lässt diese Gegenüberstellung ein drittes Mittelglied unbeachtet, nämlich vollkommene Übereinstimmung mit

dem Tatbestand im allgemeinen wie im einzelnen bei unvollkommener Methode und Darstellung.

Schon für die profanen alten Geschichtschreiber ist die „epische Freiheit der Darstellung“ eine Übertreibung. Mit vollem Recht hat man auf die Worte Ciceros hingewiesen, der es als „erstes Gesetz der Geschichtschreibung“ bezeichnet „*nichts Falsches zu sagen und nichts Wahres zu verschweigen*“. „*Quis nesciat primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat, deinde ne quid veri non audeat?*“ (De orat. 2, 15). Auch wenn derselbe bei der eigentlichen schönrednerischen Geschichtschreibung im Gegensatz zur abgerissenen, trockenen Darstellung der älteren Chronisten die Ausschmückung der Rede mit einer schönen Schilderung einer Gegend oder einer Schlacht und mit der Einfügung von Ansprachen und Ermunterungen für zulässig erklärt, so braucht man darin doch bei Beachtung des ersten und obersten Gesetzes der vollen Wahrheit noch längst keine „epische Freiheit“ zu finden. Dieses oberste Gesetz, nichts Falsches zu sagen und nichts Wahres zu verschweigen, fordert nicht bloss Übereinstimmung mit dem Tatbestand im allgemeinen, sondern auch in den einzelnen Teilen der Darstellung, ohne dass diese dadurch schon zu einer modern kritischen zu werden braucht.

Doch selbst zugegeben, dass die alten profanen Geschichtschreiber das Gesetz der Wahrheit bei ihrer Darstellung nicht so streng verstanden und die Hinzufügung von selbst erfundenen Einzelheiten damit vereinbar erachteten, was berechtigt uns, diese selbe freie Darstellungsweise auf die inspirierte Geschichtschreibung zu übertragen? Die Gleichstellung der inspirierten und der profanen Autoren, die immer wieder gefordert und auch bei diesem ersten Beweise einfach vorausgesetzt wird, lässt sich mit keinem einzigen stichhaltigen Grunde rechtfertigen.

Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, dass die übernatürliche Tatsache der Inspiration und ihrer Wirkungen vor allem und an erster Stelle nach den Zeugnissen der Offenbarung richtig beurteilt werden muss. Nach dem einstimmigen Urteil der Zeugen dieser Offenbarung können wir aber in den biblischen Geschichtserzählungen uns nicht mit einer Scheinwahrheit begnügen, die bloss eine Übereinstimmung mit den Tatsachen im allgemeinen forderte und im einzelnen der Erfindungsgabe des

inspirierten Schriftstellers die grösste Freiheit liesse. Jedes Faktum, jeder Umstand, den uns die heiligen Bücher in einer geschichtlichen Darstellung berichten, alles bis auf die unscheinbarsten Kleinigkeiten wird von den heiligen Vätern, von Leo XIII. und von Christus dem Herrn selbst mit vollster Unfehlbarkeit als von Gottes unfehlbarer Wahrheit durch den Mund der inspirierten Schriftsteller gesprochen und verbürgt betrachtet.

Mit diesem Begriffe der Inspiration, den wir mit Leo XIII. als den „alten und beständigen Glauben der Kirche“ durchaus festhalten, ist die Gleichstellung der inspirierten Schriftsteller mit den profanen Geschichtsschreibern hinsichtlich der grossen Freiheit in der Darstellungsweise ganz unvereinbar. Eine Einschränkung der „unfehlbaren Wahrheit“ der Bibel auf die allgemeine Übereinstimmung mit dem Tatbestand in den Hauptsachen ist den Worten des obersten Lehrers der Kirche direkt widersprechend. Unter dieser „unfehlbaren Wahrheit“ kann die relative Scheinwahrheit in den frei erfundenen Einzelheiten durchaus nicht verstanden werden.

Aber, so wendet man ein, auch die älteren christlichen Apologeten und manche heilige Väter haben die biblischen Geschichtschreiber vielfach den Profanschriftstellern gleichgestellt.

Eine ganz einfache Unterscheidung genügt, um diesen Einwand zu entkräften. Die Apologeten und manche heiligen Väter verglichen bei der Verteidigung der christlichen Wahrheiten gegenüber den Heiden und Juden die biblischen und profanen Geschichtschreiber hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der Erzählung, um durch eine Schlussfolgerung vom Kleinen auf das Grosse (*a minori ad maius*) ihre Gegner zu überzeugen oder zu widerlegen. Aber es ist keinem von ihnen je eingefallen, bei diesem Vergleiche die den biblischen Schriftstellern allein zukommende Inspiration und ihre volle Wirksamkeit hinsichtlich der geschichtlichen Wahrheit der Darstellung zu vergessen oder im Sinne der Neueren irgendwie zu beschränken.

2) Zur Begründung der Gleichstellung der inspirierten Autoren mit den Profanschriftstellern wird sodann von verschiedensten Seiten bis zum Überdruß wiederholt, dass auch die inspirierten Verfasser der heiligen Bücher in profanwissenschaftlichen Dingen „Kinder ihrer Zeit“ waren und auf dem Niveau ihrer Zeitgenossen standen.

Nach dem, was wir über diesen Punkt früher ausgeführt haben, brauchen wir hier nicht nochmals darauf einzugehen. Es genüge, an unsere erste Voraussetzung zu erinnern, dass die Gnadengabe der Inspiration mit ihrer Wirkung, der vollkommenen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift, nur das geschriebene Wort des biblischen Textes, nicht die persönliche Meinung des inspirierten Verfassers betrifft. Mochten die heiligen Schriftsteller noch so sehr als „Kinder ihrer Zeit“ auf dem Niveau ihrer Zeitgenossen stehen und von der modernen kritischen Geschichtsschreibung keine Ahnung haben, der vollkommenen Wahrheit ihrer inspirierten Geschichtserzählung konnte dies keinen Eintrag tun.

3) Man behauptet, dass die Geschichte des Volkes Israel viele Beispiele für diese episch freie Art der Darstellung der „alten Geschichte“ bietet. Vorsichtigerweise wird nur ein einziges „unzweifelhaftes“ Beispiel angeführt, nämlich die Erzählung des Buches Josue 24, 16—18, wo dem ganzen Volke eine längere Rede in den Mund gelegt wird, die es sicher nicht so gehalten haben kann.

Das genannte Kapitel erzählt die feierliche Erneuerung des Bundes zwischen dem Volke Israel und Gott, die Josue nach der Eroberung des verheissenen Landes in Sichem veranstaltete. Der greise Heerführer hält eine begeisterte Ansprache an die versammelten Stämme und fordert sie auf, von neuem den Götzen auf immer zu entsagen und Jahweh allein zu dienen. Im V. 16 fährt der heilige Text fort: *„Da antwortete das Volk und sprach: Ferne sei es von uns, dass wir Jahweh verlassen sollten, um anderen Götzen zu dienen. Jahweh, unser Gott, hat uns und unsere Väter aus dem Lande Ägypten und dem Hause der Knechtschaft herausgeführt. Er hat vor unseren Augen diese grossen Wunder getan und hat uns behütet auf dem ganzen Wege, den wir gegangen sind, und unter allen Völkern, durch die wir hindurchzogen. Er hat vor uns her alle Völker hinausgeworfen, die Amoriter, die früheren Bewohner des Landes. Wir wollen also Jahweh dienen, denn er ist unser Gott.“* Josue macht das Volk auf den Ernst und die Schwierigkeiten dieses Bündnisses mit Gott aufmerksam: *„Ihr seid nicht imstande, Jahweh zu dienen. . .“* Das Volk aber erwidert Josue: *„Nein, sondern Jahweh wollen wir dienen“*. Da sprach Josue zum Volke: *„Ihr seid Zeugen gegen euch selbst, dass*

ihr euch dafür entschieden habt, Jahweh zu dienen!“ Sie antworteten: „Jawohl!“ „So schafft nun die fremden Götter weg, die ihr habt, und wendet eure Herzen Jahweh, dem Gotte Israels, zu!“ Nochmals wiederholt das Volk sein feierliches Versprechen: *„Jahweh, unserem Gotte, wollen wir dienen und seiner Stimme gehorchen“*. Der Bericht schliesst mit den Worten: *„Also schloss Josue an jenem Tage den Bund und gab dem Volke Gesetz und Recht in Sichem. Und Josue schrieb all diese Worte im Gesetzbuche Gottes auf“* (Jos 24, 16–26).

Dass wir es hier mit einem eigentlichen geschichtlichen Berichte über das denkwürdige Ereignis der feierlichen Bundeserneuerung in Sichem zu tun haben, geht aus der ganzen Darstellung mit unzweifelhafter Gewissheit hervor. Man könnte in der Erzählung des Verfassers sogar etwas von kritischer Genauigkeit finden; denn er scheint uns am Schlusse seinen Gewährsmann und die Quelle seines Berichtes ausdrücklich angeben zu wollen: Josue, der Augenzeuge und Hauptbeteiligte, hat alle diese Worte im Gesetzbuche Jahwehs, in der heiligen Thora, niedergeschrieben. Da es sich um einen direkten Augenzeugen des ganzen Vorganges handelt und um eine Begebenheit, die von der grössten Bedeutung für ihn selbst wie für alle übrigen Beteiligten gewesen war und den tiefsten Eindruck gemacht hatte, so könnte man auch nach der kritischen historischen Methode die Glaubwürdigkeit der Darstellung kaum in Zweifel ziehen, zumal die Kontrolle des Berichtes in dem offiziellen Aktenstück der Thora sehr leicht möglich war.

Es möchte fast scheinen, wenn irgendwo, so muss hier der ganze Bericht entweder als erdichtete Legende beiseite geschoben oder als geschichtliche Erzählung in allen seinen Teilen für glaubwürdig erachtet werden.

Und doch soll hier ein Drittes möglich und sogar „unzweifelhaft“ sein: es soll „ein der Substanz nach jedenfalls wahrhafter Bericht“ vorliegen, bei dem aber „der alte Erzähler frei schildert und die Gesinnungen des Volkes in einem niedlichen deuteronomistischen Sermon ausdrückt“. Den einzigen Anstoss bereitet dem Kritiker die längere Rede, in der das Volk dem Josue antwortet. „Aber wie soll das ganze Volk die drei nicht kurzen Verse rezitiert haben? Wie kamen die vielen darauf, so viele gleiche Worte in gleicher Reihenfolge, gerade diese und

keine anderen Worte auszusprechen? Das grenzt ans Wunderbare! Und welch ein unentwirrbares Durcheinander muss das gegeben haben! Wer übernahm dem inspirierten Verfasser gegenüber die Gewähr, dass alle gerade das und nichts anderes gesprochen? Oder war die Sache vorher einstudiert, so dass der lange Text in kurzen, durch Pausen getrennten Absätzen gleichmässig von allen rezitiert wurde? Also vom Volke sind die Worte nicht gesprochen worden... Man lasse doch einfach die Erzählung auf sich wirken!“

Ganz recht! Aber man lasse doch auch der einfachsten Auslegung ihr Recht! Was heisst es denn: „Das Volk antwortete“? Hat etwa der Erzähler irgendeine von den absurden Möglichkeiten im Sinne gehabt, die der Kritiker aufzählt? Hat irgendeiner seiner Leser daran denken können? Nicht um ein unentwirrbares Durcheinander, nicht um eine vorher einstudierte Rezitation handelt es sich. Aber wie bei anderen ähnlichen Anlässen können wir gar wohl an die Rede eines Sprechers denken, die das ganze Volk durch laute Akklamation als Ausdruck der gemeinsamen Gesinnungen aller in diesem feierlichen Augenblicke anerkennt. Wenn man will, kann man ja in den letzten Worten dieser Rede noch die feierliche Zustimmung des Volkes ausgedrückt finden: *„Jahweh wollen wir dienen: er ist unser Gott“*, ganz wie in den folgenden Versen diese Zustimmung des Volkes noch zweimal in der gleichen kurzen Weise wiedergegeben wird. Es dürfte doch gar keine Schwierigkeit in der Annahme liegen, dass der Älteste des angesehensten Stammes oder sonst ein eifriger und angesehener Mann bei dieser feierlichen Erneuerung des Bundes mit Jahweh in drei Sätzen den Gesinnungen aller Ausdruck gab, und zwar in solchen Sätzen, die zum Teile dem Eingange des allen bekannten Dekaloges entnommen sind.

Ebensowenig wird man darin eine epische Freiheit des Erzählers entdecken können, dass er eine solche kurze Rede in solchem Zusammenhange als Antwort des ganzen Volkes bezeichnet. Tatsächlich war es ja der Ausdruck der Gesinnungen des ganzen Volkes, wenn die Rede auch nur von einem Sprecher im Namen aller und unter feierlicher Zustimmung aller gehalten wurde. In einem solchen Falle würde sich, meines Erachtens, nicht einmal ein kritischer Geschichtschreiber die Vorschrift gefallen lassen, statt der kurzen Formel: „das ganze Volk“ stets

und überall zu sagen: „ein Sprecher im Namen aller, dessen Worten das ganze Volk durch laute Akklamation seine Zustimmung gab und die es so zu seinen eigenen machte“. Die Annahme einer freien Erfindung des „niedlichen deuteronomistischen Sermons“ vonseiten des Erzählers ist selbst eine freie, durch nichts bewiesene Erfindung.

Wenn es keine besseren „unzweifelhaften“ Beispiele für die „alte Geschichte“ in der Bibel gibt, so ist es mit derselben nicht gut bestellt.

22. Die inspirierten Autoren und ihre Quellen. In naher Verbindung mit der relativen Wahrheit der Geschichtserzählung, die nach den populären Anschauungen über geschichtliche Begebenheiten oder nach der freien Weise der „alten Geschichte“ bemessen werden soll, steht auch eine andere Art von Scheinwahrheit der biblischen Geschichtsberichte, die vonseiten einiger fortschrittlichen Exegeten als Schutzmittel gegen die Angriffe der feindlichen Kritik in Vorschlag gebracht wird. Die inspirierten Autoren sollen nämlich häufig die Nachrichten ihrer Quellen mit oder ohne Nennung derselben einfach wiedergeben, ohne die mindeste Bürgschaft für die Wahrheit der erzählten Begebenheiten zu übernehmen. An die Stelle der wahren Erzählung von wirklichen Begebenheiten würde so die rein formelle „Wahrheit der Zitierung“ treten, und vielfach wäre diese Zitierung eine stillschweigende (*citationes implicitae*), ohne Angabe der Quelle. Übereinstimmung mit den Annalen oder mit den sonstigen Quellen, nicht aber Übereinstimmung mit den wirklichen Tatsachen, soll allein der Absicht des Geschichtschreibers in der Bibel entsprechen.

Auch hier ist zunächst eine notwendige Unterscheidung nicht ausser acht zu lassen. Dass die heiligen Schriftsteller im allgemeinen nicht bei allen Teilen, die sie in einem inspirierten Buche berichten, in gleicher Weise auch den Inhalt uns verbürgen wollen, ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. Wir sahen daher schon früher in unserer *dritten Voraussetzung* (II. II S. 30), dass „die Irrtumslosigkeit der Bibel nur die Worte des Verfassers betrifft, nicht das, was er als Aussagen anderer anführt oder wofür er die Verantwortung ausdrücklich und bewiesenermassen ablehnt“. Was von den Worten und Reden der verschiedenen Personen gilt, findet seine analoge Anwendung auch auf die schrift-

lichen Dokumente, die als solche von den inspirierten Autoren in ihr Buch aufgenommen worden sind. Wenn z. B. der Verfasser des ersten Makkabäerbuches uns die Abschrift des Briefes Jonathas' an die Spartaner und der Antwort aus Sparta mitteilt (1 Mak 12, 6--23), so wird niemand die Bürgschaft der Inspiration auch auf den Inhalt dieser Briefe ausdehnen wollen.

Aber von diesen allgemein anerkannten Grundsätzen der alten Hermeneutik, die z. B. auch schon der heilige Augustinus sehr schön zum Ausdruck bringt (Ad Orosium contra Priscill. c. 9 n. 12), unterscheidet sich die ganz moderne Theorie von den ausdrücklichen oder stillschweigenden Zitationen sehr wesentlich. Auch dort, wo die inspirierten Autoren mit ihren eigenen Worten uns eine geschichtliche Begebenheit einfach erzählen und ausdrücklich oder stillschweigend für ihre Darstellung eine oder mehrere Quellen benutzen, sollen sie uns nach dieser fortschrittlichen Anschauung bloss die „Wahrheit der Zitierung“ gewährleisten wollen, ohne die Bürgschaft für den Inhalt ihrer Erzählung selbst zu übernehmen.

Man hat aber dieser Annahme gegenüber schon wiederholt mit vollem Rechte darauf hingewiesen, dass die Vertreter dieser Meinung mit ihren eigenen Anschauungen in einen unlösbaren Widerspruch geraten. Denn auf der einen Seite behaupten sie, dass die kritische Methode der Geschichtschreibung im ganzen Altertum und auch den Verfassern der heiligen Bücher unbekannt und der kritische Sinn in jener Zeit noch gar nicht entwickelt war. Andererseits würde es aber von einem ziemlich entwickelten kritischen Sinne zeugen, wenn die inspirierten Autoren nicht einfach eine Begebenheit erzählen, sondern alle Verantwortung für das Erzählte ihren Quellen überlassen sollten.

Ausserdem ist die Absicht des biblischen Erzählers, Wahres mitzuteilen und bei seinen Geschichtsdarstellungen auch wirkliche Geschichte zu berichten, durchaus nicht zweifelhaft, selbst wenn er nicht so energisch wie der vierte Evangelist (Joh 19, 35; vgl. 21, 34) sich ausdrücklich über diese Absicht ausspricht. Wo aber eine solche Absicht des inspirierten Autors anerkannt werden muss, da kann dem Heiligen Geiste keine entgegengesetzte, die Mitteilung illusorisch machende Absicht unterschoben werden.

Endlich gilt auch dieser Meinung gegenüber der Grund, auf

den wir immer wieder hinweisen müssen, dass sie in offenen Widerspruch mit der feierlich verkündeten Lehre der ganzen kirchlichen Vergangenheit tritt. Denn auch bei dieser Theorie kommt es doch schliesslich darauf hinaus, dass der inspirierte Autor häufig etwas Falsches berichten und die Begebenheiten nicht mit unfehlbarer Wahrheit erzählen würde.

Deshalb ist diese Meinung durch das Dekret der Päpstlichen Bibelkommission vom 13. Februar 1905 mit vollem Rechte als unzulässig bezeichnet worden.

23. Bedeutung für das Neue Testament. Die verschiedenen Theorien über den Wahrheitsgehalt der biblischen Geschichtserzählungen werden in der Regel zunächst mit Rücksicht auf die Schriften des Alten Bundes aufgestellt. Aber es ist wirklich nicht einzusehen, weshalb man mit den meisten dieser Grundsätze auf einmal haltmachen soll, wo es sich um die geschichtlichen Berichte des Neuen Testaments handelt. Bis „weit hinaus über die Zeiten der Griechen und Römer“ soll ja nur die literarische Art der „alten Geschichte“ bekannt gewesen sein, deren relative Scheinwahrheit wir zur Genüge kennen gelernt haben. Ebenso fordern die meisten übrigen Prinzipien der Neueren ihrer allgemeinen Tendenz nach auch allgemeine Geltung.

Da erheischt dann aber eine Frage notwendig Antwort, auf die ich doch keine befriedigende Antwort geben kann. Die Frage lautet: Was wird denn aus dem ganzen Neuen Testamente, und darüber hinaus aus der ganzen Glaubenslehre unserer Kirche werden, wenn einmal diese Theorien ihre Anwendung auf die Evangelien finden?

Man mag zwar sagen, dass die neutestamentlichen Geschichtsschreiber den Ereignissen, die sie erzählen, näher standen und daher uns eine grössere Gewähr für die Richtigkeit ihrer Darstellung bieten. Aber es bleibt doch immer eine rein menschliche Gewähr, wenn die Inspiration uns für den Inhalt der Geschichtserzählung keine Bürgschaft leistet. Es bleibt auch stets eine menschlich sehr unvollkommene Gewähr, weil ja die Wahrheit der „alten Geschichte“ nur in „allgemeiner Übereinstimmung der Erzählung mit dem Tatbestand bei einer gewissermassen epischen Freiheit der Darstellung“ bestehen soll. Kann man sich vielleicht mit einer solchen „Wahrheit“ in der Erzählung der Evangelisten begnügen?

Weshalb soll ferner bei den neutestamentlichen Autoren nicht billig sein, was bei den alttestamentlichen recht ist, dass sie, unbeschadet der Würde, der Rechte und Wirkungen der Inspiration, wegen der „menschlichen Seite“ dieser Gnadengabe „bei geschichtlichen Tatsachen sehr wohl einfach einer irrtümlichen Volksmeinung sich anschliessen konnten“?

So wird aber auch die evangelische Erzählung nach diesen neuen Theorien notwendig zu „einem Mosaik, in welchem die Steine menschlicher Irrungen neben jenen göttlicher Wahrheit eingefügt werden“. Die Meinungen der Neueren führen notwendig zu solchen Schlussfolgerungen. Aber „die Kirche hat nie daran gedacht“, versicherte uns Alfred Loisy.

Die Konsequenzen, die von manchen fortschrittlichen Exegeten — nicht etwa von Loisy und seinen Anhängern — hinsichtlich der Evangelien vorgelegt werden, sind doch schon klar genug, um die ernstesten Befürchtungen wachzurufen.

Da wir auf „unsere Evangelien und die Kritik“ im nächsten Vortrag ausführlicher zurückkommen müssen, mögen hier diese wenigen Bemerkungen genügen.

24. Die alte und wahre Antwort auf die Schwierigkeiten.

Alle Bemühungen der fortschrittlichen Schrifterklärer, die Möglichkeit von Irrtümern in den geschichtlichen Berichten der Bibel auf den verschiedensten Wegen zu rechtfertigen, scheitern an der Haltlosigkeit der Beweisgründe und an dem offenen Widerspruch der neuen Theorien mit der „alten und beständigen Lehre der Kirche“. Auch gegenüber den Schwierigkeiten aus dem Gebiete der Geschichte ist die alte Antwort, die einst Augustinus gegeben, noch nicht veraltet: „Wenn ich in einem dieser Bücher etwas finde, was der Wahrheit zu widersprechen scheint, dann halte ich ganz unbedenklich dafür, dass entweder die Abschrift fehlerhaft ist, oder dass der Übersetzer den Text nicht richtig aufgefasst hat, oder dass ich ihn nicht verstanden habe“ (s. o. S. 10).

Leider wird diese Mahnung nur zu sehr vernachlässigt. Insbesondere wird die Tätigkeit der Übersetzer und Abschreiber als Quelle vieler Fehler gar häufig kaum in Anschlag gebracht. Dazu bietet uns gerade das weite Feld der biblischen Geschichte noch einen ganz besonderen Grund, diese alte und wahre Antwort recht zu beherzigen und die edle Bescheidenheit, die sich

in ihr ausspricht, gegenüber so manchen Schwierigkeiten nicht zu vergessen. Denn zunächst sind ja gerade die Zahlen und Namen, die in den Geschichtserzählungen eine so grosse Rolle spielen, mehr als irgendwelche andere Teile der Veränderung und Verwechslung bei der Überlieferung eines Textes ausgesetzt. Die Zahlen wurden bei der hebräischen und griechischen Schreibung durch die Buchstaben des Alphabetes ausgedrückt. Wie leicht dabei ähnliche Buchstaben vertauscht werden können, lässt sich durch zahlreiche Beispiele leicht belegen. Dazu genügt die Hinzufügung oder Weglassung eines ganz kleinen Strichleins, um eine Zahl gleich um das Tausendfache zu vergrössern oder zu verkleinern. Bei den Namen aber bestätigt die Erfahrung auf allen Gebieten immer von neuem, wie leicht sie beim Abschreiben verstümmelt oder mit bekannteren Eigennamen verwechselt werden, namentlich wenn es sich um fremdländische Eigennamen handelt. Selbst unsere heutigen Kriegsberichte bieten ja Tag für Tag der Beispiele genug dafür, was sich die Namen der polnischen, russischen und serbischen Orte in den verschiedenen Zeitungen für Verstümmelungen gefallen lassen müssen!

Dazu kommt, dass wir für die allermeisten Berichte aus der altjüdischen Geschichte gar keine anderen Quellen ausserhalb der Bibel zur Verfügung haben. Die Nachrichten der Bibel selbst sind aber häufig so unvollständig und lückenhaft, dass wir uns kein klares Bild von den einzelnen Vorgängen machen können. Erhebt sich also in diesen Berichten eine Schwierigkeit, so fehlen uns vielfach die notwendigen Daten, um eine völlig befriedigende Lösung zu geben. Wir müssen uns gar oft mit Augustinus trösten, dass wir es nicht verstanden haben. Und wo ein babylonisch-assyrischer Text oder eine ägyptische Inschrift über die gleichen Begebenheiten uns etwas mehr Stoff bieten, stehen wir doch wieder immer vor neuen Rätseln, bei denen uns auch die keilinschriftliche und hieroglyphische Literatur ganz im Stiche lassen. Wir haben nur zu oft Anlass, bei diesen Fragen unsere Unkenntnis der zur Lösung einer Schwierigkeit notwendigen Faktoren zu bekennen.

Nehmen wir eines von den „Paradebeispielen“ aus der biblischen Geschichte. Im heutigen Text von Judith 1, 5 lesen wir, dass Nabuchodonosor König von Ninive gewesen sei. Wie schon Kardinal Newman zum Beweis für seine „*obiter dicta*“, so hat man

auch vor nicht langer Zeit diesen offenbaren Irrtum als klassisches Beispiel hervorgehoben für die hochmoderne Theorie der Anpassung des inspirierten Schriftstellers an die irrtümlichen Ansichten des Volkes. Wohl mehr als einer wird derartige grundstürzende Anschauungen durch ein solches Beispiel als nicht hinreichend gerechtfertigt betrachten. Gerade über den Text des Buches Judith, und Ähnliches gilt z. B. von den viel angefochtenen Büchern Tobias und Esther, hat schon der verdiente Franz Kaulen mit vollem Rechte bemerkt: „Ferner schafft jede andere als die historische Auffassung für die Erklärung des einzelnen neue Schwierigkeiten und muss doch bei jedem Schritt zu ebendemselben Mittel ihre Zuflucht nehmen, womit auch die Geschichtlichkeit des Buches sichergestellt werden kann. Dieses Mittel aber ist die Anerkennung, dass der ursprüngliche Text des Buches äusserst fehlerhaft überliefert ist, und zwar ebenso durch die Schuld der Übersetzer als durch die der Abschreiber. . . Ausser der Ersetzung fremdländischer Namen durch einheimische jüdische gehören dazu alle die Reminiszenzen an eine spätere Zeit der jüdischen Geschichte, als die durch den Eingang des Buches offen gelassene“.

Bei einer vernünftigen Anwendung der Grundsätze einer gesunden Kritik auf den biblischen Text kämen jedenfalls schon eine ganze Reihe von angeblichen Irrtümern und Widersprüchen in Wegfall, die immer wieder von neuem paradieren müssen, „und wären sie noch so albern und hundertmal widerlegt“. In einigen Fällen werden Schwierigkeiten bleiben. Aber wohl keiner auch von den fortgeschrittensten Exegeten wird wähen, restlos mit allen Schwierigkeiten aufgeräumt zu haben. Auf welcher Seite die geringeren sich finden, wäre vorerst noch zu untersuchen. Jedenfalls ist es vorzuziehen, angesichts solcher Schwierigkeiten mit Augustinus das bescheidene: „Ich habe es nicht verstanden“ zu wiederholen und mit der ganzen christlichen Vorzeit an der vollkommenen Irrtumslosigkeit des inspirierten Textes in seiner ursprünglichen Form festzuhalten, als in offenem Widerspruch mit den kirchlichen Anschauungen der Vergangenheit sich neuen, folgeschweren und unbewiesenen Theorien zuzuwenden. Nicht in der Entstehung, sondern in der Erhaltung und Überlieferung des heiligen Textes ist die Quelle von Irrtümern in unserer heutigen Bibel zu suchen.

25. Rückblick und Schluss. Noch gar manche Punkte gäbe es zu besprechen und gar manche Frage, die sich auf unseren Gegenstand bezieht, wäre zu erörtern. Doch ich muss schliessen.

Bei einem Rückblick auf die bisherigen Erörterungen drängen sich einige Gedanken von selbst auf, die ich mit ein paar Worten mehr andeuten als ausführen möchte.

Zunächst wird man sich des Eindruckes nicht erwehren können, dass es mit der Begründung des Verdiktes über die Irrtumslosigkeit der Bibel sowohl im allgemeinen, wie auch hinsichtlich der Gebiete der Naturwissenschaften und der Geschichte im besonderen recht schwach bestellt ist. Es ist wirklich Grund genug vorhanden, für die Festigkeit des neuen hochragenden Gebäudes zu fürchten; denn es ist nicht gebaut auf festen Felsengrund.

Sodann scheint mir auch ein weiteres Bedenken gegen die modernen fortschrittlichen Theorien nicht einfach mit einer eleganten Handbewegung abgetan zu sein. Diese modernen Prinzipien führen, wie ihre Anwendung nur zu deutlich gezeigt hat, mit Notwendigkeit zum schrankenlosen Subjektivismus zurück, aus dem sie hervorgegangen sind. Von diesem aber gilt auch heute noch: „Nicht dieser Subjektivismus, sondern nur katholischer Objektivismus kann die Welt retten!“

Schliesslich wird man es nicht leugnen können, dass diese neuen Prinzipien in offenen Widerspruch mit dem einstimmigen Urteil der ganzen kirchlichen Vergangenheit treten. Was den gläubigen Christen an dem Vorgehen vieler Vertreter der neuen Anschauungen wohl am meisten schmerzt, ist eben dieser offene Bruch mit der ganzen Vergangenheit. Wo die Gründe so wenig ausreichen, da sollte doch vor allem die Gefahr wohl erwogen werden, die in einer solchen schiefen Stellung zur kirchlichen Tradition immer liegt.

Diese Entwicklung ist kein wahrer Fortschritt. Denn sie gleicht nicht mehr dem organischen Wachstum des Senfkörnleins im Evangelium. Der neue grüne Zweig, der sich in der hochragenden Krone des edeln Fruchtbaumes der kirchlichen Wissenschaft breit machen möchte, gehört wirklich nicht zur alten edlen Art und gewährt keine Hoffnung auf Blüten und reife Früchte.

Der herrliche Gnadenbaum der Bibel behält aber, ungebrochen im brausenden Sturm, auch den schönsten Schmuck seiner Krone, den herrlichsten Edelstein der unfehlbaren Wahrheit.

Zweiter Vortrag

Unsere Evangelien und die Kritik

1. Einleitendes. Der Kampf gegen die Irrtumslosigkeit der Bibel richtet sich für gewöhnlich und in erster Linie wider das Alte Testament. Auch bei diesem gilt der Sturm schliesslich unserem heiligen Glauben. Denn ohne offenen Bruch mit der ganzen kirchlichen Vergangenheit und mit der Lehre der gesamten christlichen Vorzeit lässt sich nun einmal der kostbare Edelstein der unfehlbaren Wahrheit nicht aus der Krone des Gnadenbaumes der Heiligen Schrift herausreissen.

Doch der Sturm, der diesen Gnadenbaum umbraust, macht auch vor dem Neuen Testamente nicht halt. Ja, es will fast scheinen, als tobe er hier mit noch viel heftigerer Gewalt. Nicht bloss den einen oder anderen Irrtum wollen die Gegner hier nachweisen. Sie richten ihre schwersten Geschütze gegen das ganze Bollwerk unserer Evangelien, um seine Wahrheit und Glaubwürdigkeit von Grund aus zu zerstören.

Dabei steht bei diesem gewaltigen Ansturm der ungläubigen Kritik für uns noch viel mehr auf dem Spiele als nur die Würde des irrumsfreien Gotteswortes. Handelt es sich doch bei dem Kampf wider die Evangelien um die Grundlage und den ganzen Inhalt unseres Glaubens und schliesslich um seinen Gründer und Stifter, Christus den Herrn, selbst.

So kann keiner von uns diesem Kampfe als gleichgültiger Zuschauer gegenüberstehen. Er gilt in der Tat unseren heiligsten Gütern. Für die Züricher hat dieses Schauspiel ausserdem noch ein ganz besonderes Interesse. Denn mehr als einer der vordersten Rufer im Streit steht gerade mit Zürich und seiner Universität in naher Beziehung.

Wir haben auch, Gott sei Dank, durchaus keinen Grund, uns vor einer näheren Betrachtung dieses geistigen Weltkrieges zu fürchten. Es gibt wohl kaum eine herrlichere Bestätigung unseres heiligen Glaubens, als gerade die Tatsache der immer wieder sich erneuernden und immer doch vergeblichen Stürme

unserer Gegner wider die Evangelien. Sie rufen einem das Bild ins Gedächtnis, das man auch auf einer Meerfahrt ins Heilige Land des öfteren beobachten kann. Da sieht man nicht selten in der Nähe der Küste eine Felseninsel aus dem Wasser aufragen. Hoch auf ihrem Gipfel trägt sie den Leuchtturm, der dem Schiffer auf der Fahrt mit seinem Lichte die sichere Bahn weist. Vom Sturme gepeitscht rollen die Meereswogen heran und drängen sich in überstürzendem Laufe gegen die Insel und spritzen ihre Gischt bis hoch hinauf an den Fuss des Turmes. Aber sie vermögen nichts wider den Felsen. Zerschellt prallen sie zurück an der steinernen Wand, und mögen sie auch seit Jahrhunderten und Jahrtausenden ihr Drängen und Drohen wiederholen, stets vergeblich bleibt ihr Ansturm. Nur um so schöner strahlet am Abend, wenn der Sturm sich gelegt hat, das Licht über die weissgekrönten, leicht gekräuselten Fluten, die dem armen Sterblichen ein herrliches Bild der unendlichen Schönheit und Allmacht des Schöpfers widerspiegeln.

So stürmen vergeblich seit fast zwei Jahrtausenden die Wogen des Irrglaubens und Unglaubens wider unsere heiligen Evangelien. Sie vermögen nichts gegen den Felsen: denn dieser Felsen ist Christus.

I. Die Vorpostengefechte

§ 1. Die Angriffe in den ersten Jahrhunderten

2. Die alten jüdischen Gegner. In den Reihen der Kämpfer gegen unsere Evangelien können wir drei Hauptgruppen unterscheiden. Die ersten Angriffe möchte ich als Vorpostengefechte bezeichnen. Ich rechne dazu die Kämpfe der ersten Jahrhunderte und die Bemühungen der Vorläufer des eigentlichen Rationalismus im 17. und 18. Jahrhundert. Ihnen folgten die Hauptangriffe der ungläubigen Gegner in den letzten hundert Jahren, in denen der Kampf am heissesten tobte. Den Schluss bilden die Kritiker unserer Tage, die trotz allem modernem wissenschaftlichem Aufputze ihre Waffen im Kampfe doch wieder hauptsächlich dem Arsenal der ersten und zweiten Gruppe entlehnen.

An erster Stelle treten uns unter den Gegnern der Evangelien die alten jüdischen Schriftausleger entgegen. Ihre

Polemik gegen das Christentum zeigt im allgemeinen ein recht unerfreuliches Bild. Hass und Leidenschaft führen zumeist den Gegnern die Feder. Sie lassen sie in ihrem Kampfe leider nur zu oft zu den gemeinsten Waffen niedriger Verleumdung greifen, um die Person des verhassten Nazareners, seiner Mutter und seiner Apostel zu verunglimpfen und in den Kot zu ziehen.

Die Echtheit der Evangelien wagen sie für gewöhnlich nicht anzugreifen. Sie standen, der Zeit ihrer Entstehung noch zu nahe und hatten in dem Zeugnis ihrer eigenen Lehrer eine zu klare Bestätigung der allgemeinen christlichen Überlieferung über den Ursprung dieser Berichte. Statt diesen leugnen zu wollen, richteten sie vielmehr ihr ganzes Bestreben auf die Untergrabung der Glaubwürdigkeit und Beweiskraft der von den Christen ihnen entgegengehaltenen Erzählungen. Der Geburts-geschichte, wie sie vom ersten und dritten Evangelisten geschildert wird, stellten sie schon frühzeitig eine gehässige, von niedriger Verleumdungssucht eingegebene „Geschichte Jesu“ (*Toledoth Jeschu'a*) gegenüber, die den Sohn und die Mutter in gemeinster Weise dem Gespötte preisgeben sollte.

Hinsichtlich der Begebenheiten aus dem öffentlichen Leben des Heilandes sehen wir schon in den Evangelien selbst den Weg angedeutet, den die jüdischen Polemiker auch später in der Regel einhielten. Die Evidenz der Tatsachen machte den Widerspruch gegen die geschichtliche Wahrheit der meisten Ereignisse unmöglich. Deshalb sehen wir schon die Pharisäer im Evangelium die Anklage auf Betrug erheben, und zwar Betrug von seiten des Herrn wie auch von seiten seiner Jünger. Als der Heiland einen stummen Besessenen geheilt hatte und die Volks-scharen voll Bewunderung ausriefen: „*Noch nie hat man so etwas in Israel gesehen*“, da treten die Pharisäer diesem keimenden Glauben mit der Beschuldigung entgegen: „*Durch den obersten der bösen Geister treibt er die bösen Geister aus*“ (Mt 9, 33f). Mit dem gleichen Vorwurfe suchen dieselben Gegner die begeisterte Stimmung der Menge bei einer anderen Gelegenheit zu unterdrücken, als Christus mit einem dreifachen Wunder einem stummen und blinden Besessenen vollkommene Gesundheit gegeben hatte und das Volk sich zur Anerkennung seiner messianischen Würde geneigt zeigte: „*Ist dieser nicht etwa der Sohn Davids?*“ (Mt 12, 22—24; vgl. Mk 3, 22; Lk 11, 15). Ange-

sichts der unleugbaren Tatsachen, mit denen der Erlöser seinen Anspruch auf die Würde des Sohnes Davids und des Sohnes Gottes beweist, finden seine erbitterten Feinde nur den einen Ausweg, ihn den Volksscharen als gottlosen Betrüger hinzustellen, der nur aus einem Bunde mit Beelzebub, dem obersten der bösen Geister, sich diese scheinbare Wundermacht verschafft hat. Ganz in derselben Weise finden sie auch nach der Auferstehung den Jüngern gegenüber keinen anderen Ausweg, um ihre Predigt vom Auferstandenen unwirksam zu machen, als die Anklage auf groben Betrug: *„Sie gaben den Soldaten reichlich Geld mit dem Geheiss: Saget: seine Jünger kamen des Nachts und stahlen ihn, während wir schliefen . . . Diese aber nahmen das Geld und taten, wie sie angewiesen waren; und es verbreitete sich diese Sage unter den Juden bis auf den heutigen Tag“* (Mt 28, 11–15).

Als gelehrige Schüler ihrer pharisäischen Lehrmeister wiederholen die jüdischen Ausleger der ersten Zeiten die gleichen Beschuldigungen gegen Christus, um den Glauben an die in den Evangelien erzählten wunderbaren Begebenheiten zu untergraben. Der Heiland, den die Christen als den Sohn Gottes verkünden, soll nach ihren gehässigen Verleumdungen nur ein grosser Betrüger gewesen sein, der sich auf listige Weise die Gewalt zu seinen magischen Zauberkünsten verschafft habe. Einige lassen ihn deshalb bei den ägyptischen Zauberern in die Schule gehen und hier die Magie erlernen. Der heidnische Philosoph Celsus erhebt diesen aus jüdischer Quelle stammenden Vorwurf gegen die Christen (Origenes c. Cels. I, 28. 38; vgl. I, 6. 68; 2, 49; 8,9) und auch Arnobius widerlegt den gleichen „verleumderischen und kindischen“ Einwurf der heidnischen und jüdischen Gegner (Adv. gentes I, 43). Ebenso nehmen Eusebius, der heilige Hieronymus, der heilige Augustinus und andere Väter nicht selten Bezug auf dieselbe Anklage, die auch im Talmud wiederholt wird. Andere gelehrte Juden wissen zu erzählen, Christus habe sich heimlich in den Tempel von Jerusalem zu dem heiligen Steine geschlichen und sich dort den unaussprechlichen Namen Gottes angeeignet, durch den er dann alle seine Wunderwerke verrichtete. Diese Fabel findet sich besonders in mehreren Formen des erwähnten alten jüdischen Pamphlets „Geschichte Jesu“.

In bezug auf die Lehren Jesu versuchen die Rabbiner in ähnlicher Weise den Evangelien entgegenzutreten. Sie sollen ihre Hauptquelle im Alten Testamente und in der Weisheit der bis zur Zeit Christi meistens noch nicht schriftlich abgefassten Überlieferungen der jüdischen Lehrer haben. Wenn man verschiedene jüdische Gleichnisse genauer prüft, die als Gegenstücke und auch als Vorbilder der Parabeln des Evangeliums angeführt werden, kann man den Gedanken kaum abweisen, dass man es in manchen Fällen eher mit späteren Nachbildungen der vom Herrn im Evangelium vorgelegten herrlichen Urformen zu tun habe. Dabei lässt sich der himmelweite Unterschied zwischen den Gleichnissen des Evangeliums und diesen Proben jüdischer Weisheit, die alles überragende Erhabenheit jener ersteren gegenüber der Platttheit und Beschränktheit der letzteren überall sozusagen mit Händen greifen.

Das Bild dieser alten jüdischen Polemik gegen unsere Evangelien ist sicherlich wenig erfreulich. Es zeigt aber auch ihren wenig gefährlichen Charakter. Mag später der jüdische Philosoph Baruch de Spinoza, mögen Reimarus und Lessing auch wieder zu diesen Waffen der Betrugshypothese zurückgreifen, wir brauchen solche Waffen im Kampfe nicht zu fürchten. Es sind nicht die blanken Waffen der Wahrheit, und diese allein führen zum Siege.

3. Die heidnischen Philosophen. Gefährlicher mag beim ersten Anblick der Kampf der alten heidnischen Philosophen gegen die Evangelien erscheinen. Wenn sie auch in ihrem Widerspruch gegen das Christentum vielfach aus jüdischen Quellen schöpften, so konnten sie doch bei ihren Angriffen die griechische und römische Weltweisheit ins Feld führen und den schlichten Wahrheiten des Evangeliums gegenüber den Schein der Überlegenheit erwecken. Doch auch ihr Kampf galt einer verlorenen Sache.

Grosses Aufsehen erregte namentlich die Schrift des Philosophen Celsus, der um das Jahr 178 n. Chr. dem christlichen Evangelium seine „*wahre Lehre*“ entgegenstellte. Kein Geringerer als der grosse Alexandriner Origenes nahm den Fehdehandschuh auf und widerlegte in den acht Büchern seines Werkes „*gegen Celsus*“ ausführlich die Einwürfe des heidnischen Gegners. Da uns das Buch des Celsus selbst nicht erhalten ist, sind

wir für die Kenntnis seines Vorgehens auf diese Gegenschrift des Origenes angewiesen. Fast die ganze Arbeit des Philosophen lässt sich aber aus ihr wiederherstellen. Wir sehen daraus, dass auch er gegen unsere Evangelien keine geschichtlichen Beweisgründe vorzulegen hatte. Er beruft sich zwar auf die abweichenden Lehren der Sekten und auf die Verschiedenheiten der biblischen Textüberlieferung, um damit die Glaubwürdigkeit der Kirche und des heiligen Textes zu erschüttern; aber gegen die Evangelien erreicht er damit nicht viel. Deshalb greift er Christus selbst, seine Lehre und seine Werke mit Hilfe der heidnischen Philosophie und der jüdischen Fabeln und Verleumdungen an. Der Heiland ist für ihn ein grosser Betrüger. Seine Lehre ist teils den heidnischen Philosophen entlehnt, teils beruht sie auf Irrtum, Täuschung und Betrug, soweit die Berichte der Evangelien nicht einfach als Mythen abzuweisen sind. Die Wundererzählungen gehören sämtlich ins Reich der Mythen, weil eine Durchbrechung des Naturzusammenhangs unmöglich ist. Die Evangelisten selbst sind ihm „betrogene Betrüger“, die z. B. den Glauben an die Auferstehung auf das Zeugnis eines „verrückten Weibes“ hin verbreiteten.

In ähnlicher Weise suchten spätere heidnische Philosophen den Glauben an das Evangelium zu untergraben. Der bekannteste unter ihnen ist der Neuplatoniker Porphyrius (233 bis c. 304 n. Chr.), dessen 15 Bücher „*Gegen die Christen*“ nur bruchstückweise erhalten sind. Er bekämpfte hauptsächlich vom Standpunkt seiner Religionsphilosophie aus die drei Grundlagen der christlichen Religion, nämlich die Lehre von der Schöpfung, der Menschwerdung und der Auferstehung. In den Evangelien wie in den anderen biblischen Büchern suchte er zahlreiche Widersprüche nachzuweisen und darzutun, dass ihre Erzählungen über das Leben Christi keinen Anspruch auf geschichtliche Glaubwürdigkeit haben können. So zeigte er den modernen Kritikern den Weg zur Unterscheidung des Christus der Geschichte von dem Christus des Glaubens. In der Kritik der evangelischen Wunderberichte beruft sich schon David Friedrich Strauss auf Porphyrius und den anderen Neuplatoniker Jamblichus (gest. c. 330 n. Chr.), die von Pythagoras z. B. einen dem wunderbaren Fischfang des Evangeliums ähnlichen Zug erzählen sollen. Er will damit beweisen,

dass „die alte Sage ihre Wundermänner gerne mit Fischzügen zu schaffen haben liess“, und deshalb auch die Begebenheit des Evangeliums in das Reich der Sage und des Mythos gehöre. Er hat sich aber seine Aufgabe etwas zu leicht gemacht; denn bei näherem Zusehen schrumpft die „Ähnlichkeit“ bei Pythagoras auf den einen Punkt zusammen, dass in der Erzählung auch Fische vorkommen. Mit ihrem Fang hat alles ganz natürlich zugegangen, und der „Wundermann“ hat mit demselben gar nichts zu tun gehabt. Er soll nur als guter Rechner die Zahl der Fische genau anzugeben gewußt haben, ohne sie zu zählen. Obwohl auch Karl von Hase und der Zürcher Professor Karl Theodor Keim sich wieder auf die „Parallele mit der Pythagorassage“ berufen, erhält diese durch die Wiederholung doch keine grössere Beweiskraft. Nicht durch solche Anekdoten, sondern durch ihre religionsphilosophischen, oft scharfsinnigen Einwürfe erhielt die Kritik der Evangelien bei Porphyrius ihre Bedeutung. Sie ist aber eine rein negative Kritik ohne jede historische Grundlage, und kann daher die durch positive, geschichtliche Zeugnisse fest begründete Glaubwürdigkeit unserer Evangelien nicht erschüttern.

Noch viel weniger beweiskräftig ist der im Kampf gegen die Evangelien nicht selten wiederholte Hinweis auf das wunderbare Leben des neupythagoreischen Magiers Apollonius von Tyana, der um das Jahr 96 n. Chr. in Ephesus, oder nach anderen in Lindos oder in Kreta gestorben sein soll. Die angebliche Geschichte seines Lebens wurde im Anfang des dritten Jahrhunderts von Flavius Philostratus in 8 Büchern beschrieben und insbesondere von dem heidnischen Statthalter Hierokles von Bithynien (um 303) als Parallele zu den Evangelien gegen das Christentum verwendet. Aber das Urteil, das Eusebius von Cäsarea über das Machwerk fällte, ist unwiderlegt geblieben. Er bewies nämlich in einer Widerlegung der Schrift des Philostratus ausführlich, dass seine Schilderung des Lebens des Apollonius auf erdichteten oder überlieferten Sagen und Fabeln beruhe und die erzählten wunderbaren Begebenheiten entweder Erfindung oder dämonisches Blendwerk seien. Selbst der Tübinger Kritiker Ferdinand Christian Baur war der Ansicht, dass Philostratus in seinem Apollonius ein mit allen Tugenden und Wunderkräften ausgestattetes heidnisches Gegen-

stück Christi herstellen wollte. Auch die moderne Kritik muss dieses Werturteil als berechtigt anerkennen und das Werk des Philostratus mit Harnack als „sehr unbedeutend“ betrachten.

So finden wir auch bei dieser zweiten Gruppe der alten Gegner wieder die unehrlichen Waffen der Unwahrheit. Kaiser Julian der Apostat wählte, mit dem gleichen Rüstzeug noch einmal das Evangelium überwinden zu können. Er musste aber im eigenen Falle noch den Triumph des Nazareners bezeugen.

4. Die alten Irrlehrer. In mancher Hinsicht verschieden von dem Kampfe der jüdischen und heidnischen Gegner war das Vorgehen der alten Irrlehrer gegen die Evangelien. Während es sich bei jenen um den Widerspruch gegen die ganze christliche Weltanschauung handelte, die in den Evangelien ihren ersten und feierlichsten Ausdruck gefunden hatte, haben wir es bei diesen mit Gegnern zu tun, die im allgemeinen auf dem Boden des gleichen Glaubens an das Evangelium stehen und zumeist gerade den Evangelien die Beweisgründe für ihre besonderen, von der Kirche abweichenden Lehrmeinungen entnehmen wollen.

Daraus ergibt sich ihre Stellung gegenüber unsern Evangelien. Soweit sie nicht in Widerspruch mit ihren Lehren stehen, halten sie durchaus die Echtheit derselben fest. Deshalb können wir in den meisten Fällen die Aussagen der kirchlichen Überlieferung über den apostolischen Ursprung der evangelischen Schriften auch durch die Zeugnisse der verschiedenen alten Irrlehrer bekräftigen. Sie leugnen auch nicht die geschichtlichen Tatsachen, die in den Evangelien erzählt werden, noch auch die in denselben enthaltenen Reden und Aussprüche Christi, solange sie den eigenen Anschauungen nicht unbequem werden. Ihr Widerspruch setzt erst dort ein, wo der Gegensatz mit ihren eigenen Sonderlehren beginnt. Was dazu nicht passt, wird entweder durch gekünstelte und gezwungene Erklärungen zu entkräften gesucht oder mit Gewalt entstellt oder beiseite geschoben. So sind es nicht geschichtliche Gründe und objektive Beweise, sondern nur ihre subjektiven Anschauungen und hartnäckig festgehaltenen Lehrmeinungen, die sie in Gegensatz zur kirchlichen Auslegung der Evangelien bringen.

Es wird uns dabei nicht wundern, dass in unsern Tagen dort, wo der gleiche Gegensatz zu den kirchlichen Lehren besteht, jene Stellungsnahme der alten Irrlehrer gegenüber den Evangelien

ganz besonderer Beachtung und Wertschätzung gewürdigt wird. Man möchte auch wohl versuchen, aus diesem Widerspruch der alten Irrlehrer einen historischen Beweisgrund gegen die kirchlichen Anschauungen über die Evangelien herzuleiten. Was aber im 2. und 3. Jahrhundert der geschichtlichen Begründung völlig ermangelte, kann auch durch die Berufung seitens der Kritiker des 19. und 20. Jahrhunderts eine solche historische Grundlage nicht erhalten. Der Widerspruch, den die Meinungen der alten Irrlehrer zu allen Zeiten und an allen Orten durch die berufenen Vertreter und Verteidiger der wahren geschichtlichen Überlieferungen der Kirche fanden, zeigt am besten, wie wir die abweichenden Ansichten einzuschätzen haben.

Ein bezeichnendes Beispiel für das Vorgehen der alten Sektenführer bietet uns Marcion. Er war um das Jahr 140 n. Chr. aus Sinope im Pontus nach Rom gekommen und wurde, wie es scheint, erst hier in die Kirche aufgenommen, fiel aber schon nach wenigen Jahren infolge des Einflusses des syrischen Häretikers Cerdo um 144 wieder ab und trat als Stifter einer neuen Irrlehre auf. Er stellte als Grundlage seines Systems den von den Gnostikern übernommenen Unterschied zwischen dem guten Gott der Liebe und dem Schöpfer der Welt oder Demiurgen auf, den er als den Gott des Alten Testaments bezeichnete. Der Gott der Liebe offenbarte sich hingegen im Neuen Testamente und wirkte in allem auf eine dem Demiurgen direkt entgegengesetzte Weise. Er hat aber keine wirkliche menschliche Natur angenommen, da von einer Verbindung der Gottheit mit dem Fleische nicht die Rede sein kann. So ist die Lehre Marcions über Christus der reinste Doketismus.

Selbstverständlich passten unsere Evangelien und das ganze Neue Testament nicht in dieses System hinein. Darum schuf sich Marcion sein eigenes Testament und sein eigenes Evangelium. Während er in bezug auf die alttestamentlichen Bücher sich sehr konservativ zeigte und sogar ihren geschichtlichen Sinn im Gegensatz zur allegorisierenden Auslegung des Häretikers Valentin festhielt, liess er vom Neuen Testamente kein einziges Buch unangetastet mit Ausnahme des kurzen Briefes an Philemon. In den neun übrigen Briefen des Paulus, die er allein noch gelten lassen wollte, legte er sich mit der grössten Willkür seinen eigenen neuen Text zurecht. Was ihm nicht passte, wurde ge-

strichen oder geändert und das Ganze durch kühne Umarbeitung seinem Zwecke dienstbar gemacht, um so die „Fälschungen der Urapostel“ und ihrer judaisierenden Nachfolger aus dem Texte zu entfernen.

Mit gleicher Willkür schaltete er bei der Aufstellung seines Evangeliums. Von unseren kanonischen Evangelien konnte er natürlich kein einziges in der überlieferten Form gebrauchen. Aber die Sorge um die Überlieferung kam für ihn überhaupt nicht in Frage. Ohne jeden geschichtlichen Grund und ohne die allergeringste Rücksicht auf die Zeugnisse der alten schriftlichen Urkunden verwarf er die judenfreundlichen Evangelien des Matthäus, Markus und Johannes vollständig, einige wenige Verse ausgenommen, die er in anderem Zusammenhang in seinen Text aufnahm. Für diesen Text benutzte er als Grundlage das Evangelium des Paulusschülers Lukas. Aber auch dieses musste sich eine so gründliche Umarbeitung gefallen lassen, dass der heilige Lukas ebenso entschiedenen Einspruch dagegen erheben würde, wie sein Lehrer, der heilige Paulus, gegen die ihm von Marcion zugewiesenen Briefe. Die Jugendgeschichte der beiden ersten Kapitel wurden als wertlos beiseite geschoben, da sie seiner Lehre widersprachen. Den ersten Versen des dritten Kapitels gab er die neue Form: „Im 15. Jahre des Tiberius kam Gott herab nach Kapharnaum und lehrte an den Sabbaten“. So wurde das ganze Evangelium umgestaltet und neugeschaffen. Und für diesen neuen Text beanspruchte der Häresiarch die höchste Autorität: „*Kein Häkchen*“ von seinen Worten solle verlören gehen (Lk 16, 17; vgl. Mt 5, 18).

Man hat gemeint, Marcion habe „mit divinatorischer Kritik“ sich seinen Text zurechtgelegt. Aber wo die schrankenloseste Willkür jede Rücksicht auf die gegebenen Zeugen des Textes mit Füßen tritt, da kann von Kritik überhaupt nicht mehr die Rede sein. Es muss uns nur wundernehmen, dass die kritiklosen und ganz unwissenschaftlichen Einfälle des ehemaligen Schiffsherrn von Sinope, die allein auf die Rechnung seiner „dogmatischen Befangenheit“ zu setzen sind, doch bei manchen kritischen Vertretern der modernen Wissenschaft eine ganz besondere Beachtung und Wertschätzung finden.

Ein erfreuliches Ergebnis zeigt uns indessen auch der Kampf Marcions gegen unsere Evangelien. Wie nämlich der Erlanger

Gelehrte Theodor Zahn mit Recht hervorhebt, können wir aus dem ganzen Vorgehen Marcions mit Sicherheit schliessen, dass er schon um das Jahr 140 in Rom unsere vier Evangelien, und nur diese allein, als die kanonischen Evangelien der Kirche antraf. Denn während er diese Evangelien wenn auch mit grosser Willkür, für seinen Zweck benützt, lässt sich keine Spur einer Verwendung von ausserkanonischen oder apokryphen Evangelien bei ihm nachweisen.

Diese apokryphen Evangelien bieten uns übrigens ein zweites charakteristisches Beispiel aus dem Kampf der alten Irrlehrer gegen unsere Evangelien. Sie entstanden vom zweiten Jahrhunderte an in grosser Mannigfaltigkeit; man zählt ihrer etwa 50, wenn sich auch vielleicht einige Namen auf dieselbe Schrift beziehen mögen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Geburt und Kindheit des Herrn und mit seinem Leiden und Sterben und der Zeit zwischen Auferstehung und Himmelfahrt. In der Regel suchte man ihnen grösseres Ansehen und nachhaltigere Wirkung zu sichern, indem man sie als Werk eines Apostels oder auch des ganzen Apostelkollegiums ausgab.

Ein Teil derselben stammt aus rechtgläubigen Kreisen und verfolgte nur erbauliche oder auch apologetische Zwecke. Die Verfasser wollten einer gewissen religiösen Neugier und allzu-eifrigen Glaubensbegierde dienen, die auch über den Rahmen des Bildes hinaus, das uns die kanonischen Evangelien vom Leben des Heilandes und seiner Mutter entwerfen, neue Züge zu erhalten wünschte oder neue Bestätigungen der schon bekannten Punkte. Bei einer weit größeren Zahl aber waren gerade die von der kirchlichen Lehre abweichenden Sekten beteiligt, die mit ihren selbstgefertigten Darstellungen die evangelische Geschichte zugunsten ihrer Häresien zu fälschen suchten. So sehen wir schon die ältesten judenchristlichen Irrlehrer im Ebionitenevangelium sich eine Stütze für ihre Leugnung der Gottheit Christi und die Rechtfertigung ihrer gesetzesfreundlichen Lebensweise schaffen. Besonders beliebt war diese Kampfesart bei den zahlreichen gnostischen Sekten, die meistens, ohne rechte Anerkennung der Gottheit Jesu, zugleich seine wahre Menschheit leugneten und bei ihm nur eine menschliche Scheinnatur annahmen. Schon der h. Irenäus von Lyon berichtet von den gnostischen Markosiern, dass sie sich auf zahllose, von ihnen selbst verfasste apokryphe

Evangelien und andere unechte Schriften beriefen (Adv. haer. 1, 20, 1). Bruchstückweise ist noch eine grössere Zahl solcher gnostischer Evangelien vorhanden, die den Aposteln Thomas, Philippus, Matthias, Judas und anderen Verfassern zugeschrieben werden. In ähnlicher Weise bemühten sich die Manichäer, die Anhänger des Basilides und Valentin, die Enkratiten und selbst Verteidiger eines ganz pantheistischen Lehrsystems, mit erdichteten evangelischen Erzählungen und Aussprüchen der Autorität und Lehre der wahren Evangelien entgegenzutreten.

Zum Teile haben diese häretischen Evangelien eine weite Verbreitung gefunden und Jahrhunderte hindurch einen gewissen Einfluss ausgeübt. Einzelne Märchen sind sogar mit Hilfe des apokryphen arabischen Kindheitsevangeliiums in das grosse Religionsbuch der Mohammedaner, den Koran, übergegangen.

Welcher Art solche apokryphe Märchen oft sind und wie sehr sie sich von der einfachen und doch so erhabenen Erzählungsweise unserer kanonischen Evangelien unterscheiden, dafür nur ein Beispiel. In der weitverbreiteten „Kindheitsgeschichte des Herrn von Thomas, dem israelitischen Philosophen“, die von dem gnostischen Thomasevangelium verschieden ist, heisst es gleich zu Anfang von dem fünfjährigen Jesusknaben: „Und er machte einen feuchten Lehmbrei und bildete daraus zwölf Sperlinge. Und es war Sabbat, als er das tat. Es waren aber auch viele andere Kinder da und spielten mit ihm. Ein Jude aber sah, was Jesus tat, ging alsbald hin und zeigte seinem Vater Joseph an: Siehe, dein Knäblein ist an dem Bach, hat Lehm genommen, zwölf Vögel gebildet und den Sabbat entweiht. Und als Joseph an den Ort gekommen war und es gesehen hatte, schrie er ihn an: Warum tust du das am Sabbat, was man nicht tun darf? Jesus aber klatschte in die Hände, rief den Sperlingen zu und sprach zu ihnen: Fliegt fort. Und die Vögel flogen schreiend auf und davon. Da das die Juden sahen, erschrakten sie, gingen hin und zeigten es ihren Vorstehern an, was sie Jesum hatten tun sehen. Aber der Sohn des Hannas, des Schriftgelehrten, stand da bei Joseph und nahm einen Weidenzweig und liess das Wasser laufen, das Jesus gesammelt hatte. Da Jesus sah, was geschah, sprach er zu ihm: Du böser, gottloser Dummkopf, was haben dir die Gruben und das Wasser getan? Siehe, jetzt sollst auch du wie ein Baum vertrocknen und weder Blätter noch Wurzel noch Frucht tragen.

Und alsbald verdorrte der Knabe vollständig“. Der peinliche Eindruck, den solche und viele andere abgeschmackte Fabeln machen, wird nur in etwa gemildert durch die spätere Bemerkung, dass nachher durch ein neues Wunder „sofort alle wieder geheilt wurden, die unter seinem Fluch gefallen waren“.

Gerade gegenüber solchen kindischen und einfältigen Märchen der apokryphen Evangelien, ebenso wie im Vergleich mit den jüdischen und heidnischen Fabeln, erscheint die ruhige, einfache und sachliche Schilderung unserer Evangelisten in ihrer ganzen Schönheit und Erhabenheit.

§ 2. Die Vorläufer des neueren Rationalismus

5. Die englischen Deisten. Hartnäckiger und erfolgreicher als von seiten der alten jüdischen, heidnischen und christlichen Gegner wurde der Kampf gegen die Evangelien von den Feinden der Offenbarung in den letzten Jahrhunderten geführt. Grundlegend für das vielgestaltige System des modernen Rationalismus waren die deistischen und pantheistischen Lehren, die hauptsächlich von England und Holland im 17. Jahrhundert ausgingen und dann im 18. sich über Frankreich nach Deutschland ergossen, um von hier aus in den letzten hundert Jahren in den verschiedensten Strömungen fast die ganze gebildete Welt zu überfluten.

Gemeinsam ist diesen einander oft widersprechenden Richtungen der Gegensatz zum Offenbarungsglauben. Damit führen sie folgerichtig auch zur Bekämpfung der Evangelien, wenngleich die Vertreter dieser Anschauungen nicht immer ausdrücklich in diesen Kampf eingetreten sind.

Als hauptsächlichste Begründer des englischen Deismus gelten mit Recht Herbert, Baron von Cherbury (1581 bis 1648) und Thomas Hobbes (1588—1679). Des ersteren Hauptwerk ist die Schrift „Über die Wahrheit“, während der letztere seine Lehren besonders in seinem „Leviathan“ niederlegte. Beide erklären zwar die Offenbarung nicht direkt für unmöglich. Sie wollen aber keine andere Mitteilung von seiten Gottes als die unmittelbare, persönliche und selbstempfangene zulassen. Trotz mancher Unklarheit und Inkonsequenz nehmen sie doch auch der Offenbarung und den Wundern Christi in den Evangelien

fast allen Wert und alle Bedeutung. Namentlich bei Hobbes, der das Werk seines Freundes Herbert weiter fortsetzte, zeigt sich dabei auch deutlicher der ganz naturalistische Gottesbegriff; denn schliesslich ist für ihn Gott nur das allgemeine Sein, die Natur in ganz materialistischer Fassung.

Weiter ausgebildet wurden die deistischen Lehren namentlich von Mathew Tindal (1657—1733) in seiner Hauptschrift: „*Das Christentum so alt wie die Schöpfung, oder das Evangelium eine Wiederveröffentlichung der Naturreligion*“, und von Thomas Woolston (1669—1731), der in verschiedenen Schriften insbesondere die Wunder der Evangelien bekämpfte.

6. Baruch de Spinoza und die französischen Enzyklopädisten. Nicht lange nach dem Erscheinen des „Leviathan“ von Hobbes veröffentlichte der holländische, jüdische Philosoph Baruch de Spinoza (1632—1677) zu Amsterdam, unter fälschlicher Angabe des Druckortes Hamburg, seinen „*Theologisch-politischen Traktat*“ (Hamburg 1670). Er entwickelte darin sein pantheistisch-rationalistisches System, das die Lehren von Herbert und Hobbes folgerichtiger und klarer weiterführte.

Sein Kampf gegen die Evangelien war hauptsächlich, wie bei den meisten Rationalisten, gegen die Erzählungen über die Wunder Jesu gerichtet. Wie seine Weltanschauung „insbesondere durch Lessing, Schleiermacher, Goethe u. a. zu einem Ferment in der die letzte Wende der Jahrhunderte bezeichnenden Zeitbildung erhoben wurde“, so waren seine Bemerkungen über die evangelischen Wunder fast für alle späteren Kritiker die massgebende Richtschnur. Nicht mit Unrecht wird daher der jüdische Philosoph von Amsterdam der Vater der modernen negativen Bibelkritik genannt. Dabei wird der Kampf gegen die Evangelien sowohl von Spinoza selbst, als auch von seinen modernen Nachfolgern zumeist nicht nur nach den gleichen Grundsätzen, sondern vielfach auch, wenngleich vielleicht unbewusst, mit denselben Waffen geführt, mit denen schon Celsus und Porphyrius und andere alte Streiter gegen das Christentum und die Kirche ins Feld zogen. In Ermangelung von geschichtlichen, positiven Gründen operieren sie hauptsächlich mit religionsphilosophischen Hypothesen und mit inneren, rein negativen Beweisen, unter denen wir für gewöhnlich viele recht alte Bekannte antreffen.

Für eine natürliche Erklärung der evangelischen Wunder zeigt Spinoza schon die drei später so beliebten und so oft betretenen Wege, die aber auch den alten Gegnern nicht unbekannt waren. Ein Teil der Wunderwerke soll einfach der orientalisierenden Darstellungsweise der Erzähler seine Entstehung verdanken; denn die Morgenländer, so belehrt er uns, pflegen eine auffallende Wirkung unmittelbar auf Gott zurückzuführen, ohne dass dadurch die Wirksamkeit natürlicher Mittelursachen ausgeschlossen wäre. Wo die Berichte der Evangelisten solche Mittelursachen nicht erwähnen, müssen wir sie uns hinzudenken.

Die Beobachtung enthält ein Körnchen Wahrheit, erweist sich aber für die Erklärung der evangelischen Berichte als völlig unzureichend. Deshalb muss für diese ein zweites Mittel versucht werden: viele Erzählungen sollen nur das Produkt der religiös erregten, schwärmerischen Einbildungskraft der Evangelisten sein. Bei aussergewöhnlichen Ereignissen sollen sie in ihrem religiösen Enthusiasmus die Tatsachen vergrössert, oder auch Dinge, die nur in ihrer begeisterten Einbildungskraft existierten, als äussere Wirklichkeit aufgefasst und zur Darstellung gebracht haben.

Da auch hiermit noch nicht alles erklärt werden konnte, musste eine dritte Möglichkeit offen gehalten werden: was sich nach dem ersten und zweiten Rezepte nicht beseitigen liess, wurde als betrügerischer, von gottlosen Menschen fabrizierter Wunderbericht gebrandmarkt.

Mit ähnlichen Mitteln wurde der Kampf gegen die Evangelien im 18. Jahrhundert besonders auch von den französischen Freidenkern geführt, die man nach ihrem Hauptwerke, der grossen Enzyklopädie, als Enzyklopädisten bezeichnet. Ihre Führer waren François Marie Arouet de Voltaire (1694 bis 1778) und Denis Diderot (1713—1784). Es ist bezeichnend, dass sie, ebensowenig wie Spinoza und die früheren Gegner, die Echtheit und den apostolischen Ursprung der Evangelien nicht in Zweifel ziehen. Diese von der kirchlichen Tradition übernommene Tatsache galt auch im Lager der Kritiker bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als so sicher bezeugt, dass sie bei den ihnen unbequemen Erzählungen lieber die Jünger Jesu der betrügerischen Erfindung derselben bezichtigen wollten, wenn sie dieselben auf andere Weise nicht beseitigen konnten. Erst David

Friedrich Strauss blieb es vorbehalten, sich über diese durchaus sicher überlieferte Tatsache hinwegzusetzen und den Ursprung sämtlicher Evangelien dem zweiten Jahrhundert zuzuweisen, um so die für seine neue Theorie notwendige Zeit für die Entstehung von Mythen zu erhalten.

II. Die Hauptangriffe in den letzten hundert Jahren

7. Allgemeiner Überblick. Durch Spinoza und die französischen Enzyklopädisten war die Herrschaft des biblischen Rationalismus wirksam vorbereitet worden. Sein Triumphzug durch fast alle gelehrten Schulen des letzten Jahrhunderts fand noch eine mächtige Stütze durch das Waffenbündnis der negativen Bibelkritik mit der offenbarungsfeindlichen Religionsphilosophie, durch die namentlich unter Führung von Kant, Schleiermacher und Hegel die wissenschaftliche Forschung auch auf dem Gebiete der biblischen Studien sich immer mehr vom positiven Glauben trennte und ihm feindlich gegenübertrat.

Im Vordergrund dieses Kampffeldes steht begreiflicherweise der Streit gegen die Evangelien. Wie schon des öfteren bemerkt wurde, ähnelt der allgemeine Charakter auch der Hauptangriffe während der letzten hundert Jahre in den meisten Punkten der Kampfweise, wie wir sie bei den Vorpostengefechten der früheren Zeiten kennen gelernt haben. Obwohl es sich bei den Evangelien in erster Linie um geschichtliche Denkmäler handelt, deren Glaubwürdigkeit durch zahlreiche geschichtliche Zeugnisse durchaus sichergestellt und die den Schriften selbst entnommenen inneren Gründe vollkommen bestätigt wird, treten die Gegner dennoch nicht mit äusseren, historischen Beweisgründen gegen sie ins Feld. Denn solche positive, allein beweiskräftige Gründe haben sie trotz der eifrigsten Erforschung aller Denkmäler der Vergangenheit nicht gefunden.

Statt dessen nehmen sie zum Ausgangspunkt ihrer Angriffe die unbewiesenen Voraussetzungen ihrer Religionsphilosophie. Allen gemeinsam und überall ausschlaggebend ist die Leugnung einer wahren, übernatürlichen Offenbarungsreligion und der Möglichkeit einer tatsächlichen Bezeugung derselben durch wirklich geschehene Wunder. Mit dieser Voraussetzung steht und fällt auf der ganzen Linie, und nicht etwa erst bei Strauss und Renan, die

alte und neue Kritik der Evangelien. Wie für Celsus im 2. und Porphyrius im 3. Jahrhundert, so ist auch für Spinoza, Reimarus, Paulus, Strauss und alle späteren Kritiker die Unmöglichkeit der Durchbrechung des Naturzusammenhangs und damit die Unmöglichkeit eines wirklichen Wunders ein gemeinsames, vorausgesetztes und keines Beweises bedürftiges Dogma.

Die Evangelien erzählen aber nicht bloss in ihren geschichtlichen Teilen einzelne Wunder als wirkliche Geschehnisse. Sie setzen auch in ihren Lehrabschnitten solche Begebenheiten voraus. Ja, ihr ganzer Inhalt ist der Darstellung der neuen, übernatürlichen Offenbarung durch Christus und ihrer Bezeugung durch seine Worte und Werke gewidmet.

So kann eine Kritik dieser Schriften, die von der Leugnung jeder übernatürlichen Offenbarung und jedes Wunders ausgeht, sich nicht damit begnügen, die eine oder andere Tatsache, diese oder jene Erzählung aus unseren Evangelien zu entfernen. Sie muss notwendig der Gesamtdarstellung der Evangelisten entgegengetreten und entweder eine rein natürliche Entstehung derselben begreiflich zu machen oder eine rein natürliche Erklärung ihres Inhaltes zu geben versuchen.

Nach beiden Richtungen hin hatten schon, wie wir sahen, die Gegner der ersten Jahrhunderte und dann namentlich Spinoza den späteren Kritikern den Weg gezeigt. Solange man noch an der Echtheit der Evangelien festhielt, bemühte sich die Kritik hauptsächlich in einer zweifachen Weise, im Anschluss an die alten Führer ihren übernatürlichen Inhalt zu beseitigen. Auf der einen Seite leugnete man grundsätzlich den geschichtlichen Charakter der evangelischen Darstellung und wiederholte gegen die Evangelisten die schon von den Juden und Heiden oft erhobene Anklage des Betruges. Aber während Spinoza diese gewaltsame Erklärung nur auf jene Abschnitte der Evangelien anwenden wollte, für die er keine andere natürliche Erklärung als zulässig erachtete, dehnten Reimarus und Lessing ihre Betrugshypothese auf die ganze Darstellung der Evangelisten aus. Sie sollte in allen ihren Teilen das Ergebnis eines groben, wenn vielleicht auch gut gemeinten Betruges der Jünger Jesu sein.

Auf der anderen Seite mochte man sich aber mit einer solchen ganz unbewiesenen Vergewaltigung des geschichtlichen Tatbestandes nicht befreunden. Man versuchte auch die von der Ver-

gangenheit stets festgehaltene historische Wahrheit der Evangelien zu retten, ohne jedoch ihnen einen übernatürlichen Wertinhalt zugestehen zu wollen. So verallgemeinerte der Heidelberger Professor Paulus die wiederum von Spinoza und vor ihm von den alten Gegnern nur auf einzelne Abschnitte der Geschichte Jesu angewandte rein natürliche Erklärung des evangelischen Textes. Bei der von ihm befolgten Methode sollte das ganze Evangelium eine rein natürliche, des wunderbaren Charakters völlig entkleidete Auffassung der Geschichte und Lehre des Erlösers ermöglichen.

Doch auch diese Methode erschien anderen Kritikern nicht weniger gewalttätig gegenüber dem evangelischen Texte, als die Betrugshypothese des Reimarus. So gingen diese unter Führung des Strauss und der Tübinger Schule einen Schritt weiter. Sie leugneten sowohl den apostolischen Ursprung als auch den geschichtlichen Wert der Evangelien und glaubten in den Erzählungen vom Leben und von der Lehre Jesu entweder lauter Mythen oder das Ergebnis gewisser Tendenzen nachweisen zu können, die erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. ihren Ausdruck in unseren heutigen Evangelien gefunden hätten. Auch hier hatte zum Teil schon Celsus den Weg gezeigt.

Auf diese drei Hauptgruppen lassen sich die verschiedenen Angriffe gegen die Evangelien während der letzten hundert Jahre zurückführen: Betrugshypothese, Natürlichkeitserklärung und Mythentheorie mit der Tübinger Tendenzkritik.

Es lohnt sich der Mühe, die Bilder dieser drei Hauptgruppen etwas näher zu betrachten. Sie bieten uns zugleich den Schlüssel zum Verständnis der Stellung unserer heutigen Kritiker gegenüber den Evangelien.

§ 1. Die Betrugshypothese

8. Lessing und Reimarus. In den Jahren 1774–1778 veröffentlichte Gotthold Ephraim Lessing in seinen Beiträgen „*Zur Geschichte und Literatur, aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel*“ sieben „*Fragmente eines Ungenannten*“, von denen er die sechs ersten mit einer Vorrede, sowie mit „*Gegensätzen*“ und Bemerkungen, das letzte nur mit einer Vorrede begleitete.

Der Herausgeber bezeichnete diese Fragmente als Teile einer Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek von einem ungenannten Verfasser. Er gab sich auch alle Mühe, die öffentliche Meinung über die Person des Urhebers irrezuführen, indem er den Übersetzer der Wertheimischen Bibel Johann Lorenz Schmid vermuthungsweise als Verfasser nannte. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, dass er damit wider sein besseres Wissen handelte. Er kannte den wirklichen Verfasser der berüchtigten „Fragmente“ gar wohl.

Sie gehörten zum ersten, um 1744 entstandenen Entwurf eines Werkes, das der Hamburger Gymnasiallehrer Hermann Samuel Reimarus (1694—1768) unter dem Titel *„Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“* um das Jahr 1767 vollendet hatte. Lessing hatte seine „Fragmente“ wahrscheinlich durch die Tochter des Verfassers, Elise Reimarus, während seines Aufenthaltes in Hamburg erhalten. Als er von dort, nach seiner Aufnahme in die Freimaurerloge zu den drei goldenen Rosen, im Jahre 1770 nach Wolfenbüttel übersiedelte, brachte er selbst die „Fragmente“ in die herzogliche Bibliothek.

Die Originalhandschrift der ganzen „Apologie“ des Reimarus befindet sich noch jetzt auf der Hamburger Stadtbibliothek. Eine Abschrift des Werkes ist im Besitz der Göttinger Bibliothek.

Lessing unternahm mit seiner Veröffentlichung der Fragmente einen „wohlberechneten Sturm Lauf gegen alles positive Christentum“. Wohin die Publikation nach seiner Absicht zielte, zeigt seine Fortsetzung der „Komödie mit den Theologen“ in „Nathan dem Weisen“, den „Gesprächen für Freimaurer“ und der „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1778—1780). An die Stelle des „abgetanen“ Christentums sucht er das neue Evangelium einer Naturreligion auf pantheistischer Grundlage zu setzen, die schliesslich bei der Seelenwanderung ankommt. In allen positiven Religionen will er dabei nichts weiter erblicken, als „den Gang, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein hat entwickeln können und noch ferner entwickeln soll“.

9. Das System des Reimarus. Wir sind schon des öfteren der Annahme begegnet, dass die Erzählungen unserer Evangelien

wenigstens in einigen Teilen auf einen Betrug der Jünger Jesu zurückzuführen seien. Schliesslich war ja schon die im Evangelium selbst bezeugte jüdische Fabel vom Diebstahl des Leibes des Gekreuzigten durch die Jünger (Mt 28, 11—15) eine Betrugshypothese. Nichts anderes waren auch die aus gleicher Quelle stammenden Märchen von dem Bunde Jesu mit Beelzebub, von seiner ägyptischen Zauberkunst, vom Raube des unaussprechlichen Gottesnamens: nur dass sich in diesen Fällen die Anklage auf Betrug gegen den Meister und höchstens indirekt gegen die Jünger richtete. Celsus und der kaiserliche Apostat Julian hatten diese Beschuldigung gegen den Herrn und gegen seine Evangelisten wiederholt, und auch Spinoza fand wenigstens bei manchen Erzählungen keinen anderen Ausweg.

Der Gedanke war also nicht neu. Er entsprang aber bei seinen früheren Vertretern zumeist blindem Hasse oder ratloser Verlegenheit. Er wurde von diesen auch nur auf einige Abschnitte der Evangelien angewendet.

Reimarus ging einen Schritt weiter. Er versuchte es, die einzelnen früheren Annahmen in ein grosses System zu bringen. Im Namen der Wissenschaft glaubte er, die für die „vernünftigen Verehrer Gottes“ einzig annehmbare Erklärung des ganzen Evangeliums in einem offenbaren Betrug der Evangelisten gefunden zu haben. Am klarsten und ausführlichsten spricht er seine Ansichten in dem letzten und längsten der sieben Fragmente aus, das Lessing im Jahre 1778 unter dem Titel *„Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger“* als besonderes Werk herausgab.

Es ist das „dreisteste und stärkste“ von allen und bietet in seinen Hauptgedanken manche jener Grundzüge einer undogmatischen „Religion Christi“ im Gegensatz zur „christlichen Religion“, die man in unseren Tagen wieder mit so grossem Beifall als das „Wesen des Christentums“ hinzustellen beliebte. Die grossen Lehren von der Gottessohnschaft Christi, von der allerheiligsten Dreieinigkeit, von der erlösenden Kraft des Kreuzestodes sollen nicht zum Evangelium Christi gehören. Dieses soll vielmehr nur die eine Hauptlehre gekannt haben: *„Bekehret euch, denn das Himmelreich ist nahe gekommen“*. Wie Christus selbst, so hätten auch seine Jünger „auf Jesum als einen weltlichen Erlöser des Volkes Israel bis an seinen Tod gehofft, und nach fehlgeschlagener Hoffnung nach seinem Tode erst das Sy-

stema von einem geistlichen, leidenden Erlöser des ganzen menschlichen Geschlechtes gefasst, folglich auch ihr voriges Systema von der Absicht der Lehre und Verrichtung Jesu geändert. Da nun die Geschichte Jesu bei seinen Jüngern nach geändertem Systemate in den wichtigsten Punkten anders lautet, als sie vorhin würde gelautet haben; da sie Dinge, worauf ihr neues Systema hauptsächlich ankömmt, als geschehen erzählen, wovon sie doch vor der Änderung ihres Systematis nicht das geringste gewusst, und andere Dinge aus der Geschichte weglassen, woran sie vor der Änderung ihres Systematis notwendig müssen gedacht haben, so richtet sich ihr neues Systema nicht nach der Geschichte, sondern die Geschichte muss sich nach ihrem neuen Systema richten“.

Den Hauptstein des Anstosses boten auch für Reimarus die in den Evangelien berichteten Wunder. In seiner Annahme eines allgemeinen, das ganze Evangelium umfassenden Betruges war es durchaus folgerichtig, dass er alle Wundererzählungen als Produkte einer betrügerischen, wenngleich allenfalls gutgemeinten Erdichtung verwarf. „Die Wunder im Neuen Testamente sind zwar nicht durchgehend so gewaltig und abscheulich (wie die Wunder des Buches Exodus), sondern sie bestehen gutenteils in Heilung der Lahmen, Blinden, Tauben, Kranken, Besessenen. Aber die Schreiber verwickeln sich doch hin und wieder in offenkundigen Widerspruch. Nirgend aber gewähren sie uns eine Nachricht der Umstände und zuverlässige Untersuchung, daraus man urteilen könne, ob das, was geschehen ist, ein wahres Wunder gewesen. Sie schreiben alles nur so platt und trocken hin und setzen dann ein Siegel des Glaubens darauf: *„Wer glaubet, wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammt werden“*. Jesus selbst konnte kein Wunder tun, wo die Leute nicht vorher glaubten; und wenn verständige Leute, nämlich die Gelehrten und Obrigkeiten damaliger Zeit, Wunder von ihm verlangten, so fängt er, statt solche vor ihren Augen zu tun, an zu schelten, so dass kein Mensch von dieser Gattung an ihn glauben konnte. 30 bis 60 Jahre nach Jesu Tode kommen erst Leute, welche diese Wunder als geschehen in die Welt hineinschreiben, in einer Sprache, die ein Jude in Palästina nicht verstand, zu einer Zeit, da die jüdische Nation und Republik in der grössten Verwirrung und Unruhe war, und da sehr wenige, die Jesum gekannt hatten,

mehr lebten. So dass ihnen nichts leichter sein konnte, als Wunder zu machen, so viel als ihnen beliebte, ohne dass ihre Handschriften so leicht bekannt oder verstanden oder widerlegt werden konnten. Den Bekehrten aber ward es vom Anfang eingeprägt, dass es ein Verdienst und seligmachend Werk sei, zu glauben und seine Vernunft gefangen nehmen unter dem Gehorsam des Glaubens: und daher war bei ihnen so viel Glaubwilligkeit als bei ihren Lehrern *pia fraus* oder Betrug aus guter vorgegebener Absicht: welches beides bekanntermassen bei der ersten christlichen Kirche im höchsten Grade geherrscht hat. Wiewohl allerdings auch andere Religionen voller Wunder sind, die aus keinen besseren Quellen geflossen“.

Schon diese Probe zeigt zur Genüge, dass der Hamburger Gymnasiallehrer in seiner wissenschaftlichen Forscherarbeit nicht allzutief geschürft hat, und dass er sich auch den evangelischen Text etwas wenig objektiv nach seinem Geschmack zurecht legt. Es bedarf kaum der Bemerkung, dass ein Jude in Palästina im ersten Jahrhundert n. Chr. sowohl die aramäische Sprache des Matthäusevangeliums als auch das Griechische der Übersetzung dieses ersten und des Urtextes der übrigen Evangelien gar wohl verstand; dass zur Zeit der Entstehung der ersten Evangelien noch sehr viele lebten, die Jesum gekannt hatten; dass die apostolische Predigt und Katechese, die der Abfassung der Evangelien vorausging und ihre Grundlage bildete, nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte das Leben und die Lehre Jesu in der gleichen Weise wie die Evangelien schilderte, usw. Es entspricht auch durchaus nicht der sachlichen, wirklich wissenschaftlichen Kritik des Textes der Evangelisten, dass sie uns „keine Nachricht der Umstände“ der erzählten Begebenheiten bieten, oder überall nur das Siegel des Glaubens auf ihre „platte, trockene“ Beschreibung setzen sollen. Und eine Berufung auf das Urteil der ausgesprochenen Feinde Jesu als der einzigen „verständigen Leute“ damaliger Zeit richtet sich selbst.

Es ist daher nicht zu verwundern, dass auch die kritische Wissenschaft über die flachen und oberflächlichen Aufstellungen des Reimarus längst den Stab gebrochen hat. Eine Zeitlang möchten die kecken „Fragmente eines Ungenannten“, hauptsächlich wegen des grossen Namens ihres Herausgebers und Verteidigers, Eindruck machen und zu heftigen Streitschriften An-

lass geben. Aber die Wissenschaft ist längst über sie zur Tagesordnung übergegangen. Selbst Strauss gesteht, dass ihm ein Vorgehen wie das des Reimarus „widerlich“ war. Eigentliche Nachfolger in seiner Betrugshypothese hat der Fragmentist nur wenige gehabt, wenngleich auch manche der modernsten Kritiker, wie schon bemerkt, in vielen Punkten mit ihm wieder zusammentreffen.

10. Die Leugnung der Existenz Christi. Überboten wurden die Wolfenbütteler Theorien in ihrer Gesamtheit noch durch eine Betrugshypothese in höchster Potenz, die selbst vor der Leugnung der geschichtlichen Existenz Christi nicht zurückschreckte. Obwohl sie gerade in der Gegenwart als aktuelle Streitfrage wieder eine traurige Berühmtheit erlangte, gehört sie doch zu den Hauptangriffen der letzten hundert Jahre, da sie schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem ihrer Hauptvertreter in verschiedenen Schriften aufgestellt wurde.

Es war dies der „verwegenste biblische Kritiker der Neuzeit“, Bruno Bauer (1809–1882). Mit der Wissenschaft haben freilich seine extrem-radikalen Anschauungen nichts gemein. Sie sind auch nicht auf dem Boden der Wissenschaft gewachsen. Mit einem von jeder sachlichen Würdigung der Verhältnisse ungetrübten Blicke konstruiert er sich seine eigene Geschichte der Entstehung des Christentums. Darnach sind alle Evangelien und sämtliche Briefe des Paulus ebensogut wie die übrigen Bücher des Neuen Testaments eine einzige grosse Fälschung des zweiten Jahrhunderts. Christus und wahrscheinlich auch Paulus haben überhaupt nicht existiert. Das Christentum ist ohne Christus durch natürliche Entwicklung in der römischen Kaiserzeit entstanden als das Produkt der alexandrinischen Philosophie des Philo und der stoischen des Seneca. Letzterer soll den grössten Anteil an der Bildung der neuen christlichen Religion gehabt haben.

Wir könnten über solche Phantastereien stillschweigend hinweggehen. Sie werden von keinem wissenschaftlichen Kritiker ernst genommen. Aber die auf die urteilslose grosse Menge berechnete unverantwortliche Hetze hat sich dieser Theorien bemächtigt. Sie werden als Ergebnis der neuesten „Forschung“ in Broschüren und Zeitungen den weitesten Kreisen vorgelegt und haben dadurch die grösste Verbreitung und eine gewisse Berühmtheit erlangt.

Zunächst traten einige holländische und englische Kritiker für diese radikalste aller Betrugshypothesen in die Schranken. In Deutschland machte sich namentlich der Bremer Prediger Albert Kalthoff (1850—1906) durch die gleiche Leugnung der Existenz Christi in verschiedenen Schriften bekannt. Denselben extremen Skeptizismus vertraten noch im letzten Jahrzehnt der Amerikaner William Benjamin Smith, der Heidelberger Philosoph Artur Drews, der Marburger Assyriologe Paul Jensen, welch letzterer das Vorbild und die Quelle der evangelischen „Mythen“ in der babylonischen Gilgamesch-Sage entdeckt zu haben meinte.

Mit besonderer Vorliebe hat sich die sozialdemokratische „Wissenschaft“ des Stoffes dieser „die ganze Wissenschaft kompromittierenden Sensationsschriften“ bemächtigt, um ihn ihren Zwecken dienstbar zu machen. Sie fügt als neuen Faktor für die Erklärung der Entstehung des Christentums, mit der gleichen souveränen Verachtung aller geschichtlichen Tatsachen, die Behauptung hinzu, die christliche Religion sei aus dem Sehnen und Hoffen des unter den römischen Imperatoren in Massenelend schmachtenden Proletariates geboren worden.

Als Probe dieser neuesten Weisheit möge ein wenig aus dem Werke hier Platz finden, das H. Tannenberg und B. Saubert-Sommer im Jahre 1894 unter dem nicht gerade anspruchsvollen Titel herausgaben: „Die Bibel oder die sogenannten heiligen Schriften der Juden und Christen. Eine gemeinfassliche Darstellung ihrer Entstehung sowie Erklärung der Bedeutung ihres Inhalts nach den neuesten welt-, kultur- und sprachgeschichtlichen Forschungen“. Die in Klammern stehenden Worte stammen von den Verfassern. Wir lesen da unter anderem: „Über einen Jesus von Nazara (der von Luther benutzte Text, welcher überall Nazareth liest, ist unrichtig) wissen wir, wie schon mehrmals angedeutet, so viel wie gar nichts, und es ist nicht ohne gewichtige Gründe, wenn manche Geschichtsforscher die historische Existenz einer solchen Persönlichkeit in Zweifel ziehen und behaupten: einen Mann oder gar Propheten dieses Namens habe es gar niemals gegeben... Die Existenz eines Ortes Nazara (nicht Nazareth) ist uns weder aus dem Alten Testament, noch von einem Zeitgenossen Jesu, auch nicht aus späterer Zeit überliefert... Im Augenblick, wo Jesus in der Legende vor uns tritt,

ist er nicht in seinem ursprünglichen Berufe beschäftigt, in dem wir ihn überhaupt nie beobachten; er tritt uns vielmehr als wandernder Zauberarzt entgegen, wie es deren heute noch im Orient gibt. . . . Obgleich solche Leute einen grossen Nimbus um sich hatten, waren sie doch damals keine Seltenheit — Apollonius tat dasselbe — und es gab auch in Palästina mehr Leute, die diesen Erwerbszweig — denn ein solcher war es — betrieben. . . . Wir wissen, dass es um die Zeit Jesu in Palästina von Propheten und Messiasen wimmelte. . . .“ (S. 363. 365. 366. 367. 369).

Es wäre schade, diesen „neuesten welt-, kultur- und sprachgeschichtlichen Forschungen“ ein Wort hinzuzufügen.

Dass uns übrigens die geschichtliche Existenz Christi, auch ganz abgesehen von den Evangelien, den übrigen Büchern des Neuen Testaments und dem ganzen christlichen Altertum, durch unzweifelhafte jüdische und heidnische Zeugnisse bestätigt wird, ist in manchen Schriften der letzten zehn Jahre ausführlich dargelegt worden. Es genüge an die Veröffentlichungen von Seitz (Köln 1906), Meffert (München-Gladbach 1910), Fillion (Paris 1909) zu erinnern. Eine klare und sicher echte Stelle aus den Annalen des römischen Geschichtschreibers Tacitus lautet z. B.: „Dieser Name (der Christen) wird abgeleitet von einem Christus, der unter Kaiser Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus getötet wurde“.

§ 2. Die rein natürliche Erklärung

11. Das System des Paulus. Gegen die radikale Betrugshypothese erheben auch die ernstesten Vertreter der kritischen Wissenschaft entschiedenen Protest, wie wir schon bemerkten. Freilich bleibt dabei bestehen, dass manche sich in den Konsequenzen ihrer Aufstellungen doch wieder den Ansichten des Wolfenbütteler Fragmentisten bedenklich nähern.

Viel mehr Anklang hat hingegen bei den Kritikern die sogenannte rein natürliche Erklärung der Evangelien gefunden, deren Leitsätze wir wiederum schon bei Spinoza und zum Teil auch bei den alten Gegnern des Christentums antreffen. Das Verdienst, diese Leitsätze zuerst zu einem eigentlichen System ausgearbeitet und auf den ganzen Inhalt der Evangelien angewendet zu haben, kann der Heidelberger Professor Hein-

rich Eberhard Gottlob Paulus (1761—1851) für sich in Anspruch nehmen.

Die gläubige Anschauung sieht in den Erzählungen der Evangelisten Berichte von Aposteln oder Apostelschülern über wirkliche, geschichtliche Begebenheiten, denen ein übernatürlicher Charakter zukommt. Von diesen drei Punkten wagte Paulus die beiden ersten, nämlich den apostolischen Ursprung und die geschichtliche Glaubwürdigkeit der Nachrichten, in der Hauptsache nicht anzutasten. Er leugnete aber durchaus den übernatürlichen Charakter der erzählten Tatsachen und sah sich dadurch genötigt, auf künstliche Weise das anscheinend Wunderbare und Übernatürliche in jenen Berichten unbeschadet ihrer Geschichtlichkeit in etwas rein Natürliches und verstandesmässig Erklärliches zu verwandeln.

Nachdem er schon in früheren Schriften, und namentlich in dem von 1795—1798 durch ihn redigierten „Neuen theologischen Journal“ verschiedene Proben seiner Erklärungsweise veröffentlicht hatte, unternahm er in umfassender Weise für die ganze evangelische Geschichte diesen Umwandlungsversuch in seinem Hauptwerke: „*Philologisch-kritischer und historischer Kommentar über das Neue Testament*“, in welchem der griechische Text nach einer Rekognition der Varianten, Interpunktionen und Abschnitte durch Einleitungen, Inhaltsanzeigen und ununterbrochene Scholien als Grundlage der Geschichte des Urchristentums bearbeitet ist“ (4 Bände über die Evangelien. Lübeck 1800—1804). Eine Umarbeitung dieses Kommentars mit Ausschluss des vierten Evangeliums gab er später heraus als „*Exegetisches Handbuch über die drei ersten Evangelien*“ (3 Bände in 5 Teilen. Heidelberg 1830—1833). In anderer Form veröffentlichte er den gleichen Stoff unter dem Titel: „*Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums*“, dargestellt durch eine allgemein verständliche Geschichtserzählung über alle Abschnitte der vier Evangelien und eine wortgetreue, durch Zwischensätze erklärte Übersetzung des nach der Zeitfolge und synoptisch geordneten Textes derselben“ (2 Bände in 4 Teilen. Heidelberg 1828).

Er suchte sein Ziel einer rein verstandesmässigen, natürlichen Erklärung auf verschiedenen Wegen zu erreichen. 1) Zunächst betont er den auch von der modernen Kritik unserer Tage wieder hochgehaltenen Grundsatz, dass man „bei jedem als Wunder ge-

glaubten Erfolg die *Tatsache*, woran nicht zu zweifeln ist, von dem *Zeiturteil* unterscheiden könne“ (Handbuch I, 2 S. VII). Die *Tatsache*, meint er, sei etwas rein Natürliches gewesen, aus dem erst durch das Urteil der Zeugen und Berichterstatter ein Wunder geworden wäre. Dieses Urteil aber habe keinen Anspruch auf geschichtlichen Wert. So erinnert er z. B. beim Bericht über den Seesturm „an die vorher schon bemerkte und oft anwendbare Regel, dass die erzählte *Tatsache* von dem erzählten *Urteil der Teilhabenden* wohl zu unterscheiden ist“ (Leben Jesu I, 1, 229). Der Sturm und ebenso sein Aufhören waren etwas ganz Natürliches; die Teilnehmer legten aber dieses Aufhören als einen Erfolg der Worte Jesu aus und machten so aus der natürlichen *Tatsache* ein übernatürliches Wunder.

2) Einen anderen Weg zeigte ihm die philologisch-exegetische Bearbeitung und Verdrehung des Textes. Oft genügte schon die einfache philologische *Worterklärung*, um ein Wunder aus dem Text verschwinden zu lassen. So wurde sehr einfach aus dem Wandeln *auf* dem Wasser des Sees ein ganz natürliches Gehen *am* Ufer des Sees, aus dem Finden des Geldstückes im Maul des Fisches ein einfaches Erwerben des Geldes durch den Verkauf des Fanges.

3) Wo die Worterklärung allein nicht ausreichte, wurde die *Auflösung der orientalisierenden Bildersprache der Evangelisten* nach dem Rezept des Spinoza zu Hilfe genommen, durch die man auch über schwierigere Stellen anstandslos hinwegkam. So lautet z. B. der Bericht über die Erscheinungen bei der Taufe in unserer abendländischen, bildlosen Sprache: „Dieser höchsten Erwartungen voll (dass „er nur auf sich selbst als Messias eingeweyht sei“) steigt er . . . in die Fluten des Jordan hinab. Sein Haupt wird niedergetaucht, und da er es in andächtiger Rührung erhebt, strahlt ihm des klaren, offenen Himmels Heiterkeit ins Angesicht und das Sinnbild der Reinheit, eine Taube, senkt sich unverkennbar sichtbar gegen ihn zu von oben herab“ (Kommentar I, 233). „Dies, dachten sie Beyde, dies ist das Sinnbild der göttlichen Begeisterungs-Kraft! So sprach es sich aus in dem tiefergerührten Gemüth dieser an Bildsprache und Bilddeutung gewohnten Morgenländer“ (Leben Jesu I, 140).

4) Wollte das Wunderbare auch so noch nicht weichen, so musste die geeignete sachliche Auslegung hinzukommen, welche

nach einem anderen probaten Rezept deselben Doktors Spinoza die von den Evangelisten oft übergangenen *natürlichen Mittelursachen* aufdeckte und so den widerstrebenden Bericht ganz annehmbar gestaltete. So erweisen sich z. B. das Wunder von Kana als heiterer Hochzeitsscherz, bei dem alles ganz natürlich zugegangen; die Brotvermehrung als eine durch das Beispiel Jesu angeregte Freigebigkeit im Austeilen der mitgebrachten Vorräte, wozu ebenfalls kein Wunder erforderlich war; die Totenerweckungen als Wiederbelebung von Scheintoten; die Himmelfahrt als Rückzug auf ein mit Wolken bedecktes Gebirge, während die Anwesenden in tiefster Ehrfurcht das Haupt zur Erde neigten.

5) In einigen Fällen werden wir noch an *Einbildungen, Missverständnisse oder psychologische Täuschungen* der beteiligten Personen denken müssen. So mochte Zacharias durch einen aufregenden Traum ernst und schweigsam geworden sein, woraus dann die Erzählung von der Engelserscheinung und Stummheit entstand.

6) Schliesslich müsste für den noch übrigen Rest die *Überlieferung der Erzählungen* verantwortlich gemacht werden, durch die an sich natürliche Vorgänge in wunderbare und übernatürliche umgewandelt wurden.

So schien die schwere Aufgabe zu allseitiger Zufriedenheit gelöst zu sein. Durch die entsprechende Behandlung der evangelischen Texte wurden Wundererzählungen und Lehren Jesu „zu einer so nüchternen ‚Vernünftigkeit‘ umgedeutet, dass auch der aufgeklärteste Rationalist sich des Glaubens an sie nicht zu schämen brauchte“ (E. Zeller).

12. Die psychische und moralische Erklärung. Obwohl sich auch im kritischen Lager noch zu Lebzeiten des Paulus der heftigste Widerspruch gegen seine gewalttätige und durch nichts bewiesene Umdeutung der Evangelien erhob, versuchten doch manche Vertreter der rationalistischen Kritik auf ähnliche Weise zu einer rein vernunftmässigen Lösung vor allem des Hauptproblems zu gelangen, das unsere Evangelien durch ihre Wunderberichte dem ungläubigen Erklärer bieten.

Es möge genügen, auf drei Gruppen dieser verschiedenen natürlichen Erklärungsversuche hinzuweisen.

Manche Philosophen des 19. Jahrhunderts, namentlich aus

der Schule Schellings und Hegels, meinten die in den Evangelien erzählten Wunder als Wirkungen einer aussergewöhnlichen, geistigen Menschenkraft begreiflich machen zu können. So glaubte z. B. C. Fr. Göschel in seinen „Beiträgen zur spekulativen Philosophie“ (Berlin 1838), dass der menschliche Geist, wo immer er in höherer Kraft hervortrete, wie in Christus als der in concreto erschienenen urbildlichen Menschheit, auch die volle Macht über die Natur habe, selbst über die Mächte des Todes und der Verwesung.

Mit diesen Ansichten berührt sich vielfach auch die Stellung, die der „Bahnbrecher der neueren protestantischen Theologie“ Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768–1834) gegenüber den Erzählungen des Evangeliums einnimmt. Er hat seine Überzeugung darüber hauptsächlich ausgesprochen in den „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799), dann in seinem Hauptwerke: „Der christliche Glaube“ (2 Bände, 1821f) und am ausführlichsten in seinen Vorlesungen über das „Leben Jesu“, die 30 Jahre nach seinem Tode von K. A. Rüterik herausgegeben wurden (1864).

Er leugnet sowohl die Möglichkeit als auch die Erkennbarkeit jedes absoluten, schlechthin übernatürlichen Wunders und will nur relative Wunder anerkennen, die zwar den gewöhnlichen Naturlauf überragen, aber doch zum gesamten Naturzusammenhang gehören. Denn ein Wunder ist nach ihm nur der Ausfluss einer höheren, natürlichen Menschenkraft und einer in ihr waltenden höheren Gotteskraft. Doch auch solche relative Wunder bilden niemals einen wesentlichen Bestandteil des christlichen Glaubens und haben keine Beweiskraft für denselben; denn die Religion ist wesentlich nur das Gefühl „schlechthiniger“ Abhängigkeit von Gott, und der Glaube beruht nicht auf äusserer Beweisführung, sondern nur auf Verkündigung und innerer Erfahrung.

Nach diesen Grundsätzen sucht er im „Leben Jesu“ (S. 203 bis 246) die Wundertätigkeit Christi soweit als möglich zu erklären. Er unterscheidet die „menschenfreundlichen und wohlthätigen Handlungen, wodurch Christus mit dem ihm einwohnenden Vermögen den Leiden der Menschen abhilft“, von den sogenannten „epideiktischen“ Wundern, zu denen namentlich die meisten Naturwunder zu rechnen wären. Bei den ersteren war die Wirkung meist „eine organische, nämlich die Aufhebung krankhafter, or-

ganischer Zustände; das Agens aber war überwiegend ein geistiges, nämlich der Wille Christi“, und „was Christus vermöge seiner ihm eigentümlichen geistigen Dignität, also mit einer ganz anderen Potenz von geistigem Übergewicht durch die organischen Verhältnisse vermittelt, hat durch die physische Wirkung auf dieselben ausrichten können, dafür können wir keine Grenze stellen; aber weil es in der Analogie mit menschlichen Handlungen bleibt, ist es nicht widernatürlich, es ist aber ein übernatürliches, sofern es auf dieser einzigen Dignität und Beschaffenheit Christi beruht“ (S. 217f).

Wo dieses „potentielle Übergewicht, welches in der eigentümlichen Natur und Beschaffenheit Christi mitgegeben ist“, nicht ausreicht, wie z. B. bei der Auferweckung des Lazarus, betrachtet Schleiermacher das Wunder nicht als Tat Christi, sondern als eine auf das Gebet Christi geschehene göttliche Wirkung (S. 233). Bei der Tochter des Jairus und dem Jüngling von Naim nimmt er zur Scheintod-Hypothese seine Zuflucht (ebd.).

Weil „die eigentümliche Dignität Christi sich nur auf das menschliche Leben bezog“, kann sie für die Erklärung der Wunder, die ausserhalb der menschlichen Natur liegen, nicht in Betracht kommen. Daher wird bei diesen Erzählungen von wunderbaren Wirkungen auf die äussere Natur die von den Evangelisten gegebene Darstellung als unglaubwürdig bezeichnet und eine befriedigende Lösung von der besseren Erkenntnis der Entstehung der Evangelien erwartet. „Wenn mit der Zeit eine Auskunft über die Genesis dieser Erzählungen sich fände, so dass das Wunderbare verschwände, so wäre das keine Störung des Glaubens, sondern ein Gewinn für die rein menschliche Auffassung Christi“ (S. 236).

Auf diese „rein menschliche Auffassung Christi“ kommt es auch bei dieser Erklärung, ebenso wie bei jener der meisten übrigen Kritiker, hauptsächlich an. Schleiermachers Einfluss hat sich für die Verbreitung dieser Auffassung in der neueren protestantischen Theologie bis zur Gegenwart in hohem Masse geltend gemacht. In seinem Kampfe gegen die gläubige Auffassung der Evangelien lässt er sich aber, ebenso wie die früheren und späteren Gegner, nicht von geschichtlichen Erwägungen, sondern einzig von seinen vorgefassten subjektiven Meinungen leiten, die auch vor der Vergewaltigung der Geschichte und des evangelischen Textes nicht zurückschrecken.

Wie Schleiermacher, so sucht auch der Heidelberger Professor Daniel Schenkel (1813—1885), Sohn eines Landgeistlichen zu Döperlin im Kanton Zürich und eine Zeitlang Dozent und Professor in Basel und Prediger in Schaffhausen, insbesondere die Heilungswunder Jesu auf eine ausserordentliche natürliche Befähigung zurückzuführen. Er erachtet in seinem vielgelesenen „Charakterbild Jesu“ die persönlich beruhigende, sittliche Einwirkung des „leiblich und geistig kerngesunden“ Herrn auf die meist nervös erregten oder geistig gestörten Kranken als zur Heilwirkung ausreichend.

Wo diese „Wirkungen des persönlichen Menschengestes“ zur Erklärung der Wundererzählungen nicht genügen, da muss die dichtende und ausschmückende Sage ihre Dienste leisten, wie z. B. bei der Stillung des Sturmes, denn „der menschliche Wille vermag nun einmal nicht, über Sturm und Wellen zu gebieten“, oder bei der Brotvermehrung, wo Christus seine Zuhörer „reichlich gespeist mit dem himmlischen Lebensbrote“: „wie leicht mochte, was er in geistlicher Kraft an den Seelen getan hatte, von der späteren Überlieferung auf das leibliche Bedürfnis übertragen werden!“. Ebenso gehört ihm das Wunder von Kana und vieles andere in das Gebiet der „höheren Sagenbildung“.

Trotzdem erklärte er gegnerischen Angriffen gegenüber, er habe sich auf die Erforschung der menschlichen Seite der Persönlichkeit Jesu beschränken wollen, ohne den metaphysischen Hintergrund seiner Gottheit zu leugnen. Er musste es sich aber, und nicht mit Unrecht, gefallen lassen, von Strauss in seiner Schrift „Die Ganzen und die Halben“ zu den Führern der „Halben“ gerechnet zu werden. Sein Einfluss auf gelehrige Schüler war aber nichtsdestoweniger sehr gross und dauert bis in unsere Tage fort, wie besonders die Vorträge des Züricher Professors Konrad Furrer über das „Leben Jesu“ an vielen Stellen zeigen.

13. Die magnetische Erklärung. In manchen Punkten berührt sich mit dem vorigen Versuche eine andere Theorie, die besonders von Christian Hermann Weisse (1801—1866) in seinem Werke „Die evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet“ (2 Bände, Leipzig 1838) vertreten wurde. An die Stelle der geistigen und moralischen Einwirkung Christi setzt diese Erklärung den Einfluss der organischen Begabung

Jesu durch eine ausserordentliche magnetische Heilkraft.

Weisse spricht in der Vorrede zu seinem Werke die Absicht aus, gegenüber der negativ-kritischen Tendenz von Strauss einer wesentlich positiven Richtung zu folgen. Er erstrebt als sein Ziel „die Herstellung des geschichtlichen Christusbildes aus der unklaren Hülle, mit welcher es, der Überzeugung zufolge, welche ich mit der Mehrzahl der Gebildeten unseres Zeitalters teile, frühzeitig die Überlieferung, später das kirchlich festgestellte Dogma umgeben hat“ (S. III).

Zu dieser „unklaren Hülle“, mit der die evangelische Überlieferung das Christusbild verdeckt haben soll, gehören natürlich an erster Stelle die Wunder. Die „Herstellung des geschichtlichen Christusbildes“, im Gegensatz zu dem von den Evangelisten gezeichneten, fordert bei diesen Wundern zunächst die Unterscheidung der allein echten und geschichtlichen Heilungen von den übrigen vermeintlichen „Mirakeln“, wie Weisse sie nennt. Die ersteren lassen sich „auf den Begriff einer eigentümlichen organischen Begabung Jesu zurückführen“. Er besass nämlich eine ganz ausserordentliche magnetische Heilkraft, die „sich zu der natürlichen Heilkraft eines Magnetiseurs etwa so verhält, wie das Kunstgenie eines Mozart zu dem Talent eines gewöhnlichen Virtuosen“. Ausser in den Heilungen konnte sich diese organische Begabung „auch noch auf andere Weise äussern, z. B. durch wunderbare, dem magnetischen Hellsehen entsprechende Blicke in die Zukunft oder in das verborgene Innere der umgebenden Natur und Menschenwelt“.

Die unechten „Mirakel“ sind dagegen auf Missverständnisse und teilweise auf Mythen zurückzuführen. „Wir werden unten zeigen, wie sich bei dieser Sinnesweise der evangelischen Schriftsteller die Entstehung sämtlicher Erzählungen von den eigentlichen Mirakeln auf das unbefangenste und natürlichste erklären lässt aus blossen Missverständnissen einer ihrer wahren Inhaltsbeschaffenheit nach durch die aus jenem Missverstand hervorgegangene Relation hindurch noch vollkommen deutlich erkennbaren parabolischen Rede oder anderer dergleichen den Evangelisten mündlich überlieferten Anekdoten, ohne dass wir dabei doch eine positiv gestaltende Tätigkeit der Mythendichtung zu Hilfe zu nehmen brauchten“.

Trotzdem wird diese Straussische Mythendichtung von Weisse doch auch wieder als Veranlassung der Missverständnisse zu Hilfe genommen. Denn nicht nur sollen die Evangelisten die jungfräuliche Empfängnis Christi und seine Geburt zu Bethlehem „dem Mythos nacherzählen“, sondern wir müssen auch „bei der Entstehung anderer evangelischer Wundererzählungen, insbesondere der synoptischen, obgleich wir auch sie mit eigentlichen Mythen (dergleichen von der ganzen evangelischen Geschichte nur die Kindheitssage enthält) zu verwechseln Bedenken tragen müssen, doch noch die Mitwirkung eines mythischen Bildungstriebes zugeben, welcher durch das Bedürfnis teils der Versinnlichung des Geistigen überhaupt, teils der Anknüpfung der durch Christus angeregten Ideen an die mythische Bilderwelt des Alten Testaments, dort das Missverständnis der Worte und Lehrparabeln Christi veranlasst hat“.

Welcher Art diese „Missverständnisse“ nach Weisse gewesen sein sollen, können uns einige Beispiele zeigen. Die beiden wunderbaren Brotvermehrungen sind nach seiner Meinung auf das mangelhafte Verständnis einiger von Jesus zu den Jüngern oder zur Menge gesprochenen Gleichnisreden über den Sauerteig der Pharisäer und des Herodes und über das geistige Brot, das er austeilte, zurückzuführen. Die „sonderbare Anekdote“ vom Wunder zu Kana soll ihre Erklärung finden in der falschen Auffassung des irrtümlich dem Speisemeister in den Mund gelegten Wortes: *„Jedermann setzt zuersit den guten Wein vor, und wenn sie berauscht sind, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt aufbewahrt“* (Joh 2, 10). „Es sieht uns nämlich dasselbe sehr darnach aus, als sei es nicht aus Irrtum über den Gastgeber bei einem Feste, sondern in ernstlicher Absicht über Christus, und zwar von ihm selbst gesagt, in der Absicht um eine Eigentümlichkeit seines geistigen Tuns im ganzen, vielleicht auch seines Lehrverfahrens im einzelnen auszudrücken“. Ein solcher „metaphorischer Ausdruck“ bedurfte dann „eines parabolischen Zusammenhangs“, und eine derartige „voraussetzlich von Jesus erzählte Parabel“ mit den dazu gehörigen Umständen bildete den ursprünglichen historischen Kern der Erzählung des Evangelisten. Nach einer ähnlichen „nächstliegenden Vermutung“ würde die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus veranlasst sein durch „ein bei Gelegenheit des wirklichen Todesfalles eines Bruders vorge-

fallenes Gespräch Jesu mit den Schwestern, welches in irgend-einer Weise die Auferstehung der Toten zum Gegenstand hatte“.

Für einen auch bei diesen Erklärungsversuchen noch bleibenden Rest von Wunderberichten nimmt Weisse schliesslich seine Zuflucht zu dem später so beliebt gewordenen Mittel, den betreffenden Text als „nicht echt, d. h. weder für historisch wahr, noch für geschöpft aus der Urschrift des Apostels“ zu erklären, wie z. B. die Erzählung vom Geldstück im Maul des Fisches.

Auch die Auferstehung Jesu und die darauf folgenden Erscheinungen müssen, soweit sie überhaupt als geschichtlich in Betracht kommen können, als magnetische Wirkungen angesehen werden.

14. Die spiritistische Erklärung. Nahe verwandt mit dieser magnetischen Erklärung ist die Ansicht der Vertreter des spiritistischen Wunderbegriffes.

Nach der Meinung des Leipziger Professors Johann Karl Friedrich Zöllner (1834—1882) gehören die Wunder der Evangelien in das Gebiet der „Transzendentalphysik“. Sie sollen teils Ausflüsse magnetisch-seelischer Kräfte, teils spiritistische Manifestationen von Geistern sein, die gewöhnlich in der sogenannten vierten Raumesdimension leben, aber vorübergehend auch in unserer dritten Dimension erscheinen und wirken. Er glaubt, dass „durch die Beseitigung des Begriffes Wunder als eines Vorganges gegen die Naturgesetze die moralische Hoheit des Christentums wie ein Silberblick in ihrer ganzen Herrlichkeit hervorbrechen und alle trostbedürftigen Herzen erquickend“ werde.

Auch von anderer Seite wird es, wie der Kollege Zöllners und Teilnehmer an den spiritistischen Sitzungen des berühmten Mediums Henry Slade in Leipzig, G. Th. Fechner, bemerkt, „dem Spiritismus als Verdienst angerechnet, dass der Glaube an die Quellen der christlichen Lehre selber dadurch um so sicherer gestellt werde. Denn was seien die von Christus verrichteten Wunder und die Erscheinungen desselben nach seinem Tode anders als spiritistische Manifestationen? Durch die Tatsache, dass es noch jetzt solche Manifestationen gebe, werde die Unglaublichkeit von jenen gehoben und gewinne das Christentum hiemit ein tatsächliches Fundament. Und unstreitig ist, ganz allgemein gesprochen, kein Grund, die Tatsächlichkeit der christlichen Wunder

um diesen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, zu bestreiten, wenn man die der spiritistischen zugestehen muss, und mancher mag wirklich durch den Glauben an letztere zum Glauben an erstere bekehrt werden“.

Fechner fügt aber mit vollem Recht hinzu: „Nur lässt sich in der Bekehrung zu den christlichen Wundern als zu spiritistischen wieder eine arge Verkehrung sehen. Denn zwischen beiden besteht ein solcher Gegensatz im Charakter, dass es wie Blasphemie erscheint, beide unter dieselbe Rubrik bringen und dem Christentum damit aufhelfen zu wollen, dass man Christus für das begabteste Medium erklärt. Es ist ein Unterschied wie aus dem Licht und aus der Nacht geboren, wie abnorm gesteigerte gesunde und abnorm verrückte Kraft. Christus warf sich in Vollbringung seiner Wundertaten nicht unruhig umher, verfiel nicht in volles oder halbes Unbewusstsein, rief nicht fremde Geister herbei, erklärte sich nicht von solchen besessen, nahm nicht Dunkel oder Halbdunkel zu Hilfe, wie unsere Medien heutzutage tun, sondern ging bei hellem Tage, als ein gesunder, seiner Sinne, seiner geistigen und körperlichen Kraft vollkommen mächtiger Mann umher und machte gesund. Er hob nicht Tische, warf nicht Stühle um, machte nicht Kunststücke, die sich mit Taschenspielerereien verwechseln lassen, liess sich nicht dafür bezahlen, sondern machte eben gesund mit einer Kraft, die noch kein Medium bewiesen hat“ (Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht S. 265 f).

Trotzdem fand die spiritistische Wundererklärung vielfach Anklang. Ausser manchen anderen traten besonders Maximilian Perty und Johann Kreyher für sie ein. Letzterer wollte in seinem Werke „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens und die biblischen Wunder“ die spiritistische Theorie wenigstens auf jene Wunder angewendet wissen, die sich nicht rein natürlich oder bloss philologisch erklären lassen.

So greifen alle diese Versuche mehr oder weniger auf das System des Spinoza und des Paulus zurück. Trotz aller Bemühungen können auch sie unseren Evangelien nicht gerecht werden. Weil sich diese geschichtlichen Dokumente nicht willig ihren Theorien fügen, brauchen sie gegen dieselben Gewalt. Aber mit Gewalt lassen sich geschichtliche Tatsachen eben nicht aus der Welt schaffen.

§ 3. Die Mythentheorie und die Tendenzkritik

15. Die Mythentheorie von D. Fr. Strauss. Trotz der Freude, welche die von Paulus und seinen Anhängern verteidigte rein natürliche Erklärung der Evangelien in manchen Kreisen weckte, war dieser scheinbare Triumph der Vernunft über den Glauben vorerst nicht von langer Dauer. Paulus, der Hauptbegründer des mit so grossem Aufwand von Gelehrsamkeit errichteten kritischen Gebäudes, musste es noch selbst mitansehen, wie sein Lebenswerk schon bald nachdem er in seinem „Handbuch“ und in seinem „Leben Jesu“ die letzte Hand daran gelegt hatte, von einem anderen Kritiker fast gänzlich in Trümmer gelegt und vernichtet wurde. Es geschah durch David Friedrich Strauss.

Geboren am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg in Württemberg, kam er schon während seines Aufenthaltes im Seminar von Blaubeuren (1821—1825) und dann während seiner Universitätsstudien in Tübingen unter den Einfluss Ferdinand Christian Baur's. Er vertiefte sich mit Vorliebe in Schleiermachers Dialektik und Dogmatik und besonders in Hegels Religionsphilosophie. Auf einer Berliner Reise 1831—1832 konnte er zwar Hegel persönlich kaum mehr kennen lernen, da dieser schon am 14. November 1831 starb. Das Studium der Hegelschen Philosophie und eines Manuskriptes des Verstorbenen über das Leben Jesu bestärkte ihn aber in seinen Anschauungen, mit denen er schon 1832 beim völligen Unglauben angelangt war. Persönliche Unsterblichkeit und Fortdauer nach dem Tode leugnete er ebenso wie andere Grundlehren des Christentums. Trotzdem nahm er 1832 die Stelle eines Repetenten am theologischen Konvikt in Tübingen an und begann zugleich als Dozent an der Universität Vorlesungen über die Hegelsche Philosophie. Infolge eines Konfliktes mit den philosophischen Ordinarien verlegte er sich wieder mehr auf das Studium der Evangelien und stellte in einem Jahre das Manuskript zu seinem „Leben Jesu“ fertig, das er im Alter von 27 Jahren 1835 und 1836 in 2 Bänden veröffentlichte. Schon gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes wurde er seiner Stellung als Repetent enthoben und als Professoratsverweser an das Gymnasium nach Ludwigsburg versetzt. Er zog es jedoch schon nach einem Jahre vor, in den Privatstand zurückzutreten, und siedelte nach Stuttgart über. Auf Vorschlag Ferdinand Hitzigs wurde er

1839 vom Erziehungsrat des Kantons Zürich als Professor für Kirchengeschichte und Dogmatik an die Züricher Universität berufen. Die evangelischen Geistlichen und die gläubige Bevölkerung des Kantons erhoben jedoch so entschiedenen und so lauten Widerspruch gegen diese Berufung, dass die Regierung sich gezwungen sah, dieselbe rückgängig zu machen. Der Berufene bestand aber auf seinem Ernennungsschreiben und verzichtete erst auf die Stelle, nachdem der Kanton ihm eine jährliche Pension von 1000 alten Schweizer Franken bis zu seinem Lebensende zugesichert hatte. Er zog sich darauf in den Ruhestand zurück und lebte als Privatmann in Heidelberg, München, Darmstadt, Heilbronn, Ludwigsburg, wo er am 8. Februar 1874 starb.

Unter seinen Werken, die in 12 Bänden von Eduard Zeller gesammelt herausgegeben wurden, erregte das grösste Aufsehen sein erstes Buch: „Das Leben Jesu kritisch bearbeitet“. Nach der ersten Auflage von 1835—1836 erschien schon 1837 die „zweite verbesserte Auflage“, die ebenso wie die erste Anlass zu zahlreichen Angriffen bot. Strauss veröffentlichte daher in den Jahren 1837—1838 drei Hefte „Streitschriften zur Verteidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie“. Er sah sich aber genötigt, besonders in der „dritten, mit Rücksicht auf die Gegenschriften verbesserten Auflage“ vom Jahre 1838—1839, der positiven Theologie manche Zugeständnisse hinsichtlich der Echtheit des Johannesevangeliums und anderer Punkte zu machen, die er aber in der vierten und letzten Auflage vom Jahre 1840 wieder zurücknahm. Nach Veröffentlichung einer grossen Zahl von anderen Schriften liess er später, wohl unter dem Einfluss von Renans „Vie de Jésus“, im Jahre 1864 in ganz neuer Form „Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet“ in einem Bande erscheinen. In seiner letzten und radikalsten Schrift „Der alte und der neue Glaube, ein Bekenntnis“ vom Jahre 1872 spricht er den offenen Bruch mit dem alten christlichen Glauben aus und sucht den neuen „Glauben“ der materialistischen und monistischen Weltanschauung zu begründen. Er hatte sich ganz dem religiösen Nihilismus ergeben, dem er schon 1832 nicht ferne stand.

Hinsichtlich der Evangelien erkannte Strauss ganz richtig, dass sowohl der Erklärungsversuch des Reimarus als auch das System des Paulus und seiner Schule völlig verfehlt seien. Zur

Annahme eines Betruges lag nach seiner Überzeugung kein einziger ausreichender Grund vor. Wer aber den überlieferten Text als geschichtlich annimmt und durch allerlei gewaltsame Erklärungen und geschmacklose Wortquälereien das Übernatürliche und Wunderbare aus den Berichten wegdeuten will, der wird in der Tat niemand auf die Dauer befriedigen können und durch die eigene Halbheit und Inkonsequenz seine Stellung unhaltbar machen. Strauss konnte sich „zu einer so gewaltsamen Deutung der biblischen Erzählungen nicht entschliessen“, wie er selbst gesteht. Anderseits konnte er aber auch die gläubige Erklärung des in den Evangelien unleugbar vorliegenden übernatürlichen Inhaltes nicht mehr annehmen. Denn er hatte schon längst allen Glauben an die übernatürliche Ordnung über Bord geworfen und so war ihm der ganze Supranaturalismus in der Seele zuwider.

Die Philosophie Hegels schien ihm nun den Weg zur richtigen Lösung des schweren Problems zu zeigen. Nach Hegel sollte die Religion zwar die Wahrheit haben und geben, aber noch nicht in der adäquaten Form des Begriffes, wie es dem Standpunkt des Gelehrten in der wissenschaftlichen Forschung entspricht, sondern in der noch unvollkommenen und untergeordneten Form der Vorstellung, gemäss der Stellung und dem Empfinden des gewöhnlichen Volkes. Strauss setzte an die Stelle der „Form der Vorstellung“ seinen Begriff des Mythos. Er leugnete deshalb nicht bloss den übernatürlichen Charakter der Tatsachen des Lebens Jesu ebenso vollständig, wie Paulus es getan hatte, sondern er verwarf auch gänzlich den apostolischen Ursprung und die geschichtliche Glaubwürdigkeit der in den Evangelien vorliegenden Berichte. Sie sollen nicht eine Geschichte des Herrn uns bieten, sondern Mythen, die sich unter Anlehnung an das Alte Testament in der ersten Kirche allmählich über den Herrn gebildet hätten.

Schon Celsus hatte von Mythen in den Evangelien gesprochen. Strauss machte jedoch davon einen viel umfassenderen Gebrauch und wendete ihn auf alle Erzählungen an, in denen der übernatürliche Wundercharakter zum Ausdruck kam. Nach seiner Anschauung gehören zum Begriff des Mythos drei Stücke: 1) Ein Mythos ist Dichtung und nicht geschichtliche Wahrheit; 2) er beruht nicht auf der absichtlichen Erfindung eines einzelnen, sondern ist das Gebilde einer unbewusst und unwillkürlich

arbeitenden Volkssage; 3) er entsteht aber unter dem Einfluss einer die Gesamtheit beherrschenden religiösen Idee, nicht aus dem freien Spiel der Phantasie. Bei den evangelischen Mythen war diese religiöse Idee eine doppelte: einerseits das im jüdischen Volke lebende und im Alten Testamente zum Ausdruck gekommene Messiasideal; anderseits die grösstmögliche Verherrlichung der Person Christi als des Stifters der christlichen Religion. Das doppelte Interesse, jenes alttestamentliche Messiasideal in Christus verwirklicht zu sehen und diese Verherrlichung der Person Christi auf jede Weise zu erreichen, brachte in der ältesten Christengemeinde einen Kreis von legendenhaften, mythischen Dichtungen hervor, mit denen die Person und das Leben ihres Stifters umgeben wurde und die dann in das Evangelium Aufnahme fanden. Denselben lagen teilweise nur die alttestamentlichen Weissagungen zugrunde, die man auf Christus anwendete, teilweise aber auch eindrucksvolle und ausserordentliche, wenngleich ganz natürliche Vorgänge aus dem Leben Jesu.

Hinsichtlich der Heilungswunder machte Strauss seinen Gegnern, im Sinne der magnetischen Erklärung von Weisse, später das Zugeständnis, dass in Christus „mit seiner Macht über die Gemüter“, die namentlich Schleiermacher betont hatte, „vielleicht auch eine physische Heilkraft verbunden war, die wir uns etwa durch die Analogie der magnetischen Kraft verdeutlichen mögen“. So „gelangen Kuren, die als Wunder erscheinen mussten“ (Streitschriften 3, 153).

In seiner letzten Bearbeitung des „Lebens Jesu für das deutsche Volk“ vom Jahre 1864 hat dann der Ludwigsburger Kritiker, namentlich infolge des Auftretens Baur's und der Tübinger Schule, die eigentliche mythische Erklärung tatsächlich wieder aufgegeben. Ohne die Bezeichnung „Mythus“ fallen zu lassen, vertrat er doch weit mehr die Baur'sche Ansicht von bewusster und absichtlicher Dichtung in den Evangelien. Er meint, auch die bewussten Erdichtungen eines einzelnen seien füglich Mythen zu nennen, sobald sie Glauben gefunden hätten und in die Sage eines Volkes oder einer Religionspartei übergegangen wären (S. 159). Insbesondere hinsichtlich des vierten Evangeliums glaubte Strauss nur mehr bewusste und absichtliche Erdichtungen annehmen zu müssen, während bei der übr-

gen evangelischen Mythenbildung auch noch ein unbewusstes Erdichten Platz haben sollte.

Wie man sich diese absichtslose Volksdichtung vorzustellen habe, zeigt er an einigen Beispielen. Über das wunderbare Zerreißen des Vorhanges im Tempel beim Tode Jesu bemerkt er, es könne „eine sinnbildliche Redensart, wie wir sie Hebr 10, 19 f finden, dass der Tod Jesu uns den Weg durch den Vorhang ins Allerheiligste eröffnet habe, von einem Zuhörer leicht eigentlich verstanden worden und so jene Erzählung ganz ohne Bewusstsein der Erdichtung entstanden sein. Ebenso kann die Geschichte von der Berufung der vier Jünger zu Menschenfischern bisweilen so erzählt worden sein, dass der Fang, zu welchem Jesus sie berief, ihrem früheren Geschäfte und seiner mageren Ausbeute als der überschwenglich ergiebigere entgegengestellt wurde, und wie leicht daraus im Weitererzählen von Mund zu Mund die Geschichte von dem wunderbaren Fischfang (Lk 5) entstehen konnte, erhellt von selbst“ (S. 154).

Wie schon diese Beispiele und jedes beliebige andere zeigen, ist die unbedingt notwendige Voraussetzung für die absichtslose Mythenbildung ein längerer Zeitraum zwischen den angeblich rein natürlichen Begebenheiten und dem vollendet vorliegenden Wundermythus. Das „Weitererzählen von Mund zu Mund“ kann ja nicht schon bei den Zeugen der Begebenheit oder in deren nächster Umgebung aus dem Wort von der reichen geistlichen Beute einen wirklichen wunderbaren Fischfang mit Schifflein und Netz auf dem See machen. Ohne absichtliche Erdichtung, d. h. ohne Betrug, wäre so etwas in der ersten Zeit unmöglich, und von Betrug wollte Strauss wenigstens bei der Abfassung seines „kritischen“ Lebens Jesu nichts wissen. Erst nachdem die Zeugen der Ereignisse längst verschwunden sind, kann vielleicht die unbewusste Dichtung einsetzen und ihre „Mythengirlanden“ winden.

Es war deshalb für Strauss eine notwendige Folgerung aus seinem System, dass er den apostolischen Ursprung sämtlicher Evangelien leugnete und ihre Entstehung in das zweite Jahrhundert n. Chr. verlegte.

Ebendamit hat er aber selbst, ohne es zu wollen, seinem ganzen kritischen Gebäude den Boden entzogen. Schon die Tatsache, dass er einzig seinem System zu lieb, ohne jeden geschicht-

lichen Grund und im offenen Gegensatz zur einstimmigen Überlieferung der ganzen Vergangenheit, mit einem „kühnen Machtspruch“ über solche historische Fakta wie die Entstehung der Bücher unserer Evangelisten entscheiden will, zeigt jedem unbefangenen Beurteiler die ganze unwissenschaftliche Haltlosigkeit seines Vorgehens. Da könnte Reimarus mit mehr Recht sein Urteil sprechen: „So richtet sich sein neues Systema nicht nach der Geschichte, sondern die Geschichte muss sich nach seinem neuen Systema richten“.

Sobald daher auch die ungläubige Evangelienkritik den objektiven Wert von geschichtlichen Tatsachen und Zeugnissen wieder etwas vorurteilsfreier und gerechter einzuschätzen begann, hat sie auch mit diesen Voraussetzungen des Straussischen Systems bald gründlich aufgeräumt. Wir werden sehen, wie einer der ersten Führer im kritischen Lager der Gegenwart als Ergebnis seiner historischen Forschungen wenigstens für die drei ersten Evangelien unumwunden zugibt, dass Strauss geirrt hat und die Tradition mit der Ansetzung dieser Schriften im ersten Jahrhundert recht behält. Die Berichte über die Geschichte Jesu, über seine Lehren und auch über seine Wunderwerke gehören der ersten christlichen Generation an. Sie entstanden zu einer Zeit, als die Augenzeugen des Wirkens Jesu, Freunde sogut wie Feinde, noch lebten.

Für die Mythenbildung fehlt damit die notwendige Zeit. Das ganze Gebäude fällt zusammen, denn es ist auf Sand und Schutt gegründet.

16. Die Tübinger Tendenzkritik. Das Unzulängliche der Mythentheorie konnte auch dem Scharfblicke des Lehrers Strauss', Ferdinand Christian Baur (1792—1860), nicht entgehen. Dieser Gründer der Tübinger kritischen Schule war zwar mit dem negativen Resultat des neuen Systems ganz einverstanden. Er anerkannte durchaus das Ungeschichtliche und Unglaubwürdige der evangelischen Erzählung und namentlich ihrer Wunderberichte, und liess sich bei der Beurteilung derselben von den gleichen Grundsätzen wie Strauss leiten. Er suchte aber die Darstellung des „Lebens Jesu“ nach der positiven Seite zu ergänzen, indem er den geschichtlichen Hintergrund der evangelischen Berichte nachzuweisen bemüht war. Hatte er damit auch schon vor dem Erscheinen des „Lebens Jesu“ begonnen, so

wurde ihm doch die „volle und rücksichtslose Durchführung (seines Systems) erst durch Strauss' kritische Wirksamkeit möglich gemacht... Die Baur'sche Geschichtskonstruktion ist insofern durch die Strauss'sche Kritik bedingt, und sie konnte nicht eher zur Reife kommen, als bis ihr jene freie Bahn gemacht hatte“ (Ed. Zeller).

Das Hauptergebnis dieser „Geschichtskonstruktion“ hinsichtlich der Evangelien war, dass Baur an die Stelle der unbewussten Mythen- und Sagenbildung durchwegs die absichtliche Dichtung und Erfindung setzte. Da er überall im Neuen Testament das Wirken von Tendenzen zu erkennen meinte, nennt man sein System die *Tübinger Tendenzkritik*.

Baur ging bei seinen Untersuchungen zunächst nicht von den Evangelien, sondern von den neutestamentlichen Briefen, der Apostelgeschichte und anderen altchristlichen Schriften aus. Er glaubte an vielen Stellen die Spuren tiefgehender Gegensätze und lebhafter Kämpfe zwischen der judenchristlichen Partei unter Führung des Petrus und der heidenchristlichen unter der Ägide des Paulus zu entdecken. Erst aus diesem lange anhaltenden Streite zwischen dem Petrinismus oder Judaismus und dem Paulinismus oder Universalismus wären allmählich in den ersten christlichen Generationen, namentlich durch den Gegensatz zum Gnostizismus und Montanismus, die Anschauungen hervorgegangen, die wir in den meisten Schriften des Neuen Testaments in ihrer heutigen Form niedergelegt finden. Den sichersten Anhaltspunkt für seine kritische Arbeit erkannte Baur „in jener Tatsache, mit deren Entdeckung seine kritische Laufbahn begann und die sich ihm im Verfolge mehr und mehr bestätigte, in der Tatsache, dass schon die Apostel und das apostolische Zeitalter durch den Gegensatz des Judaismus und des Paulinismus, einer partikularistischen und einer universalistischen, einer alttestamentlich gesetzlichen und einer freieren Auffassung des Christentums geteilt waren, dass dieser Gegensatz nur allmählich unter mancherlei Kämpfen und Vermittlungen sich ausgeglichen, dass er erst in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts in der ‚katholischen‘ Kirche und ihrer Dogmatik seine Endschaft erreicht hat“ (Ed. Zeller).

Als echte Schriften blieben bei dieser kritischen Arbeit nur die vier Hauptbriefe des heiligen Paulus an die Römer, Korinther

und Galater und die Apokalypse übrig. Alles übrige war mehr oder weniger das spätere Produkt einer vermittelnden Richtung, die allmählich die Oberhand gewann. Nach der Überzeugung, die sich nach und nach in der christlichen Gemeinde festgesetzt hatte, wurde auch das Bild des Lebens Jesu entworfen. „Man glaubt zu wissen, was in der Geschichte des Messias vorkommen musste, und so ist man denn auch überzeugt, dass eben dieses darin vorgekommen sei: die dogmatische Überzeugung verwandelt sich unter der Hand in eine Geschichtserzählung“. Dabei wurde der überlieferte Geschichtsstoff namentlich auch in den Wunderberichten im Dienste der dogmatischen Tendenz nach Bedürfnis frei gestaltet und umgewandelt. Doch dürfe man trotzdem die Urheber auch solcher bewusster Umwandlungen nicht als Fälscher und Betrüger ansehen. Denn „wo überhaupt kein geschichtlicher Sinn und keine geschichtliche Kritik ist, da wird die tendenzmässige Veränderung des überlieferten Geschichtsstoffes ganz anders angesehen werden und ebendeshalb auch hinsichtlich ihrer sittlichen Zulässigkeit ganz anders zu beurteilen sein, als wo sie vorhanden sind“.

Die Ergebnisse seiner Arbeiten veröffentlichte Baur in zahlreichen Schriften. Es genüge hier zwei zu erwähnen: „Paulus, der Apostel Jesu Christi, sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre“ und: „Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhältnis zu einander, ihren Ursprung und Charakter“.

Im Geiste des Meisters arbeiteten auch manche seiner Schüler, wenngleich vielfach auf eigenen Wegen. Am bekanntesten wurde, neben Schwelger, Köstlin, Volkmar, Hilgenfeld, besonders Eduard Zeller, der von 1842–1857 zuerst allein und dann zusammen mit Baur die „Theologischen Jahrbücher“ als Organ der „Tübinger Schule“ herausgab.

Auch über die Baur'sche Geschichtskonstruktion hat selbst die ungläubige kritische Wissenschaft längst den Stab gebrochen. Ihre Voraussetzungen haben sich als wissenschaftlich ganz unhaltbar erwiesen und sind daher allgemein aufgegeben worden. Trotz aller Beschönigung wird man ihr auch nicht den Vorwurf ersparen können, dass sie in vielen Stücken wieder auf die Betrugshypothese zurückgeht. — Es ist deshalb nicht nötig, länger bei ihrer Widerlegung zu verweilen.

17. Die Romanerzählung von Ernest Renan. Von Paulus, Strauss, Baur und anderen deutschen Kritikern beeinflusst, schrieb Joseph Ernest Renan vom gleichen ungläubigen Standpunkt aus seine „Vie de Jésus“. Wenngleich ganz anders geartet, erregte sein Buch doch ein ähnliches Aufsehen wie das Werk des deutschen Mythikers Strauss.

Renan war am 27. Februar 1823 in Tréguier im Departement Côtes-du-Nord in der Bretagne geboren. Im Besitze eines Stipendiums vollendete er zuerst im Seminar von St. Nicolas du Chardonnet bei Paris die Gymnasialstudien, dann im Seminar von Issy die Philosophie. Darauf begann er im Seminar von St. Sulpice in Paris die theologischen Studien. Kurz vor der Subdiakonsweihe, schon an der Schwelle des katholischen Priestertums angelangt, trat er im Oktober 1845 aus dem Seminar aus und fiel bald gänzlich vom christlichen Glauben ab. Die Lektüre der ungläubigen deutschen Kritiker hatte ihm den Beruf und den Glauben geraubt. Er widmete sich fortan den orientalischen Studien, unternahm 1860—1862 eine Forschungsreise nach Syrien und wurde 1862 zum Professor der hebräischen, syrischen und chaldäischen Sprache am Collège de France ernannt. Nach Veröffentlichung seiner „Vie de Jésus“ im Jahre 1863 wurde er seiner Stellung enthoben. Erst unter der Republik konnte er 1871 in dieselbe wieder zurückkehren und 1878 auch in die französische Akademie einziehen. Er starb am 2. Oktober 1892 und erhielt die Ehre des Staatsbegräbnisses im Pantheon.

Seine „Vie de Jésus“ bildete den ersten Teil einer „Histoire des origines du christianisme“, die er in 8 Bänden von 1863—1883 veröffentlichte. Das „Leben Jesu“ erschien in zahlreichen Auflagen und wurde in viele neuere Sprachen übersetzt. Der Erfolg des Buches war aber weder durch die Person des Verfassers, noch durch den inneren Wert seines Werkes veranlasst. Er hatte kein neues System und keine neue Richtung zu bieten und konnte auch nicht durch tiefe Gelehrsamkeit Eindruck machen. Seinem Buche mangelte sowohl die Gründlichkeit der Untersuchung als auch die methodisch-kritische Behandlung des Stoffes. Seine Ansichten kopierte er meistens nach dem Muster der deutschen Kritiker. Wie diese, so suchte er die Erzählungen des Evangeliums als Produkte der Einbildungskraft oder als Legenden und Dichtungen hinzustellen. Bei manchen Abschnitten hielt er sich

mit Vorliebe an die rein natürlichen Erklärungen des Paulus, während er die von Christus vollbrachten Heilungen nach dem Vorbilde Schleiermachers als Wirkungen der moralischen Macht Jesu betrachtete. „Die Anwesenheit eines bedeutenden Mannes, der den Kranken mit Sanftmut behandelt und ihm durch einige deutliche Zeichen die Versicherung seiner Herstellung gibt“, schien ihm in den meisten Fällen als „entscheidendes Heilmittel“ zu genügen.

In wissenschaftlicher Hinsicht wurde deshalb sein Buch auch von rationalistischen Kritikern schon gleich nach seinem Erscheinen äusserst gering eingeschätzt. Unter dieser Rücksicht hat es in der Tat auch nicht die geringste Bedeutung.

Aber Renan wusste die grosse Masse seiner Leser durch die äussere Form über die innere Hohlheit hinwegzutäuschen. Er führte die Feder wie ein gewandter Romanschriftsteller. Durch seine anziehenden Schilderungen des landschaftlichen Hintergrundes, bei denen ihm seine Kenntnis des Orients zu statten kam, durch die eingestreuten archäologischen Bemerkungen und Zitate aus Bibel und Talmud und antiken Klassikern, die den Schein der Gelehrsamkeit erwecken, durch seine schöne Sprache und seine sentimentale Darstellung verstand er es, bei Unkundigen Eindruck zu machen und sich den Beifall der Menge zu gewinnen. Er zeichnete Christus als liebenswürdigen Menschenfreund, der durch die Zeitverhältnisse und namentlich durch den Gegensatz zur mächtigen Partei der Pharisäer und der Priester allmählich zu einem religiösen Schwärmer und Revolutionär wird, als Messias und Wundertäter auftritt und dafür mit dem Tode büssen muss.

Der Angelpunkt des ganzen Evangelienproblems ist auch für Renan, genau so wie für alle alten und neuen Kritiker, die Wunderfrage. Er leugnet zwar nicht direkt die Möglichkeit, sondern nur die historische Glaubwürdigkeit des Wunders, weil die Tatsachen niemals wissenschaftlich geprüft seien und sich experimentell nicht wiederholen liessen. Doch auch sein apodiktischer Schluss lautet: Wunder hat es niemals gegeben und gibt es niemals. Er erklärt ganz offen: „Wenn das Wunder irgendwelche Wirklichkeit besitzt, dann ist mein Buch nur ein Gewebe von Irrtümern“. Und er wiederholt: „Wenn das Wunder und die Inspiration gewisser Bücher wirkliche Dinge sind, dann ist unsere

Methode verabscheuungswürdig“. „Nicht weil mir im voraus bewiesen ist, dass die Evangelisten keinen unbedingten Glauben verdienen, weise ich die Wunder zurück, die sie erzählen: sondern weil sie Wunder erzählen, sage ich: Die Evangelien sind Legenden; sie können etwas Geschichtliches enthalten, aber nicht alles darin ist geschichtlich“. Aber statt die Frage ihrer Wichtigkeit entsprechend gründlich zu untersuchen und den Wert der geschichtlichen Zeugnisse objektiv zu prüfen, glaubt er die Sache mit der ebenso oberflächlichen wie frivolen Behauptung erledigen zu können: „Schon dadurch allein, dass man das Übernatürliche anerkennt, befindet man sich ausserhalb der Wissenschaft, anerkennt man eine Erklärung, die nichts mit der Wissenschaft gemein hat“.

Solchen Behauptungen gegenüber ist jeder Versuch einer Widerlegung unnütz und unmöglich. Denn so redet nur das blinde Vorurteil, das jede sachliche Würdigung der Quellen und Beweise ausschliesst und in der Tat „nichts mit der Wissenschaft gemein hat“.

III. Die Kritik unserer Tage

§ 1. Allgemeiner Charakter

18. Fortschritt. Anscheinend ein erfreulicheres Bild als diese Hauptangriffe der letzten hundert Jahre bietet uns die Stellung der Kritiker zu den Evangelien in der Gegenwart.

Wenn wir zunächst den allgemeinen Charakter dieser Kritik in einigen Hauptzügen etwas näher betrachten, so müssen wir vor allem den wirklichen Fortschritt anerkennen, den die Forschung in unseren Tagen gemacht hat und der auch der Evangelienforschung zustatten gekommen ist.

Kein unbefangener Beobachter wird seine Augen vor der Tatsache verschliessen können, dass die heutige Wissenschaft mit viel vollkommener Methode arbeitet, als es noch vor einem oder zwei Menschenaltern der Fall war. Das Ziel, das die Forschung hinsichtlich der Evangelien anstrebt, ist zwar im grossen und ganzen stets das gleiche geblieben. Es besteht in der möglichst vollständigen Erschliessung des gesamten Quellenmaterials, dem möglichst allseitigen Verständnis der Quellen nach Form und

Inhalt, und der möglichst gründlichen Beurteilung ihrer Entstehung und Echtheit, ihrer Erhaltung und Unverfälschtheit, ihrer Glaubwürdigkeit und Wahrheit.

Aber schon die Erfassung dieses Zieles und die zweckbewusste Verfolgung desselben in allen seinen Teilen ist eine viel vollkommener als früher. Überall setzen die genauesten Spezialuntersuchungen der einzelnen Punkte ein und suchen zunächst den Tatbestand aufzuklären hinsichtlich des Textes und seiner Quellen, der sprachlichen und sachlichen Auslegung und der Zeugnisse, die für seine Beurteilung nach den verschiedenen Seiten hin in Betracht kommen. Mit Rücksicht auf diese Einzelforschungen ist man sodann unablässig bemüht, durch textkritische Untersuchungen den Zustand des Textes nach Massgabe seiner einzelnen Zeugen und ihres Verhältnisses zueinander zu erkennen. Für die philologische Erklärung aller seiner Besonderheiten werden in umfassendster Weise die Fortschritte der Sprachkunde zu Hilfe genommen. Für das sachliche Verständnis werden der geschichtliche Hintergrund, die geographischen, sozialen, politischen und religiösen Verhältnisse, und wenn nötig die Grenzgebiete der verwandten Hilfswissenschaften der Archäologie, Naturkunde, Medizin, Philosophie u. a. weit eingehender und sorgfältiger als früher berücksichtigt. Ebenso finden auch die auf die Kritik des Textes und seines Inhaltes bezüglichen Fragen unter allseitiger Verwertung der geleisteten Spezialarbeit eine tiefergehende und gründlichere Behandlung.

Für die vollkommener Erreichung des vorgesteckten Zieles war es von grosser Bedeutung, dass besonders die ungeahnten Fortschritte der Technik den Kreis der zur Verfügung stehenden Mittel weit über die bisherigen Grenzen ausdehnte. Schon durch die grosse Erleichterung der Verbindungen mit allen Ländern war es auch dem wissenschaftlichen Forscher möglich, die Schätze vieler früher fast unzugänglicher Bibliotheken und Archive nach neuem Quellenmaterial zu untersuchen. Die Anwendung der Photographie auf die Handschriftenkunde gestattete es sodann, die sämtlichen für den Text wichtigen Zeugen in vollkommen getreuen Kopien in bequemster Form auf dem Studiertisch des Gelehrten zu vereinigen. Dabei konnten in manchen Fällen die Schriftzeichen und alle etwaigen Änderungen des Textes in der photographischen Wiedergabe noch deutlicher er-

kennbar werden als selbst im Original. Ein ganz neues Feld wurde der Forschung erschlossen durch die Entzifferung der sogenannten Palimpseste, bei denen es durch sachgemässe Anwendung von chemischen Reagentien gelang, den ursprünglichen, durch spätere Ausradierung und Überschreibung unkenntlich gewordenen Text wieder lesbar zu machen. Gleichzeitig förderte die Untersuchung der verschiedenen Schreibmaterialien und aller das alte Schriftwesen betreffenden Fragen in hohem Masse das Urteil über Alter und Herkunft der einzelnen Textzeugen.

Dazu kamen die erst durch die Forschungen und Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte und durch die Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilinschriften zutage geförderten und dem wissenschaftlichen Studium zugänglich gemachten reichen Schätze des alten Orients. Dieselben Forschungen zugleich mit zahlreichen öffentlichen und privaten Unternehmungen, Studienreisen und sorgfältigen topographischen Aufnahmen boten auch ein überaus mannigfaltiges, neues Material für die Kenntnis des Schauplatzes der hl. Geschichte und seiner Verhältnisse.

So werden wir es mit aufrichtigem Danke anerkennen müssen, dass die wissenschaftliche Arbeit der letzten Zeit auch auf dem Gebiete der Evangelienforschung mit vielen und belangreichen Ergebnissen den wahren Fortschritt unserer Kenntnisse gefördert hat. Die Zahl der Handschriften, die uns für das Studium des Textes zur Verfügung stehen, ist auf viele Tausende angewachsen. Hochbedeutsame, alte Übersetzungen, von deren Existenz man kaum eine Ahnung hatte, wie z. B. die altsyrische Evangelienübersetzung vom Sinaikloster und die verschiedenen koptischen Texte und Papyrusfragmente aus dem alten Ägypten, kann der Gelehrte jetzt in mustergültigen Ausgaben zur Hand nehmen. Die alten Denkmäler der Überlieferung, die Kommentare der heiligen Väter, die Apokryphen stehen ihm in kritischen, genau nach den Quellen bearbeiteten und um viele Stücke bereicherten Veröffentlichungen zur Verfügung. Die Malereien der Katakomben und die übrigen Werke der altchristlichen Kunst die in mancher Hinsicht auch auf die Evangelien ihr Licht werfen, sind ihm in sorgfältiger und zuverlässiger Wiedergabe zugänglich gemacht worden. Dazu hat die neutestamentliche Philologie, die Geschichtswissenschaft, die Geographie und Archäologie für manche Rätsel des Textes eine neue und wohlbe-

gründete Lösung geboten. Auch für die Beurteilung der Entstehung der Evangelien und in gewisser Hinsicht selbst ihrer Glaubwürdigkeit ist die neuere Kritik, wie wir sehen werden, zu manchen erfreulichen Ergebnissen gelangt, die wir im Interesse der Wahrheit und vom Standpunkt der Überlieferung aus voll und ganz anerkennen müssen.

Mehr als töricht wäre es daher, wenn wir den wirklichen und grossen Fortschritt der modernen kritischen Forschung in Zweifel ziehen wollten.

19. Leugnung des Übernatürlichen. Mehr als töricht wäre es aber auch, wenn wir in diesem modernen Fortschritt zugleich eine Annäherung an den gläubigen Standpunkt in der Erklärung der Evangelien erkennen wollten. Ebenso unentwegt wie Celsus und Porphyrius, wie Spinoza, Lessing und Reimarus, wie Paulus, Strauss, Baur und die Tübinger Schule, halten auch unsere neueren kritischen Forscher an der vollständigen Leugnung des Übernatürlichen fest.

Allerdings rühmt man es, gerade mit Rücksicht auf den übernatürlichen Wundercharakter der Erzählungen des Evangeliums, mit Adolf Harnack als „einen grossen Fortschritt, den die geschichtliche Wissenschaft im letzten Menschenalter gemacht hat, dass sie jene Erzählungen verständnisvoller und wohlwollender zu beurteilen gelernt hat und daher auch Wunderberichte als geschichtliche Quellen zu würdigen und zu verwerten vermag“ (Das Wesen des Christentums S. 16).

Worin dieser grosse Fortschritt der geschichtlichen Wissenschaft im letzten Menschenalter in bezug auf das Wunderproblem bestehen soll, kann man aus den etwas dunklen Andeutungen, die Harnack den 500 Studierenden aller Fakultäten „zu eigener Entwicklung“ vorlegte, nicht so deutlich entnehmen als aus den Worten Ernst Bernheims, der in seinem klassischen Lehrbuch der historischen Methode die Wunderberichte mit besonderer Berücksichtigung der Wunder des heiligen Bernhard kurz streift (3 S. 328f): „... Was wird uns in all diesen Fällen denn eigentlich bezeugt? Gewisse Vorgänge, welche die Berichterstatte für wunderbare halten. An der Tatsächlichkeit der Vorgänge an sich ist in dem Falle des heiligen Bernhard und in hundert anderen Fällen gar nicht zu zweifeln, und niemand kann daran zweifeln wollen, der das Mittelalter verstehen will, sei er

wes Glaubens er will. Was man bezweifeln kann, ist nur die Auffassung und Beurteilung dieser Vorgänge als wunderbarer. Wenn wir das tun, d. h. uns in der Beurteilung der erzählten Tatsache auf Grund unserer abweichenden Anschauungen und Kenntnisse von dem Urteil der Berichterstatter emanzipieren, so tun wir gar nichts anderes als das, wozu wir uns überall methodisch berechtigt halten, wo es sich um die Kritik und Interpretation von Autoren handelt. Wir würden diese Berechtigung nur überschreiten, sobald wir die unanfechtbar bezeugten Tatsachen selber in Zweifel zögen. . . In methodischer Hinsicht verfährt Hüffer (in der Behandlung der Wunder des heiligen Bernhard) hiermit ganz ebenso wie wir, wenn wir auf Grund unserer Anschauungen uns noch weiter von dem Urteil der Berichterstatter emanzipieren und die Tatsachen, die diese als Wunder auffassen, soweit sie nicht als Betrug gelten können, mit Hilfe der Psychologie und Medizin als natürliche Vorgänge gewisser nervöser Erscheinungen erklären, ohne die Tatsächlichkeit an sich zu bezweifeln“.

So zeichnet Professor Bernheim den Standpunkt der heutigen kritischen Geschichtsforschung gegenüber den Wunderberichten. Wir gehen nicht irre, wenn wir in diesen Ausführungen seines Lehrbuches, das allgemein als grundlegend für die historisch-kritische Methode anerkannt wird, auch die grundsätzliche Stellung der modernen Kritik gegenüber den Wundererzählungen des Evangeliums ausgedrückt finden.

Da wird uns aber zunächst eines klar sein: von einem Fortschritt der modernen Geschichtswissenschaft im letzten Menschenalter kann in dieser grundsätzlichen Stellung durchaus nicht die Rede sein. In bezug auf den Hauptpunkt, nämlich die Unterscheidung zwischen der Tatsächlichkeit der Vorgänge und dem Urteil der Berichterstatter, fanden wir schon den alten Paulus vor mehr als hundert Jahren genau auf demselben Fleck stehen. Auch aus seinem Munde vernahmen wir schon „die oft anwendbare Regel, dass immer die erzählte Tatsache von dem erzählten Urteil der Teilhabenden wohl zu unterscheiden ist“.

Ebensowenig besteht der geringste Fortschritt hinsichtlich der Anschauungen, auf Grund deren diese Regel damals wie heute aufgestellt wurde und wird. Es sind genau dieselben dogmatischen Voraussetzungen, mit denen schon Celsus und Por-

phyrius gegen den christlichen Offenbarungsglauben ankämpften, dieselben Theorien, denen wir bei allen Gegnern der Evangelien zu allen Zeiten begegnen. „Durchbrechung des Naturzusammenhangs ist unmöglich“, erklärte Celsus vor mehr denn 1700 Jahren, und denselben alten Grundsatz verkündet zu Beginn unseres Jahrhunderts Professor Adolf Harnack: „Wir sind der unerschütterlichen Überzeugung, dass, was in Raum und Zeit geschieht, den allgemeinen Gesetzen der Bewegung unterliegt, dass es also in diesem Sinn, d. h. als Durchbrechung des Naturzusammenhangs, keine Wunder geben kann“. „Der Naturzusammenhang ist unverbrüchlich; aber die Kräfte, die in ihm tätig sind, kennen wir längst noch nicht alle“ (Wesen des Christentums S. 17. 18).

Die gleiche unerschütterliche Überzeugung, die nicht bloss jedes wirkliche Wunder, sondern ebenso die ganze übernatürliche Offenbarung zurückweist, wird von allen modernen Evangelienkritikern als Hauptgrundsatz festgehalten. Ein Beweis für diesen Grundsatz wird nicht angeführt. Die allerwenigsten Kritiker haben sich überhaupt jemals, wie Charles de Smedt bemerkt, in ernster, wissenschaftlicher Weise mit der Wunderfrage beschäftigt.

Wie wenig übrigens die von Bernheim angedeutete moderne Erklärung der Wunderberichte dem einfachen Wortlaute der Evangelien gerecht werden kann, brauchen wir hier nicht des weiteren auszuführen. Die Theorie lässt uns ganz im Stiche in allen Fällen, die wir weder als Betrug, noch auch „mit Hilfe der Psychologie und Medizin als Vorgänge gewisser nervöser Erscheinungen erklären können“. Dahin gehören z. B. die von Augenzeugen durchaus glaubwürdig berichteten Naturwunder Jesu. Und was will der Psychologe oder Mediziner mit den Heilungen von Aussätzigen oder mit den Totenerweckungen anfangen?

Es lässt sich auch nicht leugnen, dass in dieser ganzen Frage des Übernatürlichen der oft gerügte Mangel an Voraussetzungslosigkeit nicht auf seiten des Wunderglaubens zu finden ist, der historisch unanfechtbare Berichte auch bei einem Wunder als glaubwürdig anerkennt, sondern auf seiten jener Wunderscheu, die ihre philosophischen Voraussetzungen von der angenommenen, aber nicht bewiesenen Unmöglichkeit eines Wunders unberech-

tigterweise in die historische Untersuchung hineinträgt. Auch hier liegt wieder der Fall vor, dass sich nicht „ihr Systema nach der Geschichte, sondern die Geschichte nach ihrem Systema richten muss“.

20. Natürliche Entwicklung. Den tieferen Grund für die Leugnung der ganzen übernatürlichen Ordnung finden wir bei der modernen „historisch-kritischen“ Schule in dem Grundsatz, der zunächst von Darwin und seinen Schülern für das Gebiet der Naturwissenschaften aufgestellt wurde und dann bei den modernen Kritikern auch Anwendung auf die Geschichte und die Religion fand. Es ist das Prinzip der natürlichen Entwicklung.

„Was in Raum und Zeit geschieht, unterliegt den allgemeinen Gesetzen der Bewegung“, erklärt Harnack. Nach diesen allgemeinen Gesetzen sehen wir im ganzen Bereich der sichtbaren Schöpfung alles in allmählicher Entwicklung. Wie das Weltall und unsere Erde die verschiedenen Stufen in ihrer Bildung zu durchlaufen hatten, so können wir auch im Mineral-, Pflanzen- und Tierreich und auch beim Menschen überall diesen gleichen Prozess nachweisen. Mit den nötigen Einschränkungen ist dieses Grundprinzip gewiss als berechtigt anzuerkennen.

Die Kritik lässt aber die notwendigen Grenzen dieser Entwicklung ausser acht. Sie glaubt sich berechtigt zu der Annahme, dass auch das religiöse Gebiet dem gleichen Gesetz der Entwicklung unterworfen sei. Jede Religion soll durch die natürliche Entfaltung der dem Menschen innewohnenden Kräfte entstanden sein, ohne irgendwelche Dazwischenkunft eines über der natürlichen Ordnung stehenden Wesens. Auch der Ursprung des Christentums wird ohne jede übernatürliche Offenbarung als eine rein menschliche Entwicklung aus der jüdischen Religion und der griechischen Philosophie zu erklären gesucht.

Mit der Anwendung dieses Entwicklungsprinzips auf unsere Evangelien ist der völlige Bruch mit der ganzen gläubigen Erklärung derselben als notwendige Folge von selbst gegeben. Die Lehren von dem dreieinigen Gott, von der Gottheit Christi, von der Menschwerdung, dem erlösenden Werte des Kreuzestodes gehören ebensowenig wie Wunder und Weissagungen in das ursprüngliche Evangelium hinein. Dieses anfängliche Evangelium Christi hat sich erst allmählich in seinem Übergang auf die ersten christlichen Gemeinden und durch die theologische Speku-

lation der Schulen des Paulus und Johannes zu dem späteren Evangelium der Kirche mit seiner Offenbarung, seinen Geheimnissen, seinen Wundern und Weissagungen entwickelt.

Von diesem philosophischen Grundsatz der heutigen rationalistischen Weltanschauung ist die ganze Evangelienkritik der historisch-kritischen Schule beeinflusst. Ihre Arbeit geht darauf hinaus, im heutigen Text unserer Evangelien die ursprünglichen Lehren und Tatsachen von den Zutaten der späteren Überlieferung zu trennen, den geschichtlichen, rein natürlichen Kern aus der ungeschichtlichen und legendären, weil übernatürlichen und wunderbaren Schale zu scheiden. So meint man auch diese übernatürlichen Berichte als geschichtliche Quellen verständnisvoller würdigen und verwerten zu können.

Dabei lässt sich auch diese moderne kritische Schule geradeso wie alle früheren Gegner der Evangelien nicht durch äussere, geschichtliche Beweise, sondern hauptsächlich und in vielen Stücken ausschliesslich durch innere Gründe sowohl in der Beurteilung der Quellen selbst, als auch in der Würdigung der in ihnen berichteten Begebenheiten und Lehren leiten.

Deshalb kann aber auch diese moderne Kritik ebensowenig wie die früheren rationalistischen Versuche eine wirklich wissenschaftliche und befriedigende Erklärung der Evangelien bieten. Denn es ist klar, dass die rein inneren Gründe grösstenteils starker Beeinflussung durch die subjektive Auffassung der einzelnen Kritiker unterliegen. Es fehlt dieser historisch-kritischen Methode an jedem einwandsfreien, objektiven Masstab, wie er zu einer geschichtlichen und sachlichen Beurteilung der Denkmäler der Vergangenheit unbedingt gefordert werden muss.

§ 2. Die moderne Kritik und der Ursprung der Evangelien

21. Rückläufige Bewegung zur Tradition. In der Frage über den Ursprung der Evangelien befindet sich die moderne Kritik unleugbar, nach einem Ausspruche Adolf Harnacks, in einer „rückläufigen Bewegung zur Tradition“.

Bis zum Auftreten des Urhebers der Mythentheorie war die einstimmige Lehre der kirchlichen Überlieferung über die Entstehung unserer Evangelien, wie wir gesehen haben, ganz all-

gemein festgehalten worden. Strauss wollte diese ehrwürdigen Schriften durch einen Machtspruch seiner Kritik in das zweite Jahrhundert versetzen, und die Tübinger Schule hat sich diesem Machtspruch gebeugt, wenn sie auch die Ludwigsburger Mythen durch ihre Tendenzkritik zu beseitigen suchte.

Das grosse Ansehen, dessen sich Strauss und Baur in den gelehrten Kreisen erfreuten, macht es begreiflich, dass diese Leugnung des apostolischen Ursprungs der Evangelien für einige Zeit die Herrschaft in den verschiedenen Schulen behauptete. Allmählich setzte aber eine neue kritische Prüfung der Voraussetzungen dieser Leugnung ein. Die gründlichere Erforschung der hellenistischen Sprache der Evangelien, die Untersuchung aller Denkmäler der Überlieferung, die aus dem christlichen Altertum erhalten sind, die Vergleichung aller geschichtlichen Tatsachen über den sozialen, politischen und religiösen Hintergrund der evangelischen Darstellung brachte jene herrschende Meinung immer mehr ins Wanken. Die Prüfung dieser philologischen, literarischen und historischen Momente bestärkte immer weitere kritische Kreise in der Überzeugung, dass unsere kanonischen Evangelien ganz und gar in den Kreis des ersten Jahrhunderts hineingehören.

Damit war der Rückweg zur Tradition betreten. Bereits vor zwanzig Jahren konnte man als die von den meisten bevorzugte Lösung der Frage über die Abfassungszeit der Evangelien die Angabe Harnacks bezeichnen, dass Markus zwischen 65 und 70, Matthäus zwischen 70 und 75, Lukas zwischen 78 und 93 n. Chr. geschrieben habe. Für Johannes blieb man bei dem Ende des ersten oder dem Anfange des zweiten Jahrhunderts, ungefähr in Übereinstimmung mit der Zeitangabe der Tradition, stehen.

Aber diese Datierungen der drei ersten Evangelien bezeichneten erst den Anfang der rückläufigen Bewegung. Etwas voreilig waren dieselben schon von katholischen Gelehrten als „bis auf einige Jahre“ richtig erklärt worden.

Kaum zehn Jahre später ist einer der ersten Führer der modernen historisch-kritischen Schule, der schon wiederholt erwähnte Berliner Professor Adolf Harnack, der Tradition schon wieder bedeutend näher gerückt. Seine kritischen Untersuchungen setzten im Jahre 1907 gerade bei dem Evangelium ein, bei dem er sich im Jahre 1897 noch am weitesten von der überlie-

ferten Zeit der Entstehung entfernt hatte, nämlich bei dem Lukasevangelium. Ausgehend von der sprachlichen Prüfung des zweiteiligen lukanischen Werkes, des Evangeliums und der Apostelgeschichte, führte er den überzeugenden Nachweis, dass beide Teile mit ihrem ganzen Inhalt von einem Verfasser stammen, und dass sich kein stichhaltiger Grund gegen die Angabe der Tradition anführen lasse, dieser Verfasser sei der Arzt Lukas aus Antiochien, der Schüler des Apostels Paulus.

Hinsichtlich der Zeit der Abfassung dieses Geschichtswerkes findet derselbe Kritiker, trotz einiger Bedenken, es doch am wahrscheinlichsten, für die Apostelgeschichte bei dem durch die letzten Verse der Schrift klar angedeuteten Zeitpunkt vor dem Ende der (ersten) römischen Gefangenschaft des Paulus, d. h. etwa beim Jahre 63 n. Chr., stehen zu bleiben. Das dritte Evangelium ist aber der Apostelgeschichte wenigstens noch um das eine oder andere Jahr vorausgegangen. Wir dürften als seine Entstehungszeit also etwa das Jahr 60 betrachten.

Man hat auch schon aus der Schule Harnacks heraus darauf hingewiesen, dass sich aus dieser Zeitbestimmung des dritten Evangeliums sehr weittragende Folgerungen für die Entstehungszeit der beiden ersten Evangelien ergeben. Denn auch nach der Ansicht Harnacks sind die Schriften des Matthäus und Markus noch vor dem Geschichtswerke des Lukas entstanden. Nehmen wir auch nur wenige Jahre an, so kommen wir damit doch schon für diese beiden Evangelien in die Zeit zwischen 50 und 60 n. Chr.

Die Kritik ist damit in ihrer rückläufigen Bewegung schon fast ganz wieder bei den Angaben der Tradition angelangt.

Es kommt noch hinzu, daß die drei synoptischen Evangelien nach der Anschauung der Kritiker teils aus einer grossen gemeinsamen Quelle, teils aus eigentümlichen Sonderquellen geschöpft haben. Die Abfassung dieser Quellenschriften muss wiederum den Evangelien selbst wenigstens um einige Jahre vorausgegangen sein. Wir müssten sie also etwa in die Zeit zwischen 40 und 50 n. Chr. versetzen, d. h. in das zweite Jahrzehnt nach dem Tode Jesu, in welchem nach der gewöhnlichen Auffassung der Überlieferung mindestens auch die aramäische Urschrift unseres kanonischen griechischen Matthäusevangeliums entstanden ist.

So hat der Kampf des Unglaubens gegen unsere Evangelien

wenigstens in dieser bedeutsamen Frage über ihre Entstehungszeit im letzten Jahrzehnt zu einer herrlichen Rechtfertigung der Tradition geführt. Mögen auch längst nicht alle Kritiker mit diesen Aufstellungen einverstanden sein, die eben äusserst unbequeme Folgerungen für ihren kritischen Standpunkt enthalten: wir dürfen uns doch dieses Triumphes der kirchlichen Überlieferung freuen, der von so hoher und auch nach kritischem Urteil durchaus kompetenter Seite ganz offen anerkannt wird.

22. Die Echtheit der drei ersten Evangelien. Die Freude über diese Anerkennung ist um so berechtigter, weil die Schwierigkeiten der rationalistischen Kritik gegenüber unseren Evangelien durch dieses historisch-kritische Zugeständnis ganz ausserordentlich gewachsen sind.

Wir sehen dies zunächst schon mit Rücksicht auf die Echtheit der drei ersten Evangelien. Noch vor 20 Jahren konnte man bei der Datierung der drei Synoptiker zwischen 65 und 93 n. Chr. über diese Frage vom kritischen Standpunkt aus leichter hinweggehen. An den Apostel Matthäus als Verfasser des ersten Evangeliums war in den Jahren 70—75 kaum zu denken, und ebensowenig an Lukas für das dritte Evangelium zwischen 78 und 93. Höchstens blieb noch für Markus und das zweite Evangelium zwischen 65 und 70 eine gewisse Möglichkeit oder auch Wahrscheinlichkeit übrig. Die Hauptsache war aber, dass man mit dieser späten Ansetzung der drei Schriften über die Zeit der ersten Generation nach Jesu Tod und über die Periode der noch lebenden Augenzeugen der berichteten Ereignisse schon ziemlich hinauskam. Die Berichte konnten bei ihrem Durchgang durch die christliche Gemeinde als Trägerin der mündlichen Überlieferung nach der Meinung der Kritiker leicht kleinere und grössere Veränderungen erlitten haben. Selbst manche katholische Gelehrte glaubten damals schon, wiederum etwas voreilig, in dieser Hinsicht der Kritik einige Zugeständnisse machen zu müssen, und das ganze System Alfred Loisy's geht hinsichtlich der Evangelien mehr oder weniger von diesen damaligen Annahmen der historisch-kritischen Schule aus.

Aber diese Annahmen sind heute schon zum guten Teil wieder veraltet. Für das dritte Evangelium wird die Echtheit ganz im Sinne der Tradition auch von der Kritik, wie wir gesehen haben, als sicher verteidigt. Auch die Abfassung des zweiten Evan-

geliums durch Markus begegnet kaum noch ernstlichen kritischen Bedenken. Gerade die genauere Prüfung des Textes hat dabei auch der Annahme der Überlieferung immer mehr Ansehen und Anerkennung von seiten der rationalistischen Wissenschaft gebracht, dass wir mit vollem Rechte an Petrus als Hauptgewährsmann des Markus ebenso wie an Paulus als Bürgen für Lukas festzuhalten haben. Schliesslich ist man bei der Datierung des ersten Evangeliums in der Zeit zwischen 50 und 60 auch nicht mehr so sehr abgeneigt, an Matthäus als Urheber zu denken. Wenigstens für die aramäische Urschrift dieses Evangeliums kann auch nach der Meinung mancher Kritiker kaum ein anderer als Verfasser in Betracht kommen.

Sind aber unsere drei ersten kanonischen Evangelien wirklich von den Männern verfasst, denen die Tradition sie zuschreibt, dann ist die ganze Lage im Kampfe gegen das Evangelium mit einem Schlage ganz bedeutend zugunsten der gläubigen Verteidiger der Überlieferung verändert. Sind es Augenzeugen, auf die unsere evangelischen Erzählungen zurückgehen, ist es die erste Generation nach dem Tode Christi, der diese Männer die Geschichte Jesu erzählen, dann erheben sich von allen Seiten die schwierigsten „psychologischen und historischen Probleme“ bei der Erklärung ihrer Berichte. Aber die Probleme mit ihren schier unlösbaren Schwierigkeiten heischen eine Lösung nicht von seiten der gläubigen Erklärer, für die sie gar nicht existieren, sondern von seiten der rationalistischen Kritiker, die sich vergebens ihrer zu erwehren suchen.

Wir werden bald, bei der Erörterung der Glaubwürdigkeit der Evangelien, die Beweise dafür kennen lernen.

23. Die Echtheit des Johannesevangeliums. Der Kampf der ungläubigen Kritik gegen unsere Evangelien hat zu allen Zeiten mit besonderer Heftigkeit gegen das vierte Evangelium gewüthet. Auch im letzten Jahrhundert hatte namentlich Strauss in den beiden ersten Auflagen seines „Lebens Jesu“ die Echtheit desselben entschieden geleugnet. Wie wenig er aber selbst von der Beweiskraft seiner eigenen Gründe überzeugt war, zeigt die Tatsache, dass ihm schon drei Jahre später bei der dritten Auflage seine Zweifel über diese Echtheit wieder zweifelhaft wurden, obwohl er bald nachher bei der vierten Auflage wieder zur vollen Leugnung zurückkehrte.

Auch im Kampfe der heutigen historisch-kritischen Schule spielt diese Leugnung eine grosse Rolle. Den Grund der fast einmütigen Bestreitung der Echtheit des Johannesevangeliums hat uns einer aus der Mitte der Kritiker selbst mit seltener Offenheit angegeben: jener heftige Streit, meint Otto Schmiedel, „ist nicht verwunderlich, denn es ist dies zugleich der Kampf um die Gottheit Christi“. Verwunderlich muss es uns ebendeshalb nur sein, dass sogar bei dieser Frage katholische Kreise den Kritikern Gefolgschaft leisteten.

Für die Stellungnahme der historisch-kritischen Schule gegenüber der Echtheit des vierten Evangeliums ist wiederum das Vorgehen Adolf Harnacks sehr bezeichnend. In seinen Vorlesungen über „das Wesen des Christentums“ erklärte er den 500 Studierenden aller Fakultäten mit voller Zuversichtlichkeit, dass die angebliche Schrift des Liebesjüngers aus dem Kreise der Quellen des Lebens Jesu unbedingt auszuschneiden sei: „Insonderheit darf das vierte Evangelium, welches nicht von dem Apostel Johannes herrührt und herrühren will, als eine geschichtliche Quelle im gemeinen Sinne des Wortes nicht benutzt werden“ (S. 13).

Man sollte glauben, wer mit solchen zuversichtlichen Behauptungen vor ein Publikum tritt, dem jede Möglichkeit einer Prüfung derselben abgeht, der müsse doch wenigstens für eine Sache eintreten, gegen die kein begründeter Widerspruch sich erheben lasse. Aber nicht nur steht hier die ganze christliche Vergangenheit den kühnen Behauptungen in klarster und entschiedenster Weise entgegen: auch in der Gegenwart finden solche Ansichten über das Johannesevangelium bei Katholiken wie Protestanten den heftigsten Widerspruch. Trotz der Autorität von Gegenwart und Vergangenheit seine Meinung in einer so schwerwiegenden Sache in der allerbestimmtesten Form einem solchen Hörerkreis als einzig massgebend hinzustellen, ohne auch nur die Möglichkeit einer entgegenstehenden Ansicht anzudeuten, muss in der Tat als Kühnheit und Anmassung bezeichnet werden, die nur in der Überschätzung der eigenen Autorität irgend welche Erklärung finden kann.

Sind denn für die Verwerfung des vierten Evangeliums von Harnack so gewichtige Beweisgründe vorgelegt worden, dass er sich auch über den lautesten Widerspruch ohne weiteres hin-

wegsetzen durfte? In den angeführten Vorlesungen finden wir keine Beweise, sondern eben nur zuversichtliche Behauptungen. Suchen wir die Gründe dort, wo Harnack die Frage eingehend behandelt, in seiner „Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius“ (2, 1, 656—680), so finden wir da zunächst eine gelehrte Erörterung der äusseren Zeugnisse mit dem Ergebnis, dass schon Iustin um 155—160 das vierte Evangelium wahrscheinlich für apostolisch-johanneisch gehalten hat und dass sich eigentlich nichts Entscheidendes dagegen vorbringen lässt. Da muss also die „innere“ Kritik einsetzen, und die soll den nichtapostolischen Ursprung dartun. Der Hauptgrund dafür lautet wörtlich: „Der Abschnitt Joh 21, 20—23 setzt den Tod des Jüngers, den der Herr lieb hatte, augenscheinlich voraus; anderseits kann man ihn nicht aus dem 21. Kapitel herausbrechen. Dieses 21. Kapitel aber zeigt keine andere Feder als die, welche Kap. 1—20 geschrieben hat. Damit ist wiederum erwiesen, dass der Schreiber von Kap. 21, und somit auch der von Kap. 1—20, nicht der Zebedäide sein kann, dessen Tod eben vorausgesetzt ist“ (S. 676). Wenn wir fragen, weshalb denn der angeführte Abschnitt Joh 21, 20—23 den Tod des Zebedäiden voraussetzen soll, so lautet die einzige Antwort darauf: sonst hätte Jesus in seiner Erwiderung an Petrus: „*Ich will, dass er so bleibe, bis ich komme*“ einen Blick in die Zukunft tun und den ferneren Lebenslauf des Apostels voraussehen müssen. Das kann aber der ungläubige Kritiker nicht zugeben, weil er die Gottheit Christi und seine Allwissenheit leugnet. Darin liegt der einzige Grund und der einzige Beweis für seine Bestreitung des apostolischen Ursprungs des vierten Evangeliums. Mag er dann auch mit Nachdruck beifügen: „Wie man diesen Tatbestand nicht zu sehen oder in Abrede zu stellen vermag, ist mir unverständlich“: sein Beweisgrund bleibt trotzdem völlig hinfällig und nichtig.

Es ist ganz dieselbe, wohl zu beachtende Erscheinung, das gleiche, vorurteilsvolle und unwissenschaftliche Vorgehen, das wir auch an anderen Stellen des nämlichen hochgefeierten Werkes oft genug gewahren.

Doch nicht genug, dass Harnack mit seinen so kühn und zuversichtlich vorgetragenen Behauptungen über den nichtapostolischen Ursprung des vierten Evangeliums auf einer so kläglich und unsäglich schwachen und morschen Grundlage steht:

er hätte doch wenigstens seinen Hörern bei jenen Vorlesungen eine Andeutung über seine eigene Unsicherheit hinsichtlich der vorgetragenen Lösung des johanneischen Problems geben müssen. Es wäre dies umso mehr seine Pflicht gewesen, als die allermeisten von den 500 Studenten, denen er seine Sätze vorlegte, sicherlich kaum eine Ahnung von der Schwierigkeit dieser Frage gehabt haben. Hätte er ihnen nur etwas gesagt von seiner Ungewissheit betreffs der „schweren Rätsel, welche die johanneischen Schriften selbst und ihre früheste Geschichte umfliessen“, hätte er ihnen im Jahre 1899 nur seine eigenen Worte von 1897 wiederholt: „Ich habe immer wieder mit verschiedenen möglichen Lösungsversuchen das Problem zu bezwingen versucht, aber sie führten in grössere Schwierigkeiten, ja verwickelten in Widersprüche“ (aaO. S. 678), so würden sie doch wenigstens das Verdammungsurteil über das vierte Evangelium mit einigem Vorbehalt aufgenommen haben und wären vor allzu blinder Zustimmung zu diesem Urteil gewarnt worden. Aber nichts von alledem finden wir in den Vorlesungen von 1899. Statt dessen nur die ganz uneingeschränkte Versicherung, dass das vierte Evangelium „nicht von dem Apostel Johannes herrührt und herrühren will“. Dass er die „schweren Rätsel“, die dieses Evangelium gerade wegen der Leugnung seines apostolischen Ursprunges dem Kritiker aufgibt, auch viel später noch in ihrer ganzen Schärfe empfand, sehen wir aus einer gelegentlichen Äusserung einer seiner Schriften aus den letzten Jahren. Im Hinblick auf die nur im vierten Evangelium berichteten Abschiedsreden Jesu, die so ganz den Stempel des wirklich Geschehenen und Selbsterlebten tragen und in dem Erzähler klar den Augenzeugen erkennen lassen, redet Harnack dort von den schweren „psychologischen und geschichtlichen Problemen“, die der kritischen Forschung hier ungelöst entgegentreten.

Freilich, die einzige befriedigende Lösung setzt die gläubige Annahme der Gottheit des Erlösers voraus, für die der vierte Evangelist so entschieden Glauben verlangt. Zu diesem Glauben ist aber leider die kritische Wissenschaft unserer Tage nicht mehr bereit.

§ 3. Die moderne Kritik und die Glaubwürdigkeit der Evangelien

24. Kritische Schwierigkeiten. Aus der Anerkennung der Entstehungszeit und des apostolischen Ursprungs der Evangelien in Übereinstimmung mit den Angaben der kirchlichen Überlieferung muss sich notwendig eine Bestätigung der Glaubwürdigkeit der evangelischen Darstellung ergeben, auch wenn wir die Schriften der Evangelisten nur als rein menschliche Quellen der Geschichte Jesu betrachten wollten. Denn es ist ja klar, dass ihre Erzählungen eine ganz andere Beachtung und eine viel höhere Bewertung verdienen, wenn sie noch der ersten christlichen Generation angehören und zum Teil Augenzeugen der berichteten Ereignisse waren, oder ihr Wissen doch unmittelbar von Augenzeugen ableiteten, als wenn sie durch viele Jahrzehnte von diesen Geschehnissen getrennt wären und ihre Berichte aus der mündlichen Überlieferung Fernstehender hätten schöpfen müssen.

Auch die heutigen Kritiker können sich dieser Erkenntnis nicht verschliessen. Wir können daher bei den meisten die erfreuliche Tatsache feststellen, dass ihr Urteil auch über die Glaubwürdigkeit der Evangelien in vielen Stücken weit wohlwollender und der kirchlichen Auffassung günstiger lautet, als es zur Zeit der Hauptangriffe gegen die Evangelien im letzten Jahrhundert der Fall war. Ganz übereinstimmend ist daher die moderne Kritik zu einer entschiedenen Ablehnung der Grundlagen und Voraussetzungen all dieser Hauptangriffe eines Reimarus, Paulus, Strauss, Baur, Renan gelangt. „Vor sechzig Jahren“, sagt Harnack, „glaubte David Friedrich Strauss die Geschichtlichkeit auch der drei ersten Evangelien fast in jeder Hinsicht aufgelöst zu haben. Es ist der historisch-kritischen Arbeit zweier Generationen gelungen, sie in grossem Umfange wiederherzustellen“. „Die Voraussetzungen der Baurischen Schule nun sind“, erklärt derselbe Wortführer der Kritik, „man kann fast sagen allgemein aufgegeben.“ Und der Baseler Professor Paul Wernle bestätigt diese Ablehnung: „Dass der grossartige Versuch Chr. F. Baur, in den ältesten urchristlichen Partiekämpfen die Motive für die Entstehung und Umbildung unserer vier Evangelien zu finden, vollständig gescheitert ist, bedarf heute nicht mehr des Beweises“.

Zu dieser Verwerfung der früheren Systeme kommt auch die positive Anerkennung zunächst der Wahrhaftigkeit unserer Evangelisten hinzu. „Selbstverständlich“, versichert derselbe Baseler Theologe, „wollen sie (die Evangelisten) Wahrheit erzählen, aber im Glauben ergriffene und zur Erweckung des Glaubens bestimmte Wahrheit“.

Noch viel weiter gehen manche andere Kritiker in der Anerkennung der Geschichtlichkeit des Lukas, der ihnen im allgemeinen als ein sorgfältig nach den besten Quellen und in der Apostelgeschichte auch teilweise als Augenzeuge erzählender Historiker gilt. Ebenso wird bei Markus die Zuverlässigkeit der auf Petrus zurückgehenden Berichte unumwunden zugegeben. Selbst beim Matthäusevangelium, das wegen seiner allzu offensichtlichen echt katholischen Färbung im allgemeinen bei den Kritikern weniger in Achtung steht, lässt sich doch bei der Anerkennung seines hohen Alters und seiner vorzüglichen Quellen der geschichtliche Wert in vielen Erzählungen nicht bestreiten. Nur das Johannesevangelium kommt noch immer am schlechtesten weg; denn ein Zugeständnis hinsichtlich seines historischen Charakters würde den kritischen Anschauungen allzu grosse Schwierigkeiten bereiten.

Doch an kritischen Schwierigkeiten mangelt es auch schon bei der teilweisen Anerkennung der geschichtlichen Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelien nicht. Diese Schwierigkeiten geben aber nur der Kritik zu denken und zu schaffen, nicht den gläubigen Verteidigern des Evangeliums.

Schon vor zwanzig Jahren, als Harnack sich noch mit der Ansetzung der drei synoptischen Evangelien zwischen 65 und 93 n. Chr. begnügte, hielt ihm ein holländischer Theologe die Bemerkung entgegen: „Wer den Rahmen, in welchem die Tradition die altchristlichen Urkunden angesetzt hat, anerkennt, verzichtet darauf, eine natürliche Geschichte des Urchristentums zu zeichnen, und ist gezwungen, an eine supranaturale zu glauben.“ Der Berliner Kritiker konnte ihm nur die äusserst schwache Ausflucht entgegenhalten: „Warum sollen 30–40 Jahre nicht ausgereicht haben, um den geschichtlichen Niederschlag in bezug auf die Worte und Taten Jesu zu erzeugen, den wir in den synoptischen Evangelien finden?“ (Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius 2, I S. X). Er meinte da-

mals, noch wenigstens 30–40 Jahre zwischen dem Tode Jesu und der Abfassung des ersten synoptischen Evangeliums zur Verfügung zu haben und glaubte in diesem Zeitraum den Entwicklungsprozess aus rein natürlichen Tatsachen zu dem in den Evangelien vorliegenden, durchaus übernatürlichen „geschichtlichen Niederschlag“ unterbringen zu können. Schon dieser Zeitraum schien dem ruhig abwägenden Holländer für einen solchen schwierigen und langsamen Prozess ebenso wenig zu genügen, wie einem Strauss, Baur und den übrigen älteren Kritikern.

Aber mit 30–40 Jahren kann Harnack und seine Schule vom eigenen kritischen Standpunkt aus schon gar nicht mehr rechnen. Hat Lukas um das Jahr 60, und zwar als letzter der Synoptiker, sein Evangelium verfasst, dann bleiben zwischen den Worten und Taten Jesu und den von den Kritikern aufgestellten gemeinsamen und eigentümlichen Quellen unserer drei ersten Evangelien nur mehr 10–20 Jahre übrig. Da wird aber gewiss nicht bloss jener ungenannte holländische Theologe, sondern auch manch anderer historisch und kritisch denkender Mann es für ein ganz unmögliches Unternehmen halten, bei dieser Voraussetzung „eine natürliche Geschichte des Urchristentums zu zeichnen.“ Sollte Harnack auch heute noch ihm entgegenhalten können: „Warum sollen 10–20 Jahre nicht ausgereicht haben, um den geschichtlichen Niederschlag“ unserer synoptischen Evangelien „zu erzeugen“? Die Antwort muss notwendig lauten: „Nein, ein so knapper Zeitraum genügt für den verlangten natürlichen Entwicklungsprozess unbedingt nicht!“.

Die Schwierigkeit kann nicht dadurch gehoben werden, dass man mit Paul Wernle und anderen Kritikern die beliebte Quellenscheidung in den Vordergrund schiebt und statt mit den Evangelien lieber mit der „Spruchsammlung“ und den Sonderüberlieferungen des Matthäus und Lukas sowie mit dem Markusevangelium als der „vernünftig ältesten schriftlichen Sammlung der Überlieferung von Worten und Taten Jesu“ operiert. Denn zunächst entbehrt diese ganze Quellenscheidung vollständig jeder geschichtlichen Grundlage. Sie beruht einzig auf dem „Billardkugelschieben“ der sogenannten „inneren“ und „höheren“ Textkritik, über das der protestantische dänische Theologe Chr. A. Bugge die beherzigenswerten Worte geschrieben hat: „Ich leugne nicht, es mag wohl seinen Reiz haben, sich

dieser trügerischen Wissenschaft hinzugeben. Denn da jedes dieser ‚inneren‘ Argumente meistens nach sechs bis acht verschiedenen Richtungen hin verwertet werden kann, so kann man in dieser Weise allerdings ohne grosses Genie leicht neue Kombinationen hervorbringen. Man kann immerhin leicht den Billardkugeln eine neue relative Stellung zueinander geben. Aber irgendeinen festen Punkt zu gewinnen, halte ich bei der Beschaffenheit der Sache für beinahe ausgeschlossen. Ist doch sogar derselbe Forscher von einst und jetzt oft mit sich uneinig, ohne dass inzwischen etwas Neues hinzugekommen wäre“ (Die Hauptparabeln Jesu S. III f).

Sodann erhebt sich die Schwierigkeit auch diesen Quellen gegenüber in der gleichen oder vielmehr noch in verstärkter Weise. Denn auch die Kritiker müssen zugeben, dass schon in diesen schriftlichen Quellen sich „allerlei Veränderungen, Erweiterungen, Trübungen des geschichtlichen Tatbestandes“ finden müssen, wenn die in ihnen erzählten Worte und Taten Jesu in Wirklichkeit die Grenzen des Natürlichen nicht überschritten hätten. Deshalb muss der Kritiker auch schon bei diesen Quellen immer wieder zu Legendenbildungen, Erdichtungen, freier Umgestaltung der Geschichte seine Zuflucht nehmen. Wo bleibt aber gerade bei den Quellen der Evangelien dafür die nötige Zeit, wenn sie nach Ausweis aller philologischen und historischen Momente von den namhaftesten Kritikern selbst in so unmittelbare Nähe der Ereignisse gerückt werden? Will aber Wernle ebendeshalb die Datierungen Harnacks nicht anerkennen, so können wir ihm ruhig die Auseinandersetzung darüber mit seinem Berliner Kollegen überlassen.

Harnack sah in der Bemerkung des holländischen Theologen, „wenn sie berechtigt wäre“, ein fatales Todesurteil für sein ganzes rationalistisches System von der natürlichen Entwicklung des Christentums, schon als er noch an 30–40 Jahren für diesen Umwandlungsprozess sich glaubte anklammern zu können. Jetzt, wo ihm infolge der fortschreitenden geschichtlichen Erkenntnis der Zeitraum für die Bildung des angeblichen historischen Niederschlags auf 10–20 Jahre zusammengeschrumpft ist, müsste ihm eigentlich wohl nichts anderes übrigbleiben, als die Berechtigung der Bemerkung anzuerkennen und das Todesurteil zu unterschreiben.

Trotzdem ist er, und mit ihm die ganze historisch-kritische Schule, heute ebenso wie vor zwanzig Jahren von der Richtigkeit der alles Übernatürliche leugnenden rationalistischen Weltanschauung fest überzeugt. Immer wieder beteuert er, dass seine Zugeständnisse an das Recht der Tradition hinsichtlich der Entstehungszeit der Evangelien nicht die mindeste Anerkennung gegenüber dem prinzipiellen Standpunkt der kirchlichen Überlieferung einschliessen.

Sehen wir also zu, wie sich die modernen Kritiker mit der Darstellung der Evangelien hinsichtlich der Geschichte, der Lehre und der Person Jesu abzufinden suchen.

25. Die moderne Kritik und die Geschichte Jesu. Die Hauptquelle aller kritischen Schwierigkeiten ist bei den Vertretern der modernen rationalistischen Wissenschaft, wie wir schon sahen, die Leugnung des Übernatürlichen. Wir können uns daher nicht wundern, dass sie gegenüber der Geschichte Jesu, wie sie uns von den Evangelisten erzählt wird, eine so ganz unwissenschaftliche und widerspruchsvolle Stellung einnehmen. Denn diese Geschichte trägt eben in allen ihren Teilen ganz offenbar den Charakter des Übernatürlichen zur Schau.

Im allgemeinen geht zunächst das Bestreben der modernen Kritik dahin, in dieser Geschichte den historischen, rein natürlichen Kern von der ungeschichtlichen, weil übernatürlichen Schale zu trennen. Mit einem grossen Teile der Geschichte Jesu ist man bei dieser reinlichen Scheidung bald fertig. Die Berichte über die Geburt und Jugendzeit gehören trotz aller Quellen und Zeugnisse ohne weiteres in das Gebiet der Legende. Julius Wellhausen beginnt seine Erklärung der Evangelien des Matthäus und Lukas beim dritten Kapitel, ohne überhaupt die Auslassung der beiden ersten Kapitel mit der Kindheitsgeschichte auch nur mit einer Zeile zu begründen. Ebensovienig hält es Paul Wernle in seinem neuesten Werke über „Jesus“ der Mühe wert, über die Jugendzeit Jesu ein Wort zu verlieren. Wenn andere Kritiker mit Adolf Harnack doch auch in den Anfangskapiteln des dritten Evangeliums gerade mit Rücksicht auf die sprachliche Untersuchung echte Arbeit des Historikers Lukas finden, so wissen sie doch die jungfräuliche Empfängnis und Geburt mit Hilfe derselben philologischen Sonde aus dem Bericht zu entfernen. In gleicher Weise steht es für

die Kritiker ohne lange Beweisführung fest, dass die Erzählungen über die Verklärung, die Auferstehung und Himmelfahrt Christi zu den „Legenden“ gehören.

■ Aber damit ist das Übernatürliche in der Geschichte Jesu noch lange nicht erledigt. Auffallenderweise schlagen nun die Kritiker bei der Scheidung von Kern und Schale ein Verfahren ein, das mit ihren eigenen Erklärungen über die früheren Systeme in einem fühlbaren Widerspruch steht. Wir sahen früher wie die moderne historisch-kritische Schule über Reimarus, Paulus, Strauss, Baur, Renan längst den Stab gebrochen hat. Die Betrugshypothese, die Natürlichkeitserklärung, die Mythen-theorie, die Tendenzkritik, die Romanerzählung, alles diese Systeme sind völlig abgetan und es bedarf keines Beweises mehr für ihre Widerlegung. Und trotzdem ist auch die modernste Kritik bei vielen Erzählungen wieder genau auf dem Standpunkt des Paulus angelangt und bringt seine rein natürlichen und unvernünftigen Erklärungen wieder anstandslos vor. Bei anderen Begebenheiten hält man es lieber mit Strauss und geht den mythischen Motiven nach. Wieder ein andermal wird bewusste Erdichtung und Tendenz nach Baur'schem Muster bevorzugt, oder man hilft sich mit der psychischen und moralischen Erklärungsweise Schenkels oder mit Schleiermachers Zusammenwirken einer „höheren natürlichen Menschenkraft und der in ihr waltenden höheren Gotteskraft“. Der Kreislauf, in welchem sich dieser kritische Eklektizismus und Synkretismus bewegt, zeigt nur wiederum, wie vergeblich die moderne Wissenschaft sich abmüht, unter Preisgabe der gläubigen Grundsätze unseren Evangelien und ihren Quellen gerecht zu werden.

Auch von protestantischer Seite wird dieses widerspruchsvolle Vorgehen der modernen Kritik mit Recht verurteilt. Der langjährige Berliner Professor und wirkliche Oberkonsistorialrat Bernhard Weiss schildert dasselbe in einem Rückblick auf die neuere Wundererklärung folgendermassen: „Der ältere Rationalismus, der noch von der Voraussetzung der Glaubwürdigkeit und teilweisen Apostolizität unserer Evangelien ausging und doch das Wunder schlechthin verwarf, musste sich mit ihren Wundererzählungen dadurch abfinden, dass er durch exegetische Kunststücke und durch Ergänzung angeblich ausgelassener Mittelglieder der Erzählung zu beweisen suchte, es

seien in Wahrheit gar keine Wunder erzählt, oder wo wirklich der Erzähler dergleichen sehe, da sei es doch nur ein durchaus natürliches Ereignis, dessen ursprüngliche Züge noch vollkommen erkennbar wären, wenn sie auch bereits in einen sagenhaften Schleier gehüllt erscheinen. Dieser durch ihre Willkür wie ihre Geschmacklosigkeit gleich berüchtigten Natürlichkeitserklärung, als deren klassischer Repräsentant der Heidelberger D. Paulus dasteht, hatte die unbarmherzige Kritik von Strauss ihr wohlverdientes Urtheil gesprochen. Aber sein Versuch, die gesamte evangelische Überlieferung für ein Gewebe von mythischer Dichtung zu erklären, war freilich nur möglich, wenn man unsere Evangelien in eine Zeit hinabrückte, in der sie nach glaubhafter Überlieferung nicht entstanden sind und nach dem Selbstzeugnis ihres Wesens und ihres Verhältnisses zueinander nicht entstanden sein können. Das hat die neuere Quellenforschung immer klarer erkannt und immer zweifelloser herausgestellt. Ebendarum aber befindet sich diejenige Kritik, welche jene Voraussetzung von der Unmöglichkeit des Wunders teilt, in einer eigentümlichen Verlegenheit. Sie mag das Johannes-evangelium preisgeben: aber dasselbe enthält des Wunderbaren durchaus nicht mehr als die älteren Evangelien. Sie mag auch in diesen, soviel sie will, auf Rechnung späterer Bearbeitungen setzen, die schon wunderhafte Anschauungen hineintragen in natürliche Vorgänge: aber selbst die Quellen, auf die sie zurückkommt, enthalten immer noch des Wunderbaren genug, in ihren Geschichten erzählt oder in ihren Reden vorausgesetzt. Und den engen Zusammenhang dieser Quellen mit der augenzeugenschaftlichen Überlieferung kann und will auch sie nicht leugnen. So bleibt ihr nichts übrig, als zu der altrationalistischen Natürlichkeitserklärung zurückzukehren, die jetzt wieder oft mit einer staunenswerten Naivität, nur noch mit viel raffinierterer Künstlichkeit geübt wird. Es ist aber klar, dass, wie die Wege des Heidelberger D. Paulus immer wieder zum Wolfenbütteler Fragmentisten zurückführten, so die seiner modernen Nachfolger zu Renan“ (Leben Jesu I, 184f).

Es ist merkwürdig, aber bestätigt nur von neuem die Wahrheit seiner Worte, dass Bernhard Weiss selbst in seiner eigenen Wundererklärung durch die gleiche Ursache auch dieselbe Wirkung an sich erfahren muss. Denn trotz seiner salbungsvollen

und anscheinend recht orthodoxen Verurteilung der modernen Kritik teilt auch er jene Voraussetzung von der Unmöglichkeit eines wirklichen Wunders, nämlich eines göttlichen Allmachtswunders Christi, weil auch er die wahre Gottheit des Erlösers leugnet. So will er nur sogenannte „Vorsehungswunder“ zulassen, und gerät dabei genau in dieselbe „eigentümliche Verlegenheit“, die er bei den Kritikern hervorhebt. Es bleibt ihm „nichts übrig, als zu der altrationalistischen Natürlichkeitserklärung zurückzukehren“, die auch er „mit einer staunenswerten Naivität, nur noch mit viel raffinierterer Künstlichkeit“ übt. In demselben „Leben Jesu“, in welchem er in der eben angeführten Weise so entschieden gegen die wunderscheue neuere Kritik Einspruch erhebt, meint er z. B. über die Heilungswunder: „Man wird zugeben müssen, dass Jesus eine körperliche Heilgabe besass, deren Wirkungen sich durch diese Berührungen vermittelten. Der letzte Grund derselben kann nur in der Einzigartigkeit seiner Person gefunden werden, und da diese zunächst in seiner vollkommenen Sündenreinheit bestand, in seiner auf einer unbedingten Herrschaft des Geistes über den Körper beruhenden Kräftigkeit seines leiblichen Organismus, welche ihn befähigte, die demselben einwohnenden Gesundheitskräfte durch körperliche Berührung auch auf andere zu übertragen“ (I, 454f). Beim Wunder von Kana redet er zuerst von Wasser, das ohne Substanzverwandlung „durch eine wunderbare Gotteswirkung den Geschmack und die Wirkung von Wein angenommen hat“ und deshalb „eben für die populäre Anschauung Wein geworden ist“ (I, 353). Schliesslich erscheint ihm aber auch statt dieser „wunderbaren Gotteswirkung“ ein „Vorsehungswunder“ wahrscheinlicher. „Dies könnte nur darin bestanden haben, dass Jesu, der in unbedingtem Gottvertrauen die Hilfe zugesagt hatte, nur Zeit und Stunde dem Vater vorbehaltend, als er sich an den Kreis seiner Begleiter um Abhilfe wandte, die selbst zunächst keinen Ausweg dazu sahen, zuletzt doch in menschlich unvorhergesehener, wenn auch natürlich vermittelter Weise die Abhilfe der entstandenen Verlegenheit sich darbot“ (I, 354f). Ähnlich besteht bei der Brotvermehrung das „Vorsehungswunder“ wahrscheinlich darin, dass Jesu „Gewalt über die Gemüter auch ohne Worte alle einzelnen, die noch irgendwelchen Vorrat hatten, bewog, dem bereitwilligen Gastgeber denselben zur Verfügung zu

stellen“; so „kam zuletzt wirklich so viel zusammen, dass reichlich und überreichlich genug da war, um die Volksmenge zu sättigen“ (2, 186f). Beim Seewandeln weist unser Erklärer zunächst energisch den älteren Rationalismus zurück, der mit dem Lexikon in der Hand aus dem Wandeln auf dem Wasser ein Spazieren am Seeufer machen wollte; dann gelangt er aber selbst nach sehr gewundenen Ausführungen zu dem Schlusse, dass „Jesus eben um die Nordspitze des Sees herum sich nach Betsaida begeben wollte, wo das Zusammentreffen verabredet war“. So bleibt es also doch auch für ihn beim Wandeln am Seeufer, und das Wunder ist schliesslich „nur eine höchst merkwürdige göttliche Fügung, dass gerade in dem Augenblicke, wo sie (die Jünger) Jesum ansichtig wurden, ihre mühselige Fahrt leicht und über Erwarten rasch zu Ende ging“. „Später konnte sich leicht daraus die Vorstellung bilden, dass ihnen Jesus über das Meer zu Hilfe gekommen sei. . . Eine Sagenbildung ist das durchaus nicht“. Die sich anschliessende Erzählung vom Meerwandeln des Petrus soll dann sogar „eine noch völlig durchsichtige Allegorie auf die Verleugnungsgeschichte“ sein (2, 197—200).

Trotz alles Sträubens gleicht diese hochmoderne historische Erklärung dem nüchternen älteren Rationalismus des Paulus wie ein Ei dem anderen.

Das neueste Werk über Jesus von Paul Wernle verzichtet zwar auf diesen künstlichen Aufputz einer natürlichen Erklärung des Textes und setzt an dessen Stelle den viel bequemeren Ausweg einer nur durch das wunderbare Gottvertrauen Jesu bestimmten Legendenbildung, und zwar schon zu Lebzeiten des Heilandes. Wegen dieses „wunderbaren Gottvertrauens Jesu, das ihm völlige Ruhe mitten im Sturm geschenkt hatte“, mochte „ein nächster Erzähler bereits Jesus auf dem stürmischen Meere wandeln lassen zum Staunen der Jünger, in deren Kahn er schliesslich eingetreten sei. Ähnlich wuchs aus einer Erinnerung an Volksmengen, die Jesus in die Einsamkeit gefolgt waren, und für deren Hunger er fürsorglich Auskunft wusste, die Legende von der wunderbaren Vermehrung der Brote und Fische durch Jesu Segensspruch hervor“ (Jesus S. 281f). Aber auch diese neueste historisch-kritische Darstellung kommt schliesslich doch wieder auf die rein verstandesmässige Natürlichkeitserklärung zurück und fügt ihr nur noch die viel grössere Schwierigkeit hinzu, eine

geschichtlich ganz unmögliche Erklärung der Sagen- und Legendenbildung zu Lebzeiten Jesu und im ersten Jahrzehnt nach seinem Tode, „am hellen Mittag der Geschichte“, vor den Augen der Freunde und der zahllosen Feinde des Herrn im Judenlande suchen zu müssen. Niemals kann sich unter solchen Verhältnissen in so kurzer Zeit ein so sicherer und bestimmter „historischer Niederschlag“ der Geschichte Jesu gebildet haben, wie wir ihn in allen unseren Evangelien und in allen ihren Quellen vorfinden.

Schliesslich kommen deshalb auch unsere neuesten Kritiker doch wieder in vielen Stücken zur alten Betrugshypothese des Spinoza und Reimarus zurück. Bernhard Weiss hat ganz recht, obwohl er sich selbst damit sein Urteil spricht, dass „die Wege des Heidelberger D. Paulus immer wieder zum Wolfenbütteler Fragmentisten zurückführen“. Den besten Beweis dafür liefert uns Wernle selbst in einer früheren Abhandlung über „Apologetik im Neuen Testament“ in der „Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft“ (I, 42–65). Er hält es mit der Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe der Evangelisten ganz wohl verträglich, dass sie die Geschichte, die sie als eine Kette von tatsächlichen Ereignissen uns erzählen, doch zum grossen Teile eigens für ihre apologetischen Zwecke erdichtet haben. „Man sieht den Evangelisten (Matthäus) bereits bestimmten Anklagen und Vorwürfen der Juden gegen Jesus Rechnung tragen durch freie Umgestaltung der Geschichte“ (S. 48). „Das Bedürfnis, für Heiden und Heidenchristen zu schreiben, hat den Lukas zu gewaltsameren, tiefgreifenderen Änderungen geführt“ (S. 49). „Im übrigen wird, ähnlich wie bei Matthäus, die Gestalt Jesu im Verlauf ihres Wirkens (von Lukas) gegen alle Vorwürfe der Schwachheit und Unwissenheit geschützt durch Korrektur der Markuserzählung“, bei der „die Leidensgeschichte Jesu am meisten der Korrektur bedürftig erscheint“ (S. 50f). Bei den Auferstehungsgeschichten im dritten Evangelium „soll der Verdacht, es handle sich um ein Phantasma der Jünger, niedergeworfen werden durch die hierzu erfundene massive *demonstratio ad oculos* (greifbare Beweisführung)“ (S. 51).

Noch schlimmer kommt Johannes weg. Zum grossen Teile hört bei ihm „überhaupt die Bearbeitung gegebener Stoffe auf und beginnt das Reich freier, apologetischer Schöpfungen. Denn

siegreich lassen sich in der Tat die neuen Ideen bloss durchführen an einem für sie geschaffenen Stoff von Geschichten und Reden“ (S. 59). Deshalb führt er den Wunderbeweis hauptsächlich durch eigene „Neuschöpfungen“: Verwandlung des Wassers, Heilung des Lahmen und des Blindgeborenen, Auferweckung des Lazarus, lauter massive Erfindungen, obwohl „der Autor ganz wohl weiss, dass er damit die besseren Kreise, für die er schreibt, eher abschreckt als gewinnt“ (ebd.). Der Evangelist soll „sich selbst des Neuen, Schöpferischen in diesem neuen Christusbilde wohl bewusst sein“ (S. 61), kann aber bei der Zeichnung desselben „von einem gewissen Verstecksspiel nicht freigesprochen werden“, da er zur äusseren Stütze seiner neuen Theorie „die Gestalt des Lieblingsjüngers eingeführt hat“, wobei er am kühnsten im Anhang (Kap. 21) „den grossen Ungenannten selbst erst durch eine ungenannte Autorität empfehlen lässt“ (S. 62).

Eine ganz ähnliche Behandlung muss sich übrigens der vierte Evangelist auch von anderen modernen Kritikern gefallen lassen. Adolf Harnack fasste das Urteil über Johannes in die Worte zusammen: „Der Verfasser hat mit souveräner Freiheit gewaltet, Begebenheiten umgestellt und in ein fremdes Licht gerückt, die Reden selbsttätig komponiert und hohe Gedanken durch erdachte Situationen illustriert“ (Das Wesen des Christentums S. 13).

Was bleibt denn da von Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe der Evangelisten noch übrig, so müssen wir erstaunt fragen, wenn Erdichtung, freie Umgestaltung, gewaltsame tiefgreifende Änderung, massive Erfindung, freieste Schöpfung, kühnstes Verstecksspiel sich damit ruhig vertragen soll? Ist es denn nicht offener Betrug, wenn nach Wernle „keine Autorität, kein ‚Heiliges‘ der Umbildung entgegensteht“, wenn „allein die Erbaulichkeit d. h. die apologetische Brauchbarkeit das Mass des Glaubwürdigen war“, wenn „das ganze Bild Jesu sich nach den Bedürfnissen der jeweiligen Gegenwart zu richten hatte“ und „ein Evangelist den anderen auf der gefährlichen Bahn überbot“ (S. 52)? Und den Gipfel des frechen Betruges muss doch der vierte Evangelist erreichen, wenn er mit aller Entschiedenheit seine Wahrhaftigkeit betont und Glauben für seine Worte fordert unter Berufung auf seine Augenzeugenschaft: „*Und der*

es gesehen, hat es bezeugt, und wahr ist sein Zeugnis, und er weiss, dass er Wahres spricht, damit auch ihr glaubet“ (Joh 19, 35). Die „ungenannte Autorität“ beschliesst das Evangelium mit der wiederholten feierlichen Versicherung: *„Dieses ist der Jünger, der von diesen Dingen Zeugnis ablegt und dies geschrieben hat, und wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist“* (Joh 21, 24). Wie ernst aber der Verfasser des Evangeliums selbst die Beteuerung seiner ehrlichen Wahrheitsliebe und die Versicherung seiner Augenzeugenschaft nimmt, zeigen die Anfangsworte seines ersten Briefes, den auch die Kritik als Werk des Evangelisten anerkennt und in welchem man mit Recht ein Begleitschreiben zum Evangelium sieht: *„Was von Anfang war, was wir gehört, was wir gesehen haben mit unseren Augen, was wir geschaut haben und was unsere Hände betasteten, über das Wort des Lebens, . . . was wir gesehen und gehört haben, verkünden wir auch euch, damit auch ihr Gemeinschaft habet mit uns“* (1 Joh 1, 1. 3).

Wer so spricht, und trotzdem nur frei erfundene Neuschöpfungen als Worte und Taten Jesu ausgibt, der treibt nicht bloss ein „gewisses Versteckspiel“, wie Wernle meint, der begeht nicht bloss eine „pia fraus oder Betrug aus guter, vorgegebener Absicht“, von der Reimarus spricht: nein, der gehört wirklich zu jener Klasse der sakrilegischen Betrüger, von denen Spinoza redet. Er treibt mit dem Heiligsten seinen Spott und will seine Leser gerade in den wichtigsten und erhabensten Dingen mit Gewalt in Irrtum führen. Den Verfasser des vierten Evangeliums aber zu diesen sakrilegischen Betrügern zu rechnen, dagegen erhebt nicht bloss die ganze christliche Vergangenheit, sondern auch jeder Satz seines Evangeliums den allerentschiedensten Widerspruch.

Was übrigens bei dieser Stellung der modernen Kritik zu unseren Evangelien aus der ganzen Geschichte Jesu tatsächlich wird, zeigen uns gerade die neuesten Schriften der berufenen Wortführer der kritischen Schule mit erschreckender Deutlichkeit. Sie verzichten in ihrer Darstellung fast bei jedem Schritt auf eine sichere Kenntnis des wirklich Geschehenen. An ihre Stelle tritt sozusagen auf jeder Seite ein „vielleicht“, „möglicherweise“, „wahrscheinlich“, womit die eigenen subjektiven Vermutungen begleitet werden. „So ungefähr lässt sich vermuten; andere mögen zu anderen Schlüssen kommen“. Gerade

diese „vorsichtige und bescheidene“ Ausdrucksweise wird als Frucht der ernsten, wissenschaftlichen Erforschung der Quellen angepriesen, bei der „das letztlich Entscheidende immer das Psychologische“ sein soll. Schliesslich endet diese ganze Forschung doch im schrankenlosesten Subjektivismus, mögen die Forscher auch noch so laut betonen, dass sie durch ihre wissenschaftliche Arbeit gegen solche Gefahren gewappnet seien.

Bei einem grossen Teile der evangelischen Geschichte gehen sie sogar noch einen Schritt weiter. Sie verzichten selbst auf ihre möglichen oder wahrscheinlichen Vermutungen und bekennen sich zu einem kritischen „Ignoramus“, „Wir wissen es nicht“. Harnack hält schon für eine grosse Zahl von Wunderberichten der Evangelien seine fünfte Klasse von „Undurchdringlichem“ bereit. Für Wernle hört mit dem Augenblick der Verhaftung Jesu jedes sichere Augen- und Ohrenzeugnis, und mit der Gerichtssitzung des hohen Rates die Kunde von Jesus überhaupt beinahe auf. Ähnlich lautet die Auskunft, die uns andere Kritiker über zahlreiche Abschnitte der Geschichte Jesu geben.

So bewährt sich auch hierin der rein negative Charakter der modernen historisch-kritischen Schule. Sie will den „Schutt und Unrat wegräumen“, mit dem das Bild Jesu schon in den Evangelien nach ihrer Meinung bedeckt ist. Aber all ihre Arbeit endigt mit dem völligen Zusammenbruch der Bemühungen, ein positives Bild der Geschichte des Erlösers zu bieten.

26. Die moderne Kritik und die Lehre Jesu. Ebenso vergeblich bemüht sich dieselbe Schule, eine befriedigende Erklärung der Lehre Jesu zu geben.

Das Ziel ist auch hier das gleiche, das wir schon wiederholt kennen gelernt haben. Die Kritik will eine rein natürliche Entwicklung dieser Lehre des Heilandes nachweisen, ohne eine übernatürliche Offenbarung und übernatürliche Geheimnisse zuzulassen. Mit dem überlieferten Text unserer Evangelien kann aber eine solche Entwicklung nicht in Übereinstimmung gebracht werden. Nicht bloss die eine oder andere Stelle passt nicht dazu: das ganze Lehrsystem, wie es vor allem in den Parabeln Jesu und in vielen seiner Aussprüche bei den drei ersten Evangelisten, und erst recht in den Reden und Gesprächen des Herrn bei Johannes zum Ausdruck kommt, setzt notwendig eine

göttliche Offenbarung und übernatürliche Geheimnisse voraus. Mit dem Johannesevangelium sind freilich die Kritiker bald fertig. Es wird auch für die Bestimmung der wahren Lehre Jesu einfach beiseite geschoben; denn es soll, wie wir sahen, auf geschichtlichen Wert überhaupt keinen Anspruch erheben können. Die erhabenen Wahrheiten, die der Verfasser dem Heilande in den Mund legt, sollen die Frucht seiner eigenen theologischen Spekulation sein. Nach Beweisen für diese kühne Behauptung brauchen wir nicht zu fragen. Der vierte Evangelist fordert ja allzu offenbar als Grundlage des ganzen Evangeliums den Glauben an die Gottheit Christi. Damit hat er aber den Anspruch verwirkt, sich bei den Kritikern Gehör zu verschaffen. Der Streit um das Johannesevangelium, so hörten wir ja schon aus dem Munde Otto Schmiedels, „ist zugleich der Kampf um die Gottheit Christi“.

So bleiben also nur noch die drei ersten Evangelien als Quellen für die kritische Erkenntnis der Lehre Jesu übrig. Auch bei ihnen gibt es aber zunächst einiges „Johanneische“ Gut, vor allem die herrliche Selbstoffenbarung Jesu: *„Alles wurde mir von meinem Vater übergeben, und niemand kennt den Sohn als nur der Vater, noch kennt jemand den Vater als nur der Sohn und wem der Sohn es will offenbaren“* (Mt 11, 27; Lk 10, 22). In der Tat, dieser Heiland bei Matthäus und Lukas redet genau so wie der bei Johannes!

Es ist sehr bezeichnend, wie man von seiten der Kritik mit diesem erhabenen Bekenntnis Jesu fertig zu werden suchte. Zuerst glaubte man, den übernatürlichen Inhalt der Worte hinwegdeuten zu können. Die eigentümliche und einzigartige Kenntnis des Vaters sollte allein dem besonderen Sohnesverhältnis entsprechen, in welchem Christus zum Vater zu stehen glaubte, ohne dass damit irgend etwas Weiteres, „Metaphysisches“ oder Übernatürliches ausgesagt würde. So meinte Harnack noch in seinen Vorlesungen über „das Wesen des Christentums“ an diesem Ausspruch vorbeikommen und daran festhalten zu können, dass nicht der Sohn, sondern nur der Vater allein in das Evangelium Christi hineingehöre.

Es wurde gegen diese Erklärung aber auch von kritischer Seite hervorgehoben, dass sie dem Wortlaut der Stelle nicht gerecht werde, besonders weil nicht bloss von der einzigartigen

Erkenntnis des Sohnes durch den Vater, sondern ebenso von der Erkenntnis des Vaters durch den Sohn die Rede sei, und zwar so, dass eine gegenseitige und beiderseits gleichartige Erkenntnis zwischen Vater und Sohn vorausgesetzt werde. Die Berechtigung dieser Schwierigkeit konnte auch Harnack nicht leugnen und so kam er in einer seiner neuesten Schriften zu einer ganz neuen Lösung. Bisher war es keinem in den Sinn gekommen, an der Echtheit der ganzen Stelle zu zweifeln. Alle griechischen Handschriften, alle Übersetzungen, alle Textzeugen unter den Vätern boten den vollen Wortlaut, der deshalb von allen als unzweifelhaft echt festgehalten wurde. Doch siehe da! es gelang dem Kritiker, in einer Handschrift der lateinischen Übersetzung, freilich bloss bei einem der beiden Evangelisten, die uns die Worte berichten, das Fehlen des Absatzes „und niemand kennt den Vater als nur der Sohn“ festzustellen. Diese halbe Autorität einer einzigen lateinischen Handschrift des vierten Jahrhunderts schien ihm aber ausreichend gegen sämtliche übrige Textzeugen. An „inneren“ Gründen fehlte es ja nicht, und so erklärt er diesen entscheidenden Absatz für unecht. Sein System war damit für ihn gerettet.

Ganz ähnlich erging es mit einer anderen berühmten Stelle, der Verheissung der Schlüsselgewalt an Petrus (Mt 16, 18f). Die „Kirche“ mit ihrem festgefügtten Organismus und einem mit der höchsten Gewalt ausgestatteten Oberhaupte passte gar nicht in die kritischen Lehren von den sehr unklaren und unbestimmten Anschauungen Christi über das Reich Gottes. So wurde zuerst alles aufgeboten, den ganz katholischen Sinn aus den Worten hinwegzudeuten. Aber allen diesen mühevollen Umdeutungsversuchen zum Trotz erklärte der Berliner Kollege Harnacks, Otto Pfleiderer, dass sich an der wirklichen Bedeutung der Stelle nicht rütteln lässt: „Katholisch ist die dem Petrus zugesprochene Bedeutung als Fundament der allgemeinen ‚Kirche‘ und Inhaber der Schlüsselgewalt“. Auch Professor Adolf Jülicher von Marburg hat mit Rücksicht auf diesen und andere Texte das für ihn den Ausschlag gebende Gefühl, dass der erste Evangelist „ein katholisches Evangelium geschrieben hat“ und der Holländer W. C. van Manen stimmt ihm darin ganz bei. Infolge dieser Erkenntnis wollten diese Kritiker mit anderen das Evangelium wieder dem zweiten Jahrhundert

zuweisen. Die modernsten Vertreter der kritischen Forschung finden aber wieder einen einfacheren und bequemeren Weg: das Evangelium selbst kann schon recht alt sein; es genügt, diese und andere allzu katholische Stellen einfach als unecht aus dem Texte zu streichen. „Unsere ganze Stelle ist brüchig und scheint erst im Laufe des zweiten Jahrhunderts ihre heutige Form angenommen zu haben“, so lautet der Machtspruch Heinrich Julius Holtzmanns. Nur fehlt bei dieser Petrus-Stelle sogar der schwache Strohalm eines halben lateinischen Kodex aus dem 4. Jahrhundert, um der Vermutung einen äusseren Halt zu bieten.

Auf demselben Wege, den übrigens schon Schleiermacher in den früher angeführten Worten störrigen Stellen gegenüber empfahl, wird auch die katholische „trinitarisch zugespitzte“ Taufformel (Mt 28, 19) und was immer sich sonst nicht in die Entwicklungsreihe fügen will, einfach aus dem Texte entfernt.

Etwas mehr Schwierigkeiten bereiten anscheinend die Parabeln des Herrn. Man möchte glauben, sie tragen den Stempel der Echtheit ganz offen an der Stirn und lassen sich aus dem Kreise der sicheren Herrnworte nun einmal nicht herausreissen. Sind sie aber echt, dann ist jeder kritische Erklärungsversuch einer natürlich sich entwickelnden Lehre Jesu vergeblich. Denn diese wunderbar schönen und inhaltreichen Bilderreden des Herrn enthalten ja in Wahrheit einen kurzen Inbegriff all seiner Lehren. Sie bieten uns vor allem einen erhebenden Unterricht über das Himmelreich, das Christus auf Erden für alle Völker und alle Zeiten in seiner heiligen Kirche errichtet hat. Wesen und Werden und Wachsen und Wirken dieses himmlischen Gottesreiches wird uns da vom göttlichen Lehrmeister selbst in wunderbar einfachen und doch so erhabenen Gleichnissen geschildert. Jedem einzelnen wird ein klares Bild der Bedingungen zur Teilnahme an diesem Reiche vorgehalten, während zugleich die hehre Gestalt des Fürsten und Königs in seiner ganzen Würde und Majestät, aber auch in der nie versiegenden Liebesfülle seines königlichen Herzens zum freudigen Anschluss an seine Person und sein Werk einladet.

Können wir uns wundern, dass die Gegner ganz besonders auf diesen Teil der Evangelien ihr Augenmerk gerichtet haben? Sie suchen möglichst viel von diesen Lehren als nicht zum ur-

ursprünglichen Bestand der Verkündigung Christi gehörig zu erweisen. Überall soll die Hand der Evangelisten an der „apostolischen Quelle“ gemodelt und die katholisch klingenden Ideen hineingebracht haben.

Die kritische Theorie, die namentlich durch das zweibändige Werk Adolf Jülichers über die ‚Gleichnisreden Jesu‘ sich in den weitesten Kreisen Geltung verschaffte und von Alfred Loisy im engsten Anschluss an den deutschen Kritiker dem französischen Publikum vorgelegt wurde, lässt sich kurz auf die folgenden Sätze zurückführen: Die ursprüngliche Parabel, wie sie von Christus dem Volke vorgetragen wurde, war eine einfache und klare Fabel, deren Anwendung sich auf das vom Heiland gepredigte messianische Reich und seine sittlichen Forderungen bezog. Der eigentliche und einzige Zweck dieser Parabeln war nach der Absicht des Herrn, die Wahrheiten vom Himmelreich zu veranschaulichen und dadurch die Zuhörer zu überzeugen.

Die Evangelisten haben aber daraus etwas ganz anderes gemacht. Sie sahen, dass die Predigt Jesu von der Mehrheit des jüdischen Volkes hartnäckig zurückgewiesen worden war. Diese Wirkung, so meinte man, konnte aber nicht gegen den Willen und die Absicht des Heilandes eingetreten sein. Deshalb wurde die geschichtlich eingetretene Tatsache zum Zweck der Lehre Jesu und seiner Parabeln gemacht.

So verwandelten sich die klaren und lichtvollen Fabeln und Vergleiche, die Christus vorgelegt hatte, unter der Hand der Evangelisten in geheimnisvolle Allegorien und dunkle Rätselworte. Durch Hinzufügung von allerhand allegorischen Zügen und symbolischen Bedeutungen entwickelten sich so die Lehren voller Geheimnisse, die wir jetzt in den Evangelien vorfinden.

Freilich, diese Auffassung der Parabeln seitens der Evangelisten ist ein „psychologisches und historisches Unding“. Aber der kritische Geschichtsforscher kann die Entstehung und die Gründe dieser Religionsphilosophie durchschauen. Sie ist verknüpft mit dem Begriff der geheimnisvollen und allegorischen Parabel, und diente dazu, die Erfolglosigkeit des Evangeliums bei den Juden zu erklären.

Eine solche Theorie über die Parabeln setzt sich ausdrücklich und bewussterweise über die Autorität aller früheren Jahrhunderte und über „die grössere Autorität der Evangelisten“

mit einem kühnen Sprung hinweg. Ja, Jülicher betrachtet es als den grossen Fortschritt der theologischen Forschung unserer Zeit, dass sie „glücklicherweise“ auch vor der Autorität sämtlicher Evangelisten nicht mehr halt macht: „Es gab eine freie historische Kritik, die auch vor den Evangelien nicht umkehrte, die es als ihre Pflicht ansah, mit allen Mitteln des Geistes in einer so mannigfaltigen Überlieferung Echtes und Interpoliertes, die geschichtlichen Tatsachen und die Reflexionen der späteren Erzähler über diese Tatsachen zu sondern“.

Gegen Bernhard Weiss, der Jülicher in dieser willkürlichen Parabelauffassung vorausgegangen war, hatte Willibald Beyschlag früher bemerkt, eine Kritik, die schon den Evangelisten die richtige Idee der Parabeln abhanden gekommen sein lasse, verliere den Boden unter den Füßen. Aber Jülicher meint dagegen kühnlich: „Gerade um festzustehen, verlassen wir den subjektiven Standpunkt der Evangelisten“. „Den Boden verlieren wir mit solcher Kritik keineswegs unter den Füßen, vielmehr stellen wir uns nur auf den wahren und festen Boden, indem wir uns den Parabeln unterwerfen und nicht dem, was wir von den Evangelisten über die Parabeln vernehmen“. Dabei sind die „Parabeln“, denen man sich zu unterwerfen vorgibt, eben nichts anderes als das Produkt der eigenen subjektiven, schrankenlosen Willkür.

Es ist wieder ein charakteristischer Zug der modernen historisch-kritischen Schule, die Evangelisten der subjektiven Willkür zu beschuldigen und sich über diese Subjektivität mit kühnem Fluge zu erheben. Auch auf die Evangelisten wendet man den Grundsatz an, den der Engländer T. K. Cheyne als Prinzip seiner Bibelkritik ausgesprochen hat: „Es hat nichts für sich, wenn man der schlechtgeordneten Subjektivität alter Schreiber den Vorzug gibt vor der wohldressierten Subjektivität eines methodischen modernen Kritikers“.

Wie fest sich übrigens der moderne methodisch geschulte Kritiker auf dem selbstgewählten „wahren Boden“ fühlt, zeigen gelegentliche Klagen, die Jülicher sich in unbewachten Augenblicken entschlüpfen lässt. Nachdem er bei den Parabeln vom königlichen Hochzeitsmahl und vom grossen Abendmahl, die er natürlich als identisch betrachtet, den Text der Evangelisten behandelt und auch etwas misshandelt hat, will er „gerade um

festzustehen, den subjektiven Standpunkt der Evangelisten verlassen“ und sich allein der Parabel, wie sie aus Jesu Mund gekommen, unterwerfen. Aber gleich zu Beginn verliert er schon ganz den Boden unter den Füßen: „Und bei Jesus? Es ist ein trauriges Schicksal, dass wir auch bei dieser Parabel (wie bei so vielen andern!) wohl genau wissen, was Matthäus mit ihr beabsichtigte und was Lukas in ihr fand, aber nur durch kühne Hypothesen uns der Form, in der sie aus Jesu Mund kam, und also ihrem ursprünglichen Grundgedanken zu nähern vermögen“ (2, 430). Auch früher hatte er schon bei einer andern Parabel geklagt, es sei „lediglich Hypothese, was in diesem Falle (und in so manchem andern!) über die schriftliche Aufzeichnung von Jesu Worten zurückgreifen will“ (2, 246).

Ist es denn ein so trauriges Schicksal, sich „auf den wahren und festen Boden zu stellen“? Aber freilich, wenn man „nur mit kühnen Hypothesen“ arbeiten kann, geht man nicht mehr mit sicherem Schritte auf dem festen Boden, sondern erhebt sich in kühnem Fluge in das Reich der Lüfte und der subjektiven Phantasien. Dass dabei sich zuweilen etwas Schwindel einstellt, oder auch die Flügel versagen, wie es weiland Ikaros erging, als er der Sonne zu nahe kam, ist freilich ein trauriges, aber selbstverschuldetes Schicksal. „Auch“ bei den Parabeln erfährt er nur die notwendige Folge der schrankenlosen Willkür, die sich über alle und jede Autorität hinwegsetzt.

Solche Geständnisse und Klagen sind, wie Paul Schanz mit Recht bemerkt, „nur ein Beweis dafür, dass die ungezügelte Konjekturekritik in der Exegese wie in der Geschichte das Anrecht auf ernste Wissenschaft verloren hat“.

Dem Fluge der kühnen Hypothesen im einzelnen zu folgen, werden wir nicht wagen dürfen. Versichert uns doch Jülicher selbst, dass seine kritische Stellung zur Parabelfrage für jeden gläubigen Schrifterklärer „schlechterdings unerschwinglich“ ist.

Eine Verständigung ist deshalb auch völlig ausgeschlossen, und es wäre vergebliches Bemühen, durch Konzessionen an diese Kritik sich ihrer unerschwinglichen Stellung irgendwie nähern zu wollen. Eine ganze Welt trennt hier die beiden Heerlager.

Zur Charakteristik der Behandlung, die sich die Evangelisten von seiten dieser Kritiker gefallen lassen müssen, sei nur noch der eine oder andere Punkt kurz hervorgehoben. Die Verfasser un-

serer Evangelien sollen hauptsächlich nach einer zweifachen Richtung hin die echten Parabeln Jesu umgestaltet haben, durch Ausmalung und durch Umdeutung.

„Markus hat sich wahrscheinlich zum erstenmal den Kopf darüber zerbrochen, warum wohl Jesus die dunkle Parabelrede (die doch im Munde Jesu nur klare und lichtvolle Fabeln gekannt haben soll!) so oft angewendet habe...; er hat die harte Theorie über ihren Zweck unumwunden hingestellt, an der seine Nachfolger nicht mehr vorbeikamen“ (I, 195): d. h. er hat diese Theorie selbst erfunden, die Frage der Jünger über den Parabelzweck und die Antwort Christi (Mk 4, 10—12) frisch erdichtet und die Früchte seines eigenen Kopfzerbrechens als echte Jesusworte den getreulich abschreibenden späteren Evangelisten übermacht!

Weil Matthäus „der plastischen Gestaltungskraft ermangelte“, zeigt er „einen wenig entwickelten Trieb zum Ausmalen“, einen desto stärkeren zum allegorischen Ausdeuten. So wird immer mehr „ein guter Schritt vorwärts getan auf dem Wege zum Verfall der Parabeln“. Um dessen „inne zu werden, braucht man nur die von ihm fabrizierte Deutung der Unkrautparabel (Mt 13, 37—43) mit der aus einer Quelle übernommenen Deutung der Säemannsparabel (Mt 13, 18—23) zu vergleichen“ (I, 196). Auch Matthäus erdichtete also das Gespräch der Jünger mit dem Heilande und gibt als hochbedeutsame echte Jesusworte Sprüche aus, die er selber „fabriziert“ hat!

Lukas muss „ein meisterhafter Nacherzähler heißen“. Aber „seine freie Produktion auf diesem Gebiete mag umfangreicher sein, als die des Matthäus“. „Mit Souveränität behandelt er die Parabeln, an denen er solch Gefallen findet, korrigiert, schmückt, erweitert, wo es ihm gut scheint“ (I, 200. 198).

Johannes endlich hat „mit imponanter Kühnheit seine Stoffe fast ganz frei geschaffen“, aber keine wahren Parabeln nachzuschaffen vermocht (I, 202).

Wie die Kritiker mit einem solchen Vorgehen der Evangelisten doch noch jeden Zweifel an ihrer Redlichkeit und Wahrheitsliebe abweisen wollen, ist ihr eigenes Geheimnis. Ein nicht kritisch geschulter Beobachter sieht auch hier wieder, dass die kritische Entwicklung der Lehre Jesu, genau so wie bei der Kon-

struktion seiner Geschichte, letztlich bei der alten Betrugs-hypothese des Spinoza und Reimarus anlangt.

Wie bodenlos unwissenschaftlich dabei die Kritiker in ihren „Beweisen“ verfahren, dafür liefert gerade die moderne Parabel-erklärung zahlreiche Beweise, und zwar die schlagendsten auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, wo die prinzipiellen Gegensätze gar nicht in Frage kommen und nur die exakte Forschung den Ausschlag gibt. Kaum in einem anderen Teile der Heiligen Schrift spielen ja die naturwissenschaftlichen Momente eine so grosse Rolle wie in den Parabeln. Denn eben in diesen Gleichnisreden pflegt der Heiland ein Bild aus der natürlichen Ordnung zu wählen, um eine übernatürliche Wahrheit vom Himmelreich zu veranschaulichen. Dabei verwendet er neben den Szenen aus dem menschlichen Leben mit Vorliebe auch Bilder aus der Naturwelt, in der sein allsehendes Auge überall die mannigfachsten Beziehungen zur übernatürlichen Gnadenordnung erkannte.

Die Kritiker verwenden nun auch gerade diese naturwissenschaftlichen Angaben der Parabeln mit besonderer Aufmerksamkeit in ihren „Beweisen“. Zur Begründung ihrer kühnen Hypothesen über die ausmalende und ausdeutende Tätigkeit der Evangelisten setzen sie z. B. bei der Parabel vom Senfkörnlein die Unterscheidung zwischen einem „Senfstrauch“ und einem „Senfbaum“ voraus. In der Quelle habe ein „Senfbaum“ gestanden und Lukas habe diese am besten abgeschrieben; Markus habe wegen des Gottesreiches den „Senfstrauch“ besser brauchen können und deshalb die Quelle umgemodelt; Matthäus werfe beides durcheinander. Die Annahme von dem kritischen „Senfbaum“ in der Quelle ist aber nach dem Urteil der exakten Naturforschung gänzlich und vollkommen hinfällig. Ein Kritiker kann sie nur deshalb so kühn vorbringen, weil er von den naturgeschichtlichen Verhältnissen Palästinas, gelinde gesprochen, eine nicht ganz ausreichende Kenntnis hat.

Wenn möglich noch klarer zeigt sich diese nicht ganz genügende Kenntnis der zugrundeliegenden naturgeschichtlichen Verhältnisse bei der Parabel vom Unkraut. Sie bietet eine Fülle der herrlichsten und wichtigsten Lehren Jesu über das Himmelreich in seiner irdischen Entwicklung, über den Ursprung, den Fortbestand und das Ende des guten und bösen Elementes

in der Kirche Christi. Nebenbei bezeichnet sich der „Menschensohn“ auch in ganz selbstverständlicher Weise als den künftigen Richter und den Herrn der Engel, die er zur Scheidung der Guten und Bösen beim Gerichte aussendet.

Kein Wunder, dass sie deshalb dem Kritiker recht zuwider ist. Der „genuine Parabelkern“ kann von all diesen Schalen nichts an sich gehabt haben. Er wird aber dem neuesten Parabelforscher schliesslich so winzig, dass er erklären muss: „Unter den Parabeln Jesu kann die von den Zizania (vom Unkraut) fast nur genannt werden. Da wir nicht einmal wissen, wie sie bei dem Autor, aus dessen Hand Matthäus sie zur Umarbeitung empfangen hat, klang, dürfen wir nicht über ihren Lehrgehalt Feststellungen machen“. Auf dem „wahren und festen Boden“ der eigenen Kritik steht also Jülicher auch hier so sicher, dass ihm von der ganzen Parabel fast nur noch der Name bleibt!

Die Gründe für seine Kritik entnimmt er „den Anstössen, die ihr wörtliches Verständnis uns bereitet“. Es würde zu weit führen, auf das Dutzend „Anstösse“ hier näher einzugehen und das anderswo Gesagte zu wiederholen. Die kritischen Schwierigkeiten Jülichers sind samt und sonders auch nach dem Urteil des protestantischen Theologen Bugge nur aus der völligen Unkenntnis der naturgeschichtlichen und sonstigen Verhältnisse des Heiligen Landes herzuleiten. Ein anderer protestantischer Gelehrter, Johannes Kunze stimmt mit diesem Urteil überein. Und freilich, wenn einer, um nur den letzten Anstoss Jülichers zu berühren, bei dem Verbrennen des Unkrauts Schwierigkeiten findet und dabei von einer „Ofenheizung“ zu „behaglichem Feuer“ „im Herd“ „in der Küche oder Wohnstube“ redet, der verrät allerdings recht naive Vorstellungen, die auf den Orient und erst recht für die Erntezeit mit ihrer ohnehin schon ganz behaglichen Hitze gar wenig passen.

Derartige handgreifliche Missgriffe zeigen augenscheinlich, auf wie morschem Fundament sich dieser hohe Bau der modernen Kritik erhebt. Je kühner die Zinnen dieses Baues gen Himmel streben, je trotziger der Titanenmut dieser Kritiker sich über die Autorität der ganzen christlichen Vergangenheit und über die höhere Autorität der Evangelien und des Wortes Gottes hinwegsetzt, desto kläglicher erscheint auch ihr törichtes Wag-

nis, auf Sand und Schutt eine himmelstürmende Feste errichten zu wollen.

27. Die moderne Kritik und die Person Jesu. Wir kommen zum letzten Punkt: Wie stellt sich die moderne Kritik zur Person Jesu? Wir können uns hier kurz fassen; denn leider reden hier die Tatsachen eine nur zu deutliche Sprache.

Es ist zunächst nach dem bisher Gesagten klar, dass vom Dogma der Gottheit Christi für unsere heutigen Kritiker gar nicht mehr die Rede sein kann. Das Evangelium des Johannes hat für sie keinen Anspruch auf geschichtlichen Wert, weil es ganz auf diesem Dogma aufgebaut ist. Die Stellen der ersten drei Evangelien, die allzu deutlich dieselbe Überzeugung aussprechen, werden als unecht verworfen, soweit ein Hinwegdeuten des klaren Sinnes nicht möglich ist. Das Selbstbewusstsein Jesu von seinem einzigartigen Sohnesverhältnis zum Vater wird vielleicht als sein eigenes, undurchdringliches Geheimnis der Forschung verschlossen; aber es wird ihm jede Beweiskraft abgesprochen. Und die Beweise seiner Wunder existieren für die Kritik nicht mehr.

An die Stelle des Gottmenschen will dieselbe Forschung einen Jesus setzen, der uns als reiner Mensch nur noch um so näher stehen und um so lieber werden soll. Mit von Salbung triefenden Worten wussten einst Daniel Schenkel und Konrad Furrer diesen Menschen Jesus als das höchste Ideal anzupreisen, und das allerneueste Buch über „Jesus“ von Paul Wernle, das mit jeder Spur des Göttlichen und Übernatürlichen in den Evangelien vollständig aufräumen möchte, bezeichnet es als seinen ganzen Zweck, dem einen oder andern Leser zu helfen, „dass ihm Jesus grösser wird und seine Freude und Liebe zu ihm wachsen“ (S. IX).

Aber dieser ganze moderne Jesuskultus, der von seiner göttlichen Würde nichts mehr wissen will, ist ein törichtes Wahngebilde, das selbst für folgerichtig denkende Kritiker keinen Bestand hat. Auch der rein menschliche Charakter des Heilandes bleibt von dem Zerstörungswerk der ungläubigen Wissenschaft nicht unberührt.

Schon Bernhard Weiss hielt der historisch-kritischen Schule die Worte entgegen: „Die Natürlichkeitserklärung (zu der die meisten Kritiker in vielen Stücken zurückkehren) kann

nicht durchgeführt werden ohne Verdächtigung des sittlichen Charakters Jesu oder der ersten Zeugen. Hat jener dem nicht vorgebeugt, dass die einfachsten Hergänge in einer ganz fremdartigen Beleuchtung aufgefasst wurden, so kann er es nur in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit nicht gemerkt oder aus unlauteren Motiven nicht gewollt haben. Hat er aber das Seinige getan, auch den leisesten Schein des Wunderspuks zu entfernen, so geht derselbe Verdacht nur von ihm auf die Jünger über“ (Leben Jesu I, 185).

Viele von den neueren Kritikern sind in der Tat schon offen zu dieser Verdächtigung des sittlichen Charakters Jesu übergegangen. Für Adolf Jülicher ist der Heiland ein religiöser Schwärmer, der „nicht als ein Mystiker von seinen Idealen zu träumen sich begnügte, sondern mit ihnen lebte, arbeitete, sie auch schon wie mit Händen greifbar vor sich sah“, und sich selbst und andere mit seinen Schwärmereien täuschte und in Irrtum führte (Gleichnisreden Jesu 2, 87). Andere versuchen eine „wissenschaftliche“ Lösung der Probleme des Evangeliums durch die Annahme, Jesus sei ein „Ekstatiker“ gewesen, wenn man ihn nicht gar direkt zu einem geisteskranken „Paranoiker“ macht. Eduard von Hartmann sucht in seinem „Christentum des Neuen Testaments“ zu zeigen, „welche Verkehrtheit die spätere Entwicklung des christlichen Dogmas beging, als sie Jesus gegen seinen ausdrücklichen Willen zum sittlichen Vorbild stempelte“; als Frucht seiner kritischen Forschungen scheint er jede Scheu vor der offenen Herabwürdigung des sittlichen Charakters Jesu verloren zu haben.

Vergebens bemühen sich manche dieser modernen Kritiker, durch salbungsvolle Worte und „den Einschlag warmer, persönlicher Frömmigkeit“ diese traurige Tatsache der Herabwürdigung des Herrn zu verdecken. Folgerichtig fortschreitend gelangen sie schliesslich wieder auf dem Standpunkt von Renan und Reimarus an, und auch die inkonsequente Halbheit der vermittelnden Kritiker nach Art von Bernhard Weiss kann an diesem Resultat nichts ändern. Der moderne Jesuskultus mit seiner Verehrung der rein menschlichen Person Jesu, darin hat der nichtkatholische Offizier W. von Schnehen ganz recht, kann keinen Anspruch darauf erheben, christlich, evangelisch, religiös, wahr zu sein.

Statt eine wahre, historische Erklärung des Evangeliums zu bieten, führt die moderne Kritik überall hinsichtlich der Geschichte, der Lehre und der Person Jesu zur vollen Vernichtung alles Wahren und Guten und Schönen und verwickelt sich immer tiefer in unlösbare Schwierigkeiten und vollendete Widersprüche. Das wunderlose Evangelium, das sie fordert, ist ebenso ein Widerspruch wie die frohe Botschaft von der Erlösung ohne den Sohn Gottes als Erlöser.

28. Rückblick und Schluss. Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung des Kampfes der Kritik gegen die Evangelien. Der Stoff ist freilich noch längst nicht erschöpft. Von den Panbabylonisten, die das Evangelium als Abklatsch des Gilgamesch-Epos betrachten möchten; von den Buddhisten, die seine Quellen in indischen Sagen und Legenden entdecken; von den Modernisten, die die modernsten Funde der allerneuesten Wissenschaft zu einem Allerwelts-Evangelium zusammenkitten und alle Irrlehren zu einem einzigen Gemisch vereinigen; von den Konzessionisten, die mit ihren Vermittlungstheorien Kritik und Evangelium zu versöhnen suchen und dabei weder der einen noch dem anderen gerecht werden: von diesen und vielen anderen Bestrebungen unserer Tage haben wir noch kaum gesprochen. Doch es muss für heute genügen.

Der heilige Irenäus bemerkte einst im dritten Buche seiner Verteidigung der katholischen Lehre gegen die Häretiker, es seien schon damals Leute aufgetreten, die den Evangelisten Mangel an Kenntniss und Verständniss der von ihnen verkündeten Wahrheiten zum Vorwurf machten. Mit Entrüstung weist der grosse Lehrer von Lyon eine solche Anmassung zurück, indem er mit bitterer Ironie beifügt, diese Gegner der Wahrheit rühmten sich stolz, Verbesserer der Apostel zu sein.

Marcions Theorien und Hypothesen, gegen die diese Worte wohl hauptsächlich gerichtet waren, haben für unsere Zeit nur mehr ein geschichtliches Interesse. Doch seine Methode ist merkwürdigerweise gerade im Kampfe gegen die Evangelien und besonders in unseren Tagen immer wieder zu hohen Ehren gelangt. Wir können es als eines der hervorstechendsten Merkmale der modernen Evangelienkritik bezeichnen, dass sie auf der ganzen Linie über die Worte der Evangelisten hinaus zum wahren Verständniss des Propheten von Nazareth vor-

dringen möchte: sie rühmt sich stolz, Verbesserer der Apostel zu sein.

So sehen wir zu allen Zeiten diesen Kampf gegen die Evangelien über jede Autorität sich hinwegsetzen und schliesslich dort wieder ankommen, wo schon die Gegner des zweiten Jahrhunderts standen.

Niemals hat der Kampf geruht, und auch heute noch tobt er weiter, vielleicht mit grösserer Heftigkeit als je zuvor. Immer wieder sahen wir neue Kämpfer auf die Wahlstatt treten und neue Stürme gegen die kleinen, unscheinbaren Schriften der armen Jünger des Nazareners entfesseln. Schon diese Tatsache allein hat eine recht tröstliche Seite: es muss sich doch wirklich um etwas Grosses bei unseren Evangelien handeln, wenn so viel Mühe und Arbeit, soviel Scharfsinn und Gelehrsamkeit schon seit so vielen Jahrhunderten gegen sie aufgeboten wird!

Und welches ist der Ertrag all dieser Arbeit, welches das Ergebnis all dieses gelehrten Forschens gewesen? Vielfach sind es immer wieder die alten Waffen, mit denen gekämpft wird, und wenn auch die heutige Methode unleugbare Fortschritte gemacht hat, so ist doch der Kampf in der Hauptsache der gleiche geblieben. Vergeblich war alles bisherige Bemühen der Gegner.

Ja, gerade durch die neueste kritische Forschung hat die Stellung der gläubigen Verteidiger des Evangeliums ganz wesentlich an Stärke gewonnen. Die rückläufige Bewegung zur Tradition hat die Positionen der Kritiker immer schwieriger und unhaltbarer gestaltet.

So gleicht dieses Schauspiel in der Tat jenem Ansturm der erregten Wogen gegen den Felsen im Meere. Gegen den Felsen Christus im Evangelium vermag die Flut der ungläubigen Wissenschaft niemals zu obsiegen.

Möge das Licht der Wahrheit, das vom Leuchtturm hoch vom Felsen in die stürmische Nacht hinausstrahlt, den ehrlich suchenden Forscher zum sicheren Hafen des Glaubens an das Evangelium geleiten.

Dritter Vortrag

Das Land der Bibel im Lichte des Orients

1. Das Rätselbild des Orients. Wandert man von Kairo hinaus über den Nil gegen das Dorf Ghizeh hin, so erblickt man schon von ferne das stolze Wahrzeichen des alten Pharaonenlandes, die majestätischen Pyramiden. Am Fusse des grössten dieser gewaltigen Denkmäler vergangener Herrlichkeit ist aus der Felsenmasse des Untergrundes ein kolossaler Löwenleib mit menschlichem Haupte gemeisselt. Der Rumpf, zumeist vom Wüstensande bedeckt, liegt in einer Ausdehnung von etwa 55 Metern hingestreckt auf dem sanft ansteigenden Hügel. Der Kopf ist von dem Fanatismus der Beduinen stark beschädigt. Er erhebt sich bis zu einer Höhe von 20 m, das Antlitz der aufgehenden Morgensonne zugewendet.

Für viele Jahrhunderte war dieser Sphinx am Fusse der Cheopspyramide ein grosses Rätselbild. Gleich wie die sagenhafte griechische Sphinx vor den Toren des böotischen Theben dem Wanderer ihre dunklen Fragen vorlegte, bis Oedipus die Lösung gab und sich damit den Thron von Theben verdiente, so blieb auch die Bedeutung jenes Kolosses auf dem Totenfelde des alten Memphis für Hunderte und Tausende eine dunkle Frage, auf die sie vergeblich nach Antwort suchten. Erst die Forschung unserer Tage hat auch dieses Rätsel seiner Lösung entgegengeführt. Über die Zeit der Entstehung gehen freilich die Ansichten auch heute noch weit auseinander. Aber man hat doch in den Zügen des Sphinx zu lesen verstanden und sieht in diesem an Alter vielleicht selbst die Pyramiden überragenden Denkmale ein Bild des Re-Harmakis, der aufgehenden Morgensonne, auf dem grossen Gräberfelde errichtet, um die Ruhestätte der Toten vor dem Einflusse böser Dämonen zu schützen.

Ähnlich wie mit dem Sphinx am Fusse der Pyramiden ist es mit dem ganzen Orient gegangen. Für Jahrhunderte und Jahrtausende war er ein unerforschtes und ungelöstes Rätselbild. Staunend gingen die Geschlechter an ihm vorüber, ohne seine

Bedeutung zu erfassen. Der grösste Teil seiner Denkmäler lag im Sande vergraben. Die Inschriften seiner Tempel und Grabmonumente blieben ein verschlossenes Buch, dessen Inhalt niemand zu deuten verstand.

Erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts wurden die unermesslichen Schätze der ägyptischen Denkmäler in immer steigendem Masse der staunenden Mitwelt erschlossen, nachdem Napoleon I. zugleich mit der kriegesischen Expedition an den Ufern des Nil auch die Monumente der alten Pharaonen durch seine Gelehrten hatte erforschen lassen. Einige Jahrzehnte später setzte dann die gelehrte Forschung auch im Stromgebiete des Euphrat und Tigris, im einstigen Babylonien und Assyrien, den Spaten an. In edlem Wettstreit der deutschen, französischen, englischen und amerikanischen Expeditionen gelang es in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart, in Mesopotamien wie im Niltale stets reichere Schätze aus den im Wüstensande schlummernden Ruinen zu heben.

Gleichzeitig wandten einzelne Reisende und grössere gelehrte Gesellschaften auch dem Boden des alten Palästina eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. In England, Deutschland, Frankreich und Russland wurden besondere Palästinavereine zur Erforschung des Heiligen Landes gegründet, während zugleich einzelne Gelehrte, meist mit Unterstützung der heimischen Akademien und Universitäten, auf Studienreisen und mit grösseren Ausgrabungen den gleichen Zweck zu fördern suchten. Unter diesen Forschern hat sich der Schweizer Arzt *Titus Tobler* aus St. Gallen einen Ehrenplatz erworben.

2. Bibel und Orient. An den Ergebnissen dieser rastlosen Arbeiten sind die Vertreter der verschiedensten Wissenschaften und darüber hinaus die weitesten Kreise der Gebildeten und auch des gewöhnlichen Volkes in hohem Masse interessiert. Der Geschichtsforscher und der Geograph, der Philologe und der Kulturhistoriker, der Künstler und der Architekt, der Naturwissenschaftler und der Techniker und viele andere schöpfen mit vollen Händen aus den neuerschlossenen Quellen der Kenntnis dieser Länder und Völker, die einst eine ungeahnt hohe Stufe der Macht und der Bildung erstiegen hatten und denen unsere heutige Kultur auf fast allen Gebieten so überaus viel zu verdanken hat. Ebendeshalb betrachtet man auch in den weitesten

Kreisen mit regster Teilnahme das lebendige Bild jener blühenden alten Zeiten, das diese Forschungen vor unseren Augen entrollen.

Ohne Übertreibung dürfen wir aber sagen, dass mehr als alle anderen der Bibelforscher an den Ergebnissen dieser Arbeiten das lebhafteste Interesse hat. Sind es doch gerade die Länder und Völker der Bibel, auf die jene Erforschung des Orients das hellste Licht wirft. Der Schauplatz der biblischen Geschichte, die verschiedenen Völker und Nationen, von denen uns die heiligen Bücher erzählen, die Sitten und Gebräuche, die in diesen Erzählungen geschildert oder nur kurz berührt oder vielfach vorausgesetzt werden, blieben in vielen Stücken in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, solange wir in den meisten Punkten auf die gelegentlichen Angaben der Bibel als die einzige Quelle unserer Kenntnis angewiesen waren.

Infolge jener Forschungen und Ausgrabungen im Orient beginnen nun auf einmal auch die stummen Steine zu reden. Die verschwundenen Städte erstehen wieder aus ihren Ruinen. Die Säulen und Hallen ihrer Tempel und Paläste erheben sich vor unseren staunenden Augen. Ihre Denkmäler und Inschriften erzählen uns von den Kriegen und Triumphen der alten Fürsten und Könige und führen uns zugleich in den Skulpturen und Gemälden so manche Szene aus längst vergangenen Zeiten lebendig vor die Seele.

Dieser neuerschlossenen Quelle der Kenntnis des alten Orients gegenüber hat insbesondere die gläubige Bibelforschung ein doppeltes Interesse, ein apologetisches und ein positiv exegetisches.

Das apologetische Interesse entspricht der Tatsache, dass unsere Bibel bei dieser modernen wissenschaftlichen Erschließung des alten Orients eine ihrer schwersten Proben zu bestehen hat. Von selbst drängt sich ja jedem aufmerksamen Beobachter die Frage auf: Werden die modernen Forschungsergebnisse nicht mit den Schilderungen der Bibel in Widerspruch treten? Wird nicht wenigstens mancher Zug des Bildes, das wir bisher nur aus dem Berichte der Heiligen Schrift kannten, infolge der neuen Entdeckungen einer Berichtigung bedürfen?

Wir können schon heute, nach einem Jahrhundert unermüdlicher Orientforschung, auf diese Frage die beruhigende Ant-

wort geben: Unsere Bibel hat auch diese schwere Probe glücklich bestanden. Mag immerhin die eine oder andere Frage noch nicht völlig geklärt sein, das Gesamtergebnis wird dadurch nicht im geringsten berührt. Wir dürfen mit vollem Vertrauen den weiteren Arbeiten entgegensehen: „*Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.*“

Dieses Ergebnis ist umso bemerkenswerter, als die Forscher der Mehrzahl nach nicht von gläubigen Anschauungen geleitet waren und sind. Von einem unter ihnen wird das offene Geständnis berichtet: er sei an seine Ausgrabungen in Ägypten mit der Absicht herangetreten, Material gegen die Bibel zu sammeln; aber am Ende seiner Arbeiten müsse er gestehen, dass er nichts gegen die Bibel gefunden habe.

Wenn andere Forscher, namentlich im Kampfe um Bibel und Babel, manche Widersprüche zwischen den biblischen Berichten und den Resultaten der Ausgrabungen feststellen zu können glaubten, so haben doch ihre Beweise vor dem Richterstuhle der wahren Wissenschaft nicht standhalten können.

Die apologetische Einzelbetrachtung der Ergebnisse der bisherigen Orientforschung mit Rücksicht auf die Bibel würde einen überaus reichen und anregenden Stoff bieten. Denn es ist für die gläubigen Christen eine recht tröstliche Tatsache, dass gerade in unseren Tagen, in denen der Kampf gegen Gottes Wort und gegen die alte Lehre der Kirche vielleicht heftiger denn je entbrannt ist, aus den Ruinenfeldern des Ostens bededte Zeugen zur Bestätigung der Wahrheit der biblischen Geschichte erstehen.

Aber auch die positiv exegetische Seite jener Forschungsergebnisse hat einen hohen und ganz besonderen Reiz. Denn für das Verständnis fast aller Bücher der Heiligen Schrift bietet uns die moderne Orientforschung in allen ihren Teilen eine Fülle von schönen Zügen, die sich zu einem anziehenden Gesamtbild vereinigen lassen.

Ohne die apologetische Bewertung ganz zu vernachlässigen, wollen wir für heute diesem Gesamtbild unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden, indem wir das Land der Bibel im Lichte des Orients etwas näher betrachten.

3. Das Hauptland und seine Nachbargebiete. Unter dem Land der Bibel verstehen wir den Schauplatz der biblischen

Geschichte, wie sie uns im Alten und Neuen Testamente erzählt wird.

Im Mittelpunkt dieser Geschichte steht im Alten Testamente das Volk Israel, im Neuen die Verkündigung des Evangeliums durch Christus und seine Apostel. Die Schicksale des auserwählten Volkes führen uns in allen Perioden seiner Geschichte immer wieder nach Palästina. Dorthin lenkt die göttliche Vorsehung die Schritte des Stammvaters Abraham. Dorthin werden seine Nachkommen zurückgeleitet, nachdem sie in Ägypten zu einem grossen Volke sich entwickelt hatten. Hier sehen wir das Volk während der Richter- und Königszeit, und nach dem babylonischen Exil kehrt es wiederum in dieses Land seiner Väter zurück. Auch die Makkabäerkämpfe, von denen die letzten alttestamentlichen Bücher erzählen, haben dieses Land zum Schauplatz.

Das Hauptland der Bibel ist daher für den Alten Bund Palästina. Seine Nachbarländer kommen nur insoweit für die heilige Geschichte in Betracht, als sie mit dem Volke Israel eine nähere oder entferntere Beziehung gehabt haben. Deshalb verdienen unter diesen Nachbarländern mit Rücksicht auf das Alte Testament Babylonien und Ägypten neben Arabien und Syrien eine besondere Aufmerksamkeit.

Für die Geschichte des Neuen Testaments ist wiederum Palästina der Mittelpunkt als die irdische Heimat des Erlösers und seiner Apostel, und als der Schauplatz seiner Lehr- und Wundertätigkeit, seines Leidens und seiner Verherrlichung. Hier beginnen auch seine Jünger mit der Predigt des Evangeliums und von hier treten sie ihre Missionsreisen in alle Teile des römischen Weltreiches an.

Als bevorzugte Stätte dieser apostolischen Missionsarbeit kommen neben Palästina für das Neue Testament insbesondere Syrien und Kleinasien, Griechenland und Italien in Betracht.

Auch eine Wanderung durch die Nebenländer der biblischen Geschichte würde uns eine reiche Ausbeute gewähren. Wir wollen uns aber heute auf den Besuch des Hauptlandes beschränken, dem sich mit Recht in vorzüglicher Weise unsere Aufmerksamkeit zuwendet. Seiner Stellung entsprechend ist es auch von der gelehrten Forscherarbeit der letzten Zeit ganz besonders berücksichtigt worden. So kann das Licht des Orients

gerade dem Bilde dieses Hauptlandes der Bibel die beste Beleuchtung bieten.

Wir wollen bei unserer Wanderung zunächst die natürliche Beschaffenheit des Landes, dann das Leben seiner Bewohner und endlich dieses Land als Schauplatz der biblischen Geschichte zum Gegenstande unserer Betrachtung machen.

Dabei sollen jene Züge, die sich besonders auf das Leben und die Lehre des Heilandes beziehen, dem nächsten Vortrage überlassen bleiben.

I. Die natürliche Beschaffenheit Palästinas

§ 1. Die allgemeine Bodengestaltung

4. Entstehung des Landes. Die Forschung des letzten Jahrhunderts setzt uns vor allem in den Stand, uns von der allgemeinen Bodengestaltung Palästinas ein viel klareres Bild zu machen, als es früheren Zeiten möglich war¹.

Die allmähliche Entstehung dieser Bodengestaltung müssen wir uns nach den Ergebnissen dieser Forscherarbeit ungefähr also denken.

Das mittelländische Meer bildet heutzutage in seinem östlichen Teile zwischen dem Südrande Kleinasiens und der Nordküste Ägyptens das grosse sogenannte levantinische Becken. In dem Gebiete, das sich jetzt östlich von diesem Becken bis nach Mesopotamien hin erstreckt, gehören die nachweisbaren Schichtgesteine vorherrschend den Meeresablagerungen der späteren Kreidezeit an, die man in der Geologie mit den Namen Cenoman, Turon und Senon bezeichnet. Dazu kommen spätere Ablagerungen des sogenannten Eozän aus der ersten Periode der Tertiärzeit. Es sind meistens Kalkgesteine von verschiedener Farbe und Härte, deren Unterlage die älteste Schicht des braunroten nubischen Sandsteines bildet. Stellenweise kommen eigentümliche Mergelbildungen hinzu, namentlich zu beiden Seiten des heutigen Jordan; man nennt sie „Lisânmergel“, nach der Landzunge am Südennde des Toten Meeres. Ausserdem

¹) Eine gute Zusammenstellung der hierher gehörigen Ergebnisse der neueren Forschungen bietet *Valentin Schwöbel*, Die Landesnatur Palästinas (Das Land der Bibel 1, 1 und 3). Leipzig 1914.

treten in manchen Gegenden bedeutende Feuersteinlager und weite Strecken mit Basalt und Lava zu Tage.

Aus der Beschaffenheit der ursprünglichen Steinschichten schliesst man, dass sich das Land erst nach der ersten Hälfte der Tertiärzeit endgültig aus dem Meere erhoben hat, und zwar in der Form eines grossen Tafelgeländes oder einer sogenannten Wüstentafel, die sich vom heutigen Ägypten über Arabien, Palästina, Syrien bis nach Mesopotamien erstreckte. Die verschiedenen Ablagerungen befanden sich ursprünglich in horizontal übereinander liegenden Schichten, wie es noch heute vielfach erkennbar ist.

Aber die Gestalt und die ursprüngliche Lagerung der Schichten erscheint heute in mannigfacher Weise und aus verschiedenen Ursachen gestört und verändert. Die Hauptursachen, die an der Bildung der heutigen Bodengestaltung beteiligt sind, lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen.

5. Die atmosphärische Erosion. Zeitlich zuerst und in der Dauer am längsten fortwirkend bis in unsere Gegenwart setzte die atmosphärische Erosion ein. In langsamer und gewaltiger, wenn auch nicht immer gewaltsam auftretender Arbeit begann sie eine Schicht nach der anderen wie mit nimmer rastenden Hammerschlägen zu zertrümmern. Bei dieser Zerstörungsarbeit standen und stehen in ihrem Dienste einerseits die glühende Sonnenhitze und die Gewalt des Windes, besonders in der regenlosen Sommerzeit, anderseits, namentlich während der winterlichen Regenperiode, das vom Himmel strömende und allmählich auch in Mulden und Rinnsalen auf dem Boden sich sammelnde und fliessende Wasser.

1) Die Wirkungen dieser langsamen, aber durch Jahrhunderte und Jahrtausende fortdauernden Tätigkeit liegen in der heutigen Bodengestaltung des Landes offen zu Tage. Am meisten fallen in die Augen die tiefeingeschnittenen Täler und Schluchten, die heute für gewöhnlich nur während der Regenzeit einem kurzlebigen Wasserlaufe als Bett dienen. Bei der tiefen Senkung der Jordanfurche werden wir die hauptsächliche Entstehungsursache allerdings in den tektonischen Veränderungen zu suchen haben, auf die wir gleich bei der zweiten Klasse zu sprechen kommen. Auch bei manchen anderen tieferen Einschnitten werden wir neben den atmosphärischen Ursachen wohl ebenfalls auf diese zweite Klasse Rücksicht nehmen müssen.

Es erscheint aber durchaus wahrscheinlich und wird von neueren Forschern festgehalten, dass auch die „spülenden und fließenden“ Wasser schon vom Anfang der Erhebung dieses Tafellandes an bei der Bildung jener Einschnitte beteiligt waren, und zwar schon bevor durch die grosse tektonische Umwälzung sich der Jordangraben als tiefe Scheide zwischen das Ost- und Westland gelegt hatte. Den Beweis dafür findet man besonders in der auffallenden Tatsache, dass der grössten Talsenkung auf der Ostseite, nämlich dem Bette des Jarmuk, der sich jetzt südlich vom See Genesareth in den Jordan ergiesst, der tiefste Einschnitt auf der Westseite in der Ebene Esdrelon und dem Tale des Kison mit ganz ähnlicher Lage der Schichten entspricht. Dieselbe merkwürdige Erscheinung wiederholt sich auch bei der zweitgrössten Quersfurche im Osten und Westen, wo das Jaboktal auf der östlichen Seite sich in der zwischen Ebal und Garizim hindurchziehenden Senkung von Sichem fortzusetzen scheint. Diesen Tatsachen dürfte wohl die Annahme am besten gerecht werden, dass die jetzigen Hauptzuflüsse des Jordans vor der Bildung des nach Süden gehenden tiefen Grabens das ganze Land in ost-westlicher Richtung bis zum Meere hin durchschnitten.

2) Im Laufe der Zeiten hat dann die Macht des Wassers, die in früheren Perioden eine viel grössere Wirksamkeit als heute entfalten konnte, namentlich im Anschluss an die grossen tektonischen Störungen überall bei der Bodengestaltung des Landes sich geltend gemacht. Ausser den grossen und kleinen Einschnitten der Täler und Schluchten ist dieser Arbeit zum grossen Teile die Abtragung weiter Stücke der obersten Schichten, die Wegspülung der Humusdecke, die Zerklüftung und Zerreissung der oft ganz zerfressenen Kalkfelsen und die ausgedehnte Höhlenbildung im Innern der Kalkmassen und an den Rändern der grossen Talschluchten zuzuschreiben.

Als eine Folge der starken winterlichen Platzregen sind auch die nicht seltenen Erdrutsche zu betrachten, durch die an den Abhängen der Berge und Hügel oft viel fruchtbarer Boden in die Täler hinabgleitet.

3) In anderer Weise vollführen die sommerliche Sonnenglut und die Winde ihr Zerstörungswerk. Tag für Tag wirken die Sonnenstrahlen während der sechs oder sieben fast regenlosen

Monate unausgesetzt auf den nur spärlich durch Wald und Vegetation geschützten Boden und verwandeln so die oberste Schicht allmählich in feinen Staub, mit dem dann die Winde bald ihr mutwilliges Spiel treiben. So verschwindet z. B. mancherorts auch der letzte Rest des Humusbodens, der sich irgendwo bilden möchte und von den strömenden Regengüssen nicht weggeschwemmt wurde.

4) Gemeinsam sind die verschiedenen atmosphärischen Ursachen an manchen Verwitterungserscheinungen beteiligt, die weiten Strecken des Landes ihr eigentümliches Gepräge geben. Dazu gehört vor allem der lockere und fruchtbare Boden, der fast überall, wo nicht der kahle Fels zu Tage tritt, die Stelle der fehlenden Humusdecke ersetzt. In vulkanischen Gebieten ist dieser Ersatz eine dunkelbraune, lehmige Erde, die aus der Verwitterung der obersten Lavadecke entstanden ist. Wo hingegen die Kalksteine vorherrschen, bildet sich durch die Verwitterung entweder in mergelreichen Gebieten gelblicher Lehm Boden, oder bei eisenhaltigen Kalksteinen die sogenannte terra rossa, die rote Erde, ein Produkt, das nur in den Kalkgebieten der Mittelmeerregion vorkommt.

Eine andere, den gleichen Gebieten eigentümliche Erscheinung scheint ebenfalls eine gemeinsame Wirkung starker Platzregen und der bald darauf folgenden Sonnenglut zu sein. Es sind die bis zu zwei Meter dicken weissen Krusten, die weite Strecken des Kalkgesteins bedecken. Man bezeichnet sie mit dem arabischen Namen „nâri“. Sie geben manchen Gebieten ihr ödes, weissliches Aussehen und die flachgewölbten Formen der runden, niedrigen Kuppen.

6. Tektonische Veränderungen. Zum Teil noch nachhaltiger als diese atmosphärischen Elemente wirkte auf die Bodengestaltung des Landes eine zweite Klasse von Ursachen ein, die man als tektonische bezeichnet. Ihre Wirkungen zeigen sich hauptsächlich in den Einbrüchen, Hebungen und Senkungen der ursprünglichen Schichten, durch die der ganze Aufbau der heutigen Gestalt des Landes in wesentlichen Stücken bedingt ist.

1) An erster Stelle gehört zu diesen Wirkungen die grosse Grabensenkung, die das ganze ehemalige Tafelland von den Grenzen Kleinasiens bis an die afrikanische Ostküste in nord-südlicher Richtung durchzieht. Ihren Ursprung verlegen die neu-

eren Forscher in den Anfang der geologischen Periode des Diluvium. Sie nehmen an, dass sich bei der fortschreitenden Austrocknung des Landes, unterstützt von den atmosphärischen Ursachen, ein System von Spalten in den horizontal gelagerten Schichten gebildet habe. Der südlichen Richtung dieser Spalten folgend entstand dann ein tiefer Grabenbruch, indem der mittlere Teil der Schichten sich bedeutend senkte, bald in grösserer, bald in geringerer Breite und Tiefe.

So entstand zwischen den hohen Gebirgsrücken des Libanon und Antilibanos im nördlichen Teile die cölesyrische Hochebene mit den Flussbetten des Orontes und Leontes. Viel tiefer senkte sich der Graben in seinem mittleren Teile, zwischen dem Fusse des grossen Hermon und dem Felsrücken der Araba. Schon im Norden, nicht weit vom Süden des heutigen Huleh-sees ab, senkt sich hier der Einschnitt unter den Meeresspiegel und erreicht in seinem südlichen Winkel im heutigen Toten Meere die tiefste Depression der Erdoberfläche unter den Spiegel des Meeres bei nahezu —400 Meter. Er erhebt sich dann wieder über den Meeresspiegel in der Araba bis zu 240 m über dem Meere und setzt sich durch das Rote Meer bis nach Ostafrika hin fort.

Der mittlere und tiefste Abschnitt dieser Grabensenkung bewirkte für das Hauptland der Bibel die charakteristische Scheidung in eine östliche und eine westliche Hälfte von ungleicher Ausdehnung. Auf beiden Seiten erhoben sich grosse sogenannte Tafelhorste, deren Wasser bald die zwischen ihnen liegende Senkung in einen grossen See verwandelten. Derselbe blieb jedoch von jeder Verbindung mit dem Meere im Westen und Süden abgeschlossen und verlor durch beständige Verdunstung immer mehr an Umfang, bis sein Rest, wohl auch infolge neuer Veränderungen des Bodens, sich auf die drei heutigen Seebecken des Huleh, des Sees von Genesareth und des Toten Meeres verteilte. In den Zwischenstrecken sammeln sich jetzt die Regen-, Quell- und Flusswasser im Jordan, der vom Fusse des Hermon sich sein Bett tief in die Sohle der Senkung gegraben hat und die drei Seebecken miteinander verbindet.

2) Ausser und zum Teil auch schon vor diesem Hauptgraben bildeten sich in den ursprünglichen Schichten noch eine Reihe von anderen Brüchen, teils in der gleichen nord-südlichen,

teils auch als Querbrüche in ost-westlicher Richtung verlaufend. Das freilich noch weniger erforschte Ostjordanland scheint davon mehr verschont geblieben zu sein. Hingegen entstanden im Westen durch solche Nebenbrüche neue Verwerfungen und Störungen der Gesteinslage, durch die der Überblick über den ganzen Aufbau des Landes bedeutend erschwert wird. Wir müssen es uns versagen, auf die Einzelheiten hier näher einzugehen.

3) Eine Folgeerscheinung der gewaltsamen Umwälzungen der Oberfläche des Landes ist auch die Häufigkeit der Erdbeben, namentlich am Rande des tiefen Grabenbruches der Jordansenkung. Man hat in diesem Gebiete seit Christi Geburt 33 Erdbeben gezählt, von denen geschichtliche Nachrichten vorliegen. Bei der letzten grossen Katastrophe vom 1. Januar 1837 haben insbesondere die Städte Nazareth, Tiberias und Safed schwer gelitten. In der letzteren Stadt fanden etwa 4000 Menschen den Tod.

7. Vulkanische Erscheinungen. Im Zusammenhang mit den grossen tektonischen Umwälzungen stehen auch die vulkanischen Erscheinungen, die als dritte Klasse der bei der Bodengestaltung des Landes tätigen Ursachen in Betracht kommen.

1) Der Hauptherd der vulkanischen Tätigkeit lag im nördlichen Ostjordanland, wo im heutigen Haurân und Dschôlân eine grosse Zahl erloschener Vulkane aus dem Hochland aufragen. Von den Bergen des Haurân haben sich die mächtigen Lavaströme namentlich in das nördliche Plateau der heutigen Ledschah ergossen und die ganze Gegend in ein wild zerrissenes, fast unwegsames „Rauhland“, die alte Trachonitis, verwandelt.

Auch im südlichen Teile des Ostlandes, auf dem Plateau von Moab und in einigen Schluchten auf dem Ostufer des Toten Meeres, finden sich die Spuren der einstigen vulkanischen Tätigkeit.

2) Im Westjordanlande begegnen wir diesen Spuren, namentlich Basaltsteinen und Lava, wiederum besonders im Norden, im heutigen oberen Galiläa. Von hier und vom gegenüberliegenden Dschôlân haben die glühend-flüssigen Massen auch einen Teil der oberen Jordansenkung bedeckt und so wahrscheinlich den Anstoss zur Abtrennung des Hulehsees gegeben. Auch die Umgebung des Sees Genesareth ist vulkanisches Gebiet; na-

mentlich im nördlichen Teile tritt dieser Charakter noch heute klar hervor, wie auch südlich auf dem Gebirge Gelboa und an den Rändern der Ebene Esdrelon.

Doch macht sich in dieser Ebene wie auch an den Ufern des anmutigen Sees von Genesareth und anderswo auch eine sehr willkommene Wirkung jenes vulkanischen Charakters bemerkbar. Die basaltische Lavadecke, die einst alles Leben und die ganze Vegetation des Landes vernichtete, hat sich im Lauf der Jahrtausende, wie schon bemerkt wurde, durch die langsam fortschreitende Verwitterung in eine braune Lehmerde verwandelt, die an Stelle des fehlenden Humus dem Boden grosse Fruchtbarkeit verleiht.

3) Eine andere Begleiterscheinung des gleichen vulkanischen Charakters erweist sich ebenfalls dem Menschen sehr heilsam. Es sind die zahlreichen heissen Quellen, zum Teil mit salz- und schwefelhaltigem Wasser, die noch heute von den Bewohnern als Heilbäder aufgesucht werden und nach Ausweis der alten Baureste und der geschichtlichen Nachrichten auch zur Zeit Christi schon aufgesucht wurden. Einige der bekanntesten sind die Thermalquellen am Westufer des Sees von Genesareth, nördlich von 'Ain et-Tâbigha und südlich von Tiberias, ferner im unteren Tale des Jarmuk und in der prächtigen Schlucht des Zerka Ma'in am nördlichen Ostufer des Toten Meeres.

§ 2. Die natürliche Gliederung des Landes

8. Der Jordangraben. Die bisherigen Ausführungen bieten uns schon die Hauptlinien zu dem Bilde der natürlichen Gliederung Palästinas. Versuchen wir dieses Bild nach einigen Seiten hin etwas zu vervollständigen.

Nach dem Gesagten sind drei Hauptteile des Landes zu unterscheiden: der tiefe Jordangraben, das Ostjordanland und das Westjordanland.

1) Die Jordansenkung hat von der nördlichsten Quelle des Flusses bis zum Süden des Toten Meeres in der Luftlinie gemessen eine Länge von ungefähr 275 Kilometern. Die Breite schwankt sehr. Während sich der Fluss in seinem Quellgebiete am Fusse des grossen Hermon und wiederum in seinem Laufe zwischen den beiden Seen Huleh und Genesareth sein Bett

durch enge Felsschluchten gegraben hat, erweitert sich das Tal schon oberhalb des Hulehsees zu einer Niederung von etwa 15 Kilometer Breite. Vom Becken des Sees Genesareth mit einer grössten Breite von fast 12 Kilometern bis zum Toten Meere mit etwa 17 Kilometer Breite wechselt die Weite der Talsenkung von 5 zu 15 Kilometern. Etwa in der Mitte dieser breiteren Senkung, die zwischen dem See Genesareth und dem Toten Meere von den Arabern el-Ghôr d. h. die Senke genannt wird, liegt ungefähr 15 Meter tiefer ein nur einen Kilometer breiter Graben, ez-Zôr genannt, durch den der Fluss seine meist nur 20 bis 30 Meter breite Furche gegraben hat.

2) Der Charakter dieser Jordansenkung war in den biblischen Zeiten der gleiche wie heute. In ihrem grössten Teile ist sie auch heute noch das, was ihr alter biblischer Name „Arabah“ bezeichnete, nämlich eine öde und unfruchtbare Wüste. Nur in einem schmalen Streifen zu beiden Seiten des Flusses gedeiht die „*Pracht des Jordans*“, von der schon die Propheten redeten (Jer 12, 5; 49, 19; Zach 11, 3), mit ihren Oleanderbüschen und Tamarisken, Euphratpappeln und Senfsträuchern, Akazien, Galaadbalsam und mancherlei anderen Sträuchern. Aber weder diese „*Pracht*“ noch auch die Oasen in der Nähe von sprudelnden Quellen vermögen dem Ghôr seinen Wüstencharakter zu nehmen, der namentlich in seinem südlichen Teile immer schroffer hervortritt.

3) Diesem Charakter entsprechend war die Jordansenke auch in alter Zeit nur an einzelnen Stellen besiedelt, wo der Wasserreichtum von Quellen und Zuflüssen und kleinere Ebenen die Vorbedingungen für den Anbau des Landes boten. Auch grössere Verkehrswege für die Verbindung von Nord und Süd gab es in diesem mittleren Teile des Landes einst ebensowenig wie jetzt.

Durch die drei Seen des Huleh, von Genesareth und des Toten Meeres ist die natürliche Dreiteilung dieses mittleren Gebietes gegeben. Unter diesen drei Becken zeichnete sich die Umgebung des Sees von Genesareth durch grosse Fruchtbarkeit aus. Seine Ufer waren im Altertum noch weit mehr als heute mit grösseren und kleineren Ansiedlungen übersät.

9. Das Ostjordanland. Das Land jenseits des Jordans, das man häufig unter dem alten Namen Peräa zusammenfasst, ist

im allgemeinen eine mehr geschlossene Hochebene, die den ursprünglichen Tafelcharakter noch viel besser bewahrt hat als der Westen. Es erhebt sich in mittlerer Höhe zu 800 bis 900 Metern und fällt ziemlich steil nach dem Ghôr hin ab, während es gegen Osten sich allmählich zur syrischen Wüste verflacht.

Durch den tiefen Einschnitt des Jarmuktales südlich vom See Genesareth wird der höhere nördliche, ganz vulkanische Dschôlân von dem südlichen Kalkgebiete getrennt. In diesem lassen sich wieder die beiden biblischen Landschaften Galaad und Moab unterscheiden. Die erstere reicht ungefähr bis zum Wâdi Hesbân gegenüber von Jericho und wird durch das Tal des Jabok (*Nahr ez-Zerqâ*) in zwei Hälften geteilt. Südlich davon erstreckt sich die moabitische Hochebene, vom Arnon (*Wâdi el-Môdschib*) durchquert, bis an das Südende des Toten Meeres.

Das ganze Ostjordanland, und namentlich der südliche Dschôlân und das nördliche Galaad, war und ist eine sehr fruchtbare Gegend mit herrlichen Weiden und Feldern, und zum Teil auch heute noch mit ausgedehnten Waldbeständen.

10. Das Westjordanland. Infolge der früher angedeuteten Ursachen ist das Westjordanland weit mehr zerrissen und weniger einheitlich als das östliche Gebiet. Es umfasst die Küstenlandschaft und das dreigliedrige Binnenland.

1) An der Meeresküste ist dem Gebirge ein Landstreifen vorgelagert, der sich nach Süden hin etwas erbreitert. Zweimal durchbricht das bis zum Meere vorspringende Gebirge diesen Streifen, nördlich von Akko in der alten *Scala Tyriorum*, dem heutigen Vorgebirge Râs en-Nâqûra (nach anderen dem nördlicheren Râs el-abyad) in der Kette des Dschebel el-Muschaqqah, und südlich in dem weit bedeutenderen Karmelgebirge bei dem heutigen Haifa. So lassen sich oberhalb des Karmel die beiden kleinen Küstenebenen von Akko und Tyrus unterscheiden, von denen die letztere bei der alten Phönizierstadt sich zu einem fruchtbaren Gartenland erweitert.

Die grössere südliche Küstenebene vom Karmel bis nach Gaza zerfällt wiederum in zwei Hälften, als deren Grenzscheide man den Nahr el-'Audschâ im Norden von Jaffa betrachten kann. Der nördliche Teil ist die alte Ebene *Saron*, der südliche die einstige Philisterebene *Sephela*. Beide Gebiete sind, abgesehen von den öden Sanddünen längs des Strandes, sehr fruchtbar

und eignen sich vorzüglich für Acker- und Weinbau. Doch haben sich bei den Flussmündungen in der nördlichen Landschaft grössere Sumpfstrecken gebildet.

2) Im Binnenland sind die drei historischen Landschaften von Judäa, Samaria und Galiläa auch durch ihren besonderen Charakter unterschieden, wenngleich sich die natürlichen Grenzscheiden nicht genau mit den geschichtlichen decken.

In Judäa ist das Gebirge höher und geschlossener. Der einheitliche, in ziemlich gerader Richtung von Süden nach Norden ziehende Bergkamm mit einer mittleren Höhe von etwa 800 Metern, der die Wasserscheide zwischen dem mittelländischen und Toten Meere bildet, ist von keinem Quertale ganz durchbrochen. Er liegt nicht in der Mitte des Landes, sondern näher nach dem Ghôr hin. Deshalb sind die Täler auf der Ostseite, in der sogenannten Wüste Juda kürzer und steiler als auf der Westseite gegen die Sephela. Im Süden schliesst sich an das Gebirge die im Alten Testament als *Negeb* d. h. Südland bezeichnete Steppe an, die später den Namen Idumäa erhielt.

3) Die zweite Binnenlandschaft Samaria erstreckt sich nördlich von Judäa, etwa von dem schon erwähnten Nahr el-'Audschâ oberhalb Jaffa bis zur Ebene Esdrelon (*Merdsch Ibn Amir*), die vom Nordfuss des Karmel an das Land quer bis zum Jordan durchschneidet. Auch dieses Gebiet ist in seinem zentralen Teile ein Bergland, doch weniger einförmig als Judäa und besonders in seinem nördlichen Teile viel mehr von Tälern und kleineren fruchtbaren Ebenen unterbrochen. Der einheitliche Gebirgskamm fehlt fast ganz, und in der Mitte wird das Bergland von einem Quertale bei Sichem durchschnitten. Nach Nordwesten hin bis zum Meere bildet die geschlossene Kette des Karmel eine Fortsetzung des nordsamaritischen Gebirges.

4) Die nördlichste Landschaft Galiläa umfasst die genannte Ebene Esdrelon und die Ausläufer des Libanon bis an den Nahr el-Qasimîyeh nördlich von Tyrus. Die Ebene und den südlichen Teil dieser Ausläufer unterscheidet man als Unter-galiläa von dem nördlichen Obergaliläa, das schon ganz den Gebirgscharakter des Libanon trägt und im Dschebel Dschermak (1199 m) nordwestlich von Safed die höchste Erhebung des Westjordanlandes aufweist. Der verwitterte vulkanische Boden

in Verbindung mit dem grossen Wasserreichtum machen Galiläa zum fruchtbarsten Teile des Westlandes.

II. Zum Schluss dieser allgemeinen kurzen Übersicht über das Land noch zwei Bemerkungen.

1) Die erste betrifft den Anteil, den die neuere Forschung an dieser Kenntnis des Landes hat. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, dass es sich bei den erwähnten Verhältnissen um Tatsachen handle, die sich zu jeder Zeit leicht nachweisen liessen und die deshalb auch schon früher allgemein bekannt sein konnten. Und doch war z. B. die hervorstechendste dieser Tatsachen, nämlich die Depression der Jordansenkung, noch vor 80 Jahren ganz unbekannt. Man erzählt von einigen Reisenden aus dem Jahre 1837, dass sie durch ihre Messungen beim Toten Meere eine Depression von $-194,5$ m fanden. Sie hielten dieses Ergebnis aber für so unrichtig und unmöglich, dass sie davon gar nicht zu sprechen wagten. Erst ungefähr dreissig Jahre später wurde von *Wilson* 1865 die Tiefe von $-393,8$ m für den Spiegel des Toten Meeres festgestellt, die heute nach neueren Forschern nur mehr -392 m beträgt.

Auch die übrigen Tatsachen, die für die Kenntnis der Bodengestaltung des Landes von grundlegender Bedeutung sind, wurden grösstenteils erst in den letzten Jahrzehnten nachgewiesen.

2) Die zweite Bemerkung bezieht sich auf die biblische Erzählung vom Untergang Sodomas und der Nachbarstädte und die Entstehung des Toten Meeres. Man glaubte früher vielfach, aus den Worten des heiligen Textes schliessen zu müssen, dass das ganze Salzmeer erst durch dieses göttliche Strafgericht entstanden sei. Vorher habe dort der Jordan das herrliche Paradies der Jordansau gebildet, das sich Lot zu seinem Aufenthalte wählte. Der Fluss habe damals, so meinte man, seinen Lauf durch die Arabah bis zum Roten Meere fortgesetzt und seine Mündung im Golfe von Akaba gehabt.

Es ist aber zunächst klar und heute von allen anerkannt, dass die Erzählung über den Untergang Sodomas im 19. Kapitel der Genesis durchaus nicht die damalige Entstehung des ganzen Toten Meeres voraussetzt. Allen Angaben des Textes entspricht vollkommen die Annahme, dass die geschilderte Katastrophe

sich auf das Südende des schon bestehenden Salzsees beschränkte und im Gefolge derselben nur die Gegend der vorher dort liegenden vier Städte vom Wasser bedeckt wurde.

Anderseits steht es wissenschaftlich ausser Zweifel, dass das Tote Meer schon zu Beginn der geschichtlichen Periode Palästinas bestand, und dass der Jordan in geschichtlicher Zeit niemals mit dem Roten Meere in Verbindung gestanden hat, von dem er durch die 240 m hohe Schranke der Gebirges der südlichen Arabah getrennt ist. Eine Verschiebung des Niveaus von -392 m auf eine Höhe von über 240 m über den Meeresspiegel ist in geschichtlicher Zeit ganz ausgeschlossen.

Die wahrscheinlichste Annahme, die wissenschaftlich von dem Geologen *Max Blanckenhorn* begründet wurde, lässt sich mit der biblischen Erzählung ganz gut in Einklang bringen. Gott der Herr konnte sich bei dem furchtbaren Strafgerichte über die gottlosen Städte ganz gut auch der natürlichen Mittelursachen bedienen. Ein vulkanischer Ausbruch ist wegen der Beschaffenheit der Gesteine am Südende des Toten Meeres nicht wahrscheinlich, obwohl die Spuren einer ehemaligen vulkanischen Tätigkeit am Ostufer nicht ganz fehlen. Man wird aber eher an ein Versinken der Gegend am Südende durch ein Erdbeben zu denken haben, infolge dessen sich die im Innern eingeschlossenen Gase entzündeten und das ganze an Asphalt (Gen 14, 10) und Erdölquellen reiche Gebiet in Flammen setzten.

§ 3. Das Klima

12. Allgemeines. Die klimatischen Verhältnisse Palästinas werden beeinflusst von der Lage des Landes zwischen dem 31° und 33°15' nördlicher Breite, von der Nähe des Mittelmeeres auf der einen und der syrisch-arabischen Wüste auf der anderen Seite, von dem Gebirgscharakter des Landes und der tiefen Depression der zentralen Jordansenkung. Infolge seiner Lage gehört es zur subtropischen Zone und zum Gebiete des Mittelmeerklimas. Durch die besonderen Verhältnisse des Landes sind aber manche Eigentümlichkeiten und Schwankungen auch hinsichtlich des Klimas bedingt.

Wir müssen uns auf die Hervorhebung einiger Hauptpunkte beschränken, die mit Rücksicht auf die Bibel ein besonderes

Interesse beanspruchen können. Auch hier haben wir es wiederum mit Fragen zu tun, über die erst die Beobachtungen der letzten Jahrzehnte einiges Licht verbreitet haben. Und selbst dieses Licht ist noch so spärlich, dass es längst nicht für die Aufhellung von allen Punkten ausreicht.

Für die Kenntnis des Klimas kommen vorzüglich in Betracht die Windverhältnisse, die Feuchtigkeit der Luft und die Temperatur.

13. Die Winde. 1) Auf die Windverhältnisse ist die Lage zwischen dem Gebiete der Passatwinde im Süden und dem der veränderlichen Winde im Norden von Einfluss. Im Sommer herrscht hinsichtlich der Luftströmungen grössere Regelmässigkeit als im Winter, und zwar sind es im Sommer vorherrschend Nordwest- und Westwinde, während im Winter häufig die Regen bringenden Südwestwinde mit Ost- und Südostwinden wechseln. Im Jordantale sind reine Nord- und Südwinde häufiger, erstere im Winter und letztere im Sommer, wenn die Senkung ihre tropische Hitze angenommen hat.

2) Am wohlthuendsten für das Land sind die besonders im Sommer regelmässig wehenden Seebrisen. Am meisten gefürchtet ist hingegen der aus der Wüste kommende Südostwind mit seiner oft sehr beschwerlichen und alles versengenden Hitze. Er ist am häufigsten in den Übergangsmonaten April und Mai sowie im September und Oktober. Seine Verheerungen waren schon in alter Zeit der Schrecken des Volkes. Es ist „der Sturmwind aus der Wüste“, durch den das Haus über den Kindern Jobs zusammenbrach (Job 1, 19), der „Glutwind“, der das Gras und die Pflanzen und die Reben verdorren macht und selbst die Bäche und Quellen austrocknet, und der deshalb den Propheten ein so geläufiges Bild des plötzlich hereinbrechenden Strafgerichtes Gottes ist (Ps 102, 15f; Jer 4, 11; 18, 17; Ez 17, 10; 19, 12; Os 13, 15 u. ö.). Er wird von den Arabern der Ostwind (*esch-scharqîyeh*) genannt, woraus im Vulgärarabischen „*schlûq*“ und im Italienischen „*scirocco*“ geworden ist.

3) Auf eine besondere Eigentümlichkeit der Luftströmungen wollen wir hier nur mit einem Worte hinweisen. Im Jordantal und insbesondere im Kessel des Sees von Genesareth treten die Winde häufig als plötzliche und sehr heftige Stürme auf, die von oben über das Seebecken herabsteigen. Bei einigen Szenen

aus dem Leben Jesu werden wir auf diese Tatsache noch zurückkommen müssen. Übrigens nehmen die Winde, und nicht bloss der Scirocco, auch im ganzen Lande nicht selten einen sehr stürmischen Charakter an, namentlich während der winterlichen Regenzeit.

14. Die Feuchtigkeit der Luft. 1) Hinsichtlich der Feuchtigkeit der Luft unterscheidet man in Palästina, wie mehr oder weniger in allen Mittelmeerländern, eine regnerische Winter- und eine regenlose Sommerzeit. Die Grenze zwischen beiden liegt Ende Oktober und anfangs April, sodass etwa $6\frac{1}{2}$ Monate auf die Regen- und $5\frac{1}{2}$ auf die Sonnenzeit fallen. Auch in dieser Beziehung war es im Altertume gerade so wie heute, wie wir aus manchen gelegentlichen Bemerkungen der Heiligen Schrift sehen (Gen 8, 22; Ps 73, 17; Cant 2, 11; Is 18, 6 u. ö.).

2) Wir dürfen dies aber nicht so verstehen, als regnete es beständig oder doch fast immer von Ende Oktober bis Anfang April. Die jährliche Regenmenge fällt zwar fast ganz innerhalb dieser Zeit, aber es gibt doch auch in diesen Wintermonaten viele regenlose, sonnige Tage. Die Zahl der Regentage ist im Süden geringer als im Norden, im Gebirge höher als an der Küste. Sie wechselt auch in den einzelnen Jahren oft ganz bedeutend. Als Durchschnittszahlen der Regentage werden angegeben für Jerusalem 57,6, Nazareth 63,3, Beirut 62, Haifa 61,6, Jaffa 50,9, Gaza 40,6, Der'a im Ostjordanland 45. Es gab aber z. B. in Jerusalem im Jahre 1864 nur 36 Regentage, hingegen 75 im Jahre 1890. Ebenso wechselt auch die Regenmenge. Sie beträgt im Durchschnitt für Jerusalem 661,8 (nach anderen nur 620) mm, Nazareth 620, Beirut 880, Haifa 600, Jaffa 500, Gaza 420, Jericho 200—250, Tiberias 460, im Ostjordanland 300—400. Doch hat Jerusalem auch schon 976 und im Winter 1905/06 sogar 1064 mm gehabt, hingegen in einem anderen Jahre nur 404 und im Winter 1869/70 bloss 318 mm.

3) In der Regel ist der Regenfall sehr ergiebig und von heftigen Winden begleitet. Namentlich zu Beginn der Regenzeit tragen die Niederschläge nicht selten einen fast wolkenbruchartigen Charakter. Es ist auch leicht begreiflich, dass die Regengüsse im allgemeinen viel reichlicher sein müssen als bei uns. Denn die Regenmenge ist in Palästina fast die gleiche wie in Mitteleuropa; sie verteilt sich aber auf eine verhältnis-

mässig kleine Zahl von Regentagen während der einen Hälfte des Jahres.

4) Von besonderer Bedeutung für die Bebauung des Landes ist der sogenannte Früh- und Spätregen, d. h. der Anfang und das Ende der Regenzeit. Das von der sommerlichen Hitze und Trockenheit ganz ausgedörrte und harte Ackerland muss zuerst vom Regen aufgeweicht werden, damit der Landmann pflügen und seinen Samen ausstreuen könne. Und wenn die Saat herangewachsen ist und die Ähren sich gebildet haben, ist wiederum der Regen die notwendige Bedingung für den Ansatz und die Entwicklung der Körner. Die Bestellung des Ackers muss für gewöhnlich im November geschehen, damit die Ernte im April oder spätestens anfangs Mai gehalten werden kann. So ist es von der grössten Wichtigkeit, dass die Regenzeit mit dem ersten Frühregen Ende Oktober oder anfangs November einsetze und mit dem Spätregen Ende März oder anfangs April aufhöre. Verspätet sich der Frühregen oder bleibt er gar bis zum Januar aus, so steht es mit der Aussaat schlimm, und ebenso nachteilig ist es, wenn die Regenperiode schon anfangs März aufhört und der rechte Spätregen fehlt.

So verstehen wir es erst ganz, weshalb die heiligen Bücher nicht bloss so oft auf die Bedeutung des Regens im allgemeinen als auf das Zeichen des Segens von oben hinweisen — wir müssen ja dasselbe auch für unsere Gegenden sagen —, sondern auch den Beweis des besondern Segens Gottes so häufig gerade darin finden, dass der Herr „*dem Erdreich den Frühregen und den Spätregen sendet*“ (Deut 11, 14), und zwar „*zur rechten Zeit*“, indem er so „*die Fülle der jährlichen Ernte sicher gewährt*“ (Jer 5, 24). Deshalb begründet der heilige Jakobus die Mahnung zum geduldigen Ausharren mit dem Hinweis auf das Beispiel des Landmannes: „*Sehet, der Landmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde. Er harret in Geduld, bis er Frühregen und Spätregen bekomme*“ (Jak 5, 7). Auch das messianische Heil wird mit dem gleichen Bilde des himmlischen Segens von den Propheten geschildert: „*Ihr Kinder Sions, jubelt und freuet euch im Herrn eurem Gott. Denn er sendet euch den Lehrer der Gerechtigkeit und wird Frühregen und Spätregen über euch herabsteigen lassen wie im Anfang. Und die Tennen werden voll sein vom Getreide und die Kellern übertoll von Wein und Öl. So will ich*

euch die Jahre wiedergeben, die die Heuschrecke verzehrt hat“ (Joel 2, 23—25; vgl. Os 6, 3).

In einigen Stellen wird der Spätregen allein hervorgehoben, dessen Bedeutung für das gute Gelingen der Ernte jedem Bewohner des Landes ganz besonders bekannt war. So schildert Jeremias das Strafgericht Gottes über sein sündiges Volk mit dem einen Zuge, dass *„die Regentropfen zurückgehalten wurden und der Spätregen ausblieb“* (Jer 3, 3; vgl. Am 7, 1). Aus dieser grossen Bedeutung erklärt sich auch der Vergleich Jobs: *„Sie warteten auf mich wie auf den Regen und harhten mit offenem Munde wie auf den Spätregen“* (Job 29, 23) und der andere im Buche der Sprichwörter: *„Heiterkeit im Antlitz des Königs ist Leben (für den Angeklagten) und seine Milde ist wie Spätregen“* (Prov 16, 15). Die Milde des Königs vollendet den Freispruch beim Gericht, wie der Spätregen durch die Beförderung der Körnerentwicklung das Wachstum der Saaten zum glücklichen Abschluss bringt.

5) An einer andern Stelle desselben Buches der Sprichwörter wird das freundlich-milde Antlitz des Königs mit dem Tau auf den Kräutern verglichen (Prov 19, 12), und in ähnlicher Weise ist der Tau allein oder in Verbindung mit dem Regen bei den Dichtern und Propheten des Alten Testaments ein beliebtes Bild der göttlichen Güte und des göttlichen Segens. *„Ich werde sein wie der Tau“*, antwortet der Herr in der trostreichen Schlussverheissung auf das demütige Gebet des Volkes beim Propheten Oseas, *„Israel wird aufspriessen gleich der Lilie“*, die auch in der regenlosen Sommerzeit ihren prächtigen Blütenkelch selbst unter Dornen entfaltet (Os 14, 6). *„Vom Taue des Himmels und von der Fettigkeit der Erde“* wünscht Isaak den Segen über Jakob und auch über Esau herab (Gen 27, 28. 39; vgl. Deut 33, 13. 28), und Regen und Tau werden im Lobgesange der drei Jünglinge zum Preise des Herrn aufgefördert (Dan 3, 64). Umgekehrt bedeutet es ein schweres Strafgericht Gottes, wenn er *„den Himmeln verbietet, den Tau zu spenden“* und infolgedessen die Erde kein Wachstum mehr gewährt (Ag 1, 10; vgl. 2 Reg 1, 21; 3 Reg 17, 1).

Auch diese Hervorhebung der Wichtigkeit des Taues entspricht ganz den Verhältnissen des Landes. Ohne den reichen Taufall würde der Boden während der heissen Sommermonate

in der Tat keinerlei Wachstum mehr gewähren. Vom April bis Oktober fällt fast jede Nacht reichlicher Tau, für den die regelmässigen feuchten Seewinde die Vorbedingung bilden. Er fehlt nur in jenen Teilen des Landes, die von diesen Winden nicht erreicht werden, besonders in der südlichen Hälfte des Jordangrabelns. Durch diese Art von Niederschlägen erhält der Boden auch im Sommer die notwendige Feuchtigkeit und die Sommerpflanzen mit ihren vielfach wolligen und flaumigen Stengeln und Blättern saugen begierig die kostbaren Tropfen ein, die ihnen die Kraft des Widerstandes gegen die sengende Sonnenglut bieten.

6) Eine dritte Art des Niederschlags, nämlich der Schnee, fällt für gewöhnlich nur auf den Bergen und an höher gelegenen Orten ein oder mehrere Male im Winter, meistens im Monat Januar. An der Küste und im Jordantal ist er eine grosse Seltenheit. Aber auch im Gebirge bleibt er in der Regel nur kurze Zeit liegen, oft nur wenige Stunden oder höchstens ein paar Tage. Doch zeigt z. B. der grosse Hermon, der im Munde des Volkes „der Schneeberg“ (*Dschebel et-teldsch*) genannt wird, bis tief in den Sommer hinein sein schneebedecktes Haupt und in seinen tiefen Schluchten hält sich der Schnee das ganze Jahr hindurch.

15. Die Temperatur. 1) Mit Rücksicht auf die Temperaturverhältnisse liegt Palästina zwischen den Jahresisothermen von $19,5^{\circ}$ und $21,5^{\circ}$ C. Es besteht jedoch ein grosser Unterschied zwischen der Küste, dem Gebrige und dem Jordantal. Man kann das Klima des Ghôr hinsichtlich der Temperatur als tropisch bezeichnen, das der Küste als gemässigt und das der höheren Berglagen als kalt. Doch ist auch das Verhältnis der Lage zum Meere und zum nördlichen oder südlichen Hang des Gebirges von grossem Einfluss.

2) Der kälteste Monat ist der Januar, der wärmste der August. Doch fallen die heissesten Tage oft in den Mai oder Juni. So wurden die höchsten Temperaturen meistens in den beiden genannten Monaten beobachtet, auf dem Karmel $32,6^{\circ}$, in Haifa und Gaza 40° , in Jerusalem $42,2^{\circ}$, in Nazareth $43,6^{\circ}$, in Tiberias $45,6^{\circ}$; umgekehrt die tiefsten Temperaturen gewöhnlich im Januar, in Gaza $+ 4^{\circ}$, in Tiberias $+ 1,1^{\circ}$, in Haifa $- 1,6^{\circ}$, in Nazareth $- 3,7^{\circ}$, in Jerusalem $- 6^{\circ}$ und in Hebron $- 7,3^{\circ}$.

3) Die Unterschiede zwischen der höchsten und tiefsten Temperatur während des Tages und der Nacht sind am geringsten an der Küste, wo sie z. B. in Beirut von Mitte Juli bis Mitte September nach meinen Beobachtungen im Jahre 1895 oft nur 2 bis 3 Grad betragen. Am See Genesareth sind sie schon viel höher, nach den Beobachtungen der deutschen Lazaristen in 'Ain et-Tâbigħa in den beiden letzten Jahren 1914 und 1915 im Januar 10,5°, im Mai 18,5°, im August 9,5°, im November 12,8°. Am höchsten sind sie auf dem Gebirge und im Ostjordanland, wo die Hitze während des Tages sehr hoch steigt und in der Nacht eine sehr empfindliche Abkühlung eintritt.

Als mittlere Jahrestemperatur wird angegeben für Gaza 19,5°, Jaffa 19,7°, Haifa 20,3°, Jerusalem 15,9°, Tiberias 22,5°. Die mittlere Temperatur in einzelnen Monaten ist z. B. für Jerusalem im Januar 7°, Mai 18,9°, August 22,9°, Oktober 19,2°; für Beirut im Januar 14,5°, Mai 22,9°, August 28,5°, Oktober 25,4°, für 'Ain et-Tâbigħa am See Genesareth im Jahre 1915 im Januar 15,6°, Mai 26,3°, August 31,4°, Oktober 27,9°.

4) Noch ein Wort über die oft erörterte Frage der Klimaänderung seit dem Einzug der Israeliten. Sie wird in sehr verschiedenem Sinne beantwortet. Den Anspruch auf grössere Wahrscheinlichkeit dürfte aber wohl die Annahme erheben, dass die klimatischen Verhältnisse Palästinas sich seit diesem Einzug nicht wesentlich geändert haben. Der Reichtum an Quellen und Flüssen mag damals noch grösser gewesen sein als heute. Aber ein wesentlicher Unterschied des Klimas lässt sich nicht beweisen. Vielmehr sprechen alle Anzeichen dafür, dass ein solcher Unterschied nicht bestanden habe.

§ 4. Die Pflanzenwelt

16. Allgemeiner Charakter. Wie die genaue Kenntnis des Klimas Palästinas, so ist auch die Bekanntschaft mit der Pflanzen- und Tierwelt des Landes grösstenteils eine Frucht der neueren Forschungen. Auch diese Ergebnisse sind geeignet, uns manchen Text der heiligen Bücher in einem neuen Lichte zu zeigen.

1) Palästina vereinigt in seiner Flora die verschiedenartigsten Vertreter der drei Weltteile, zwischen denen es liegt. Mit Süd-

europa hat es sehr viele Arten der Mittelmeerflora gemeinsam; nach Afrika weisen mehr als 160 äthiopische und ägyptische Gattungen; die im Lande selbst einheimischen Pflanzen nebst 27 indischen und zahlreichen süd-arabischen Arten bezeugen die asiatische Heimat.

2) Bei der Betrachtung der einzelnen Gruppen muss man den Wildboden vom kultivierten Lande unterscheiden. Das Verhältnis war in den Tagen Christi und früher ein ganz anderes als gegenwärtig, weil manche Gegenden bewohnt und bebaut waren, wo man heute nur eine öde Steppe antrifft. Auch sind einzelne Gewächse, die sich heutzutage überall im Lande breit machen, erst später in Palästina eingeführt worden. So wurde, um nur ein Beispiel zu nennen, der Feigenkaktus (*Opuntia ficus indica*) erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts aus Amerika importiert, und die Maler sollten ihn deshalb nicht mit so grosser Vorliebe auf den Panoramen der Kreuzigung Christi oder auf den Bildern von Noemi und Ruth oder gar schon bei Kain und Abel anbringen.

Im übrigen wird aber die Pflanzenwelt Palästinas in den biblischen Zeiten im allgemeinen ein ähnliches Bild geboten haben wie heute.

17. Wildwachsende Pflanzen Wir können in der Pflanzenwelt des Wildbodens drei Gruppen unterscheiden, wenngleich sich die Grenzen nicht immer strenge einhalten lassen.

1) Die erste Gruppe umfasst die Gewächse, die vorzüglich in den wasserreichen Sumpfniederungen am Strande und im Innern vorkommen. An erster Stelle gehören dazu die eigentlichen Wasser- und Sumpfpflanzen, die zahlreichen Arten von Algen, Binsen, Schilf, allerlei Gräser und Moose. Besondere Erwähnung verdient darunter das schlanke und schwanke Pfeilrohr (*Arundo donax*) das dem Propheten Anlass zu dem schönen Vergleiche bietet: „*Sieh, du vertraust auf den zerbrochenen Rohrstab, auf Ägypten: will sich jemand auf ihn stützen, so dringt er ihm in die Hand und durchbohrt sie. So ist es mit dem Pharao, dem Könige Ägyptens, für alle, die sich auf ihn verlassen*“ (Is 36, 6; 4 Reg 18, 21). An einzelnen Stellen, beim Krokodilfluss südlich vom Karmel, am See Genesareth und besonders an den sumpfigen Ufern des Hulehsees wächst auch das Papyruschilf (*Cyperus papyrus* oder *Papyrus antiquorum*),

aus dem man im Altertum das Papier bereitete. Dazu kommen eine grosse Zahl von Melden und kalihaltigen Salzkräutern, welch letztere zum Teil das Material für die schon seit alters im Lande übliche Seifebereitung bieten. Auch mancherlei Sträucher treffen wir schon im Gebiete dieser ersten Gruppe, so namentlich die zarten, mit rosafarbigem Blüten übersäten Tamarisken, die weiss und rötlich blühenden Oleander und den Rizinusstrauch, den auch die Botanik, und zwar mit Recht, als den „Wunderbaum“ des Jonas bezeichnet.

2) Einer zweiten Gruppe begegnen wir vornehmlich auf den Hügeln und Bergen und in den dazwischen gelagerten Tälern. Es sind hauptsächlich Bäume und Sträucher, die sich gesellig zu kleineren und grösseren „Macchien“ vereinigen. Man versteht darunter nicht eigentliche Wälder, sondern Gebüsch und Gestrüpp mit vereinzelt grösseren Bäumen. Waldungen in unserem heimischen Sinne gibt es im Westjordanlande nur wenig, im nördlichen Samaria und Galiläa, mehr jedoch im alten Galaad jenseits des Jordans. Von echten Waldbäumen treffen wir besonders verschiedene immergrüne Eichenarten, die Terebinthe und den Mastixbaum, an den Bächen und Flüssen auch Platanen und Pappeln, ferner den schönen Johannesbrothbaum und die Zypresse, auf sandigem Boden auch die Aleppokiefer und die Pinie. Unter den Sträuchern fallen besonders auf die wilde Rose, die man auch schon in alter Zeit neben Wasserläufen pflanzte und in den Gärten von Jericho pflegte (Eccli 39, 17; 24, 18), die duftende Myrte, das Ziströslein, der Storax, die artenreiche Familie der stacheligen Traganthsträucher u. a. Die drei zuletzt genannten Pflanzen liefern einen Teil der kostbaren Spezereien, die schon die madianitischen Kaufleute als Handelsartikel und die Söhne Jakobs als Geschenke nach Ägypten brachten (Gen 37, 25; 43, 11).

3) Die dritte Gruppe bildet die Flora der Matten, die während der regenlosen Sommerzeit meistens zur Steppe werden. Hier entwickelt sich vor allem die buntfarbige Pracht der Kräuter und Blumen. Unter diesen zeigen sich als die ersten gleich nach dem Beginne der Regenzeit die Zeitlosen und Krokus, denen bald die Anemonen und Ranunkeln, die Schwertlilien und mancherlei andere, oft aromatische Arten folgen, besonders aus den Familien der Lilien-, Lippen- und Schmetterlingsblütler sowie

der Kompositen und Doldengewächse. Für den Sommer und Herbst nimmt dann die zahlreiche Schar der verschiedenen Distel- und Dornenarten den Platz der blumigen Kräuter ein.

18. Kulturpflanzen. 1) Am wichtigsten für die Kultur war und ist in Palästina der Getreidebau. Ähnlich wie heute wurden auch einst vorzüglich angebaut der Weizen, die Gerste, der Spelt und die Hirse. Roggen und Hafer fehlen fast ganz und auch der Mais ist erst spät und in geringen Mengen gebaut worden. Ausserdem trifft man auf den Feldern noch verschiedene Arten von Hülsenfrüchten, besonders Linsen, Bohnen und Erbsen, sodann die im Orient seit alters beliebten Gurken, Melonen und Zwiebeln.

2) Der Weinbau ist seit der Herrschaft des Islam bedeutend zurückgegangen. Die alten Terrassenanlagen und die im Felsen ausgehauenen Keltern zeigen, dass er früher weit mehr verbreitet war. Vielleicht noch grössere Bedeutung hatte für Palästina schon im Altertum die Kultur der Oliven- und Feigenbäume. Wir ersehen es aus dem Gleichnis Joathams an die Männer von Sichern. Die Bäume, die einen aus ihrer Mitte zum Könige über sich setzen wollen, bieten das Szepter zuerst der Olive an, dann dem Feigenbaume, endlich dem Weinstock (Richt 9, 8—13). Diese Aufeinanderfolge zeigt die Einschätzung der wichtigsten Obstkulturen nach dem Urteil der alten Bewohner.

3) Ausserdem kommen stellenweise auch Dattelpalmen vor, besonders am Meeresstrande bei Gaza, Jaffa, Haifa, Tyrus und Beirut. Früher gediehen sie auch im Innern vorzüglich, namentlich bei der Palmenstadt Jericho. Ferner sind noch zu erwähnen die Sykomoren, die Mandel-, Granatäpfel-, Aprikosen- und Pfirsich-, Walnuss- und Äpfelbäume. Bei den Orangen und den übrigen Agrumifrüchten ist es zweifelhaft, ob sie vor 1900 Jahren schon den Weg von ihrer indischen Heimat an die Mittelmeerküste gefunden hatten, den sie aus Anlass der Kriegszüge Alexanders d. Gr. antraten. Die Araber nennen die Orangen „*burtikân*“ d. h. portugiesische Früchte, weil sie einst hauptsächlich durch die portugiesischen Kaufleute in grosser Menge eingeführt wurden.

§ 5. Die Tierwelt

19. Haustiere. 1) Die Fauna Palästinas zeigt ähnlich wie die Flora eine Mischung ganz verschiedener Gebiete. Die sogenannte äthiopische Region des Südens verbindet sich mit der paläarktischen des Nordens und der ostindischen, die von Osten her in jene beiden eindringt. Ebenso sind auch in der Tierwelt seit den Tagen Christi verschiedene Änderungen eingetreten. So wurden z. B. die Büffel erst zu Beginn des Mittelalters eingeführt.

2) Unter den Haustieren sind die wichtigsten Schafe und Ziegen, die in der Bibel unter dem Namen „Kleinvieh“ zusammengefasst werden, und Rinder, an denen namentlich das Ostjordanland reich ist. Auch Kamele wurden schon in alter Zeit wie noch heute von den Beduinen in grossen Herden gehalten. Sie bildeten einen ansehnlichen Teil der Habe der Patriarchen wie auch des Dulders Job (Gen 12, 16; 24, 10ff; Job 1, 3. 17; 42, 12).

3) Als gewöhnliches Reittier dient heute das Pferd, das früher mehr für die Jagd und den Krieg bestimmt war, während sonst der Esel nebst Mauleseln und Maultieren meistens zum Fahren und Reiten und Lasttragen benutzt wurde.

4) Vom Geflügel hielt man als Haustiere wenigstens in den Tagen Christi Hühner und Tauben, und wohl auch Gänse und Enten, die bei den ägyptischen Nachbarn nach Ausweis der Denkmäler schon seit alter Zeit geschätzt und beliebt waren.

20. Wilde Tiere. 1) Von wilden Tierengab es einst wie heute Leoparden und Geparde, Bären und Wölfe besonders in den Schluchten des Hermon und des Libanon, Wildschweine im Dickicht des Jordan, Füchse, Schakale und Hyänen, prächtige Steinböcke auf den Felsen in der Umgebung des Toten Meeres, zierliche Gazellen im ganzen Lande, Rehe und Damhirsche in den nördlichen Gegenden, Hasen und Klippdachse, Feldmäuse und Stachelschweine und verschiedene andere Arten.

2) In den biblischen Zeiten kamen ausserdem im ganzen Lande, und namentlich an den Ufern des Jordan, noch Löwen vor, die sich seither bis jenseits des Euphrat zurückgezogen haben. Auch die assyrischen Denkmäler mit ihren Darstellungen der königlichen Löwenjagden bezeugen ihr früheres häufiges

Vorkommen im Zweiströmieland. Aus denselben Monumenten ist uns der Wildochs als der richtige biblische „*Re'êm*“ bekannt geworden, den die griechischen Bibelübersetzer und die Vulgata fälschlich als das fabelhafte Einhorn erklärten. Verschwunden sind ferner der in der Bibel oft genannte scheue Wildesel, der sich heute in der Gegend zwischen Armenien und dem persischen Meerbusen aufhält, und der Edelhirsch, von dem in manchen Stellen der Heiligen Schrift die Rede ist. Sein früheres Vorkommen im Lande wird auch durch den Fund von vier Hirschhörnern in den Ruinen von Tell el-Mutesellim an der südöstlichen Seite des Karmel bezeugt, deren Fundstelle etwa dem 15. Jahrhundert v. Chr. angehört. Der Elefant wurde den Bewohnern nur aus seiner Verwendung im Kriege bekannt, und zwar erst seit dem Exil. So lesen wir z. B. im ersten Buche der Makkabäer, dass Antiochus d. Gr. den Römern 120 Elefanten entgegengestellt hatte, und Antiochus Eupator führte in seinem Heereszuge gegen Jerusalem und gegen Judas den Makkabäer 32 dieser Tiere mit sich (1 Makk 8, 6; 6, 30).

3) Zu den halbwilden Tieren gehörte und gehört auch heute im Orient der Hund. Obwohl er der Art nach nicht verschieden ist von unserem Haushund, hat er doch in seiner Lebensweise fast nichts mit unserem treuen Freunde und Begleiter des Menschen gemeinsam. Es sind meist herrenlose, hässliche, halbverhungerte Tiere mit zottigem, schmutzigem Fell von unbestimmter Farbe und langem, herabhängendem Schwanze. Sie streifen besonders zur Nachtzeit allein oder rudelweise um die Ortschaften und in den Strassen herum und suchen am Aas und Abfall ihre kärgliche und ekelhafte Nahrung. Dabei erfüllen sie des Nachts die Luft mit ihrem Geheul, namentlich wenn es mit den Kameraden aus einem fremden Revier oder mit Schakalen und Hyänen zum Streit um einen fetten Bissen kommt.

4) Von den Vögeln sind zunächst die zahlreichen Raubvögel zu erwähnen, mehrere Arten von Adlern und Geiern, Falken, Sperber und Eulen, die in der Bibel häufig erwähnt werden. In der syrisch-arabischen Wüste kommt auch der Strauss vor, den der Dichter des Buches Job hier kennen lernen konnte. An den Sümpfen und Seen findet man den Pelikan, den Flamingo, Kraniche und Wildgänse, Wasserhühner und Möwen,

Kiebitze und Schnepfen. Im ganzen Lande treffen wir auch manche von unseren heimatlichen Bekannten, Tauben und Turteltauben, Kuckuck und Lerche, Grasmücke und Zaunkönig, Finken und Meisen. Natürlich fehlt auch die artenreiche Familie der Spatzen nicht, unter denen sich der moabitische Sperling durch sein farbenreicheres Gefieder auszeichnet. Als Zugvögel durchstreifen die Störche, Drosseln, Schwalben und andere Arten das Land. Die arabische Nachtigall (*bulbul*), die man namentlich am Jordanufer oft hören kann, dürfte aber im Wettstreit mit unserer Sängerkönigin wohl unterliegen. Das zierlichste Vöglein des Landes ist der bunte Tropenvogel, dessen eigentliche Heimat Indien und Nubien ist und den man am Ufer des Toten Meeres und wohl auch an der Küste südlich vom Karmel antrifft.

5) Sehr zahlreich sind die Arten von Eidechsen und anderen Kriechtieren. Eine gewisse Berühmtheit hat bei den Pilgern schon in früheren Zeiten das friedliche und nützliche Chamäleon erlangt, dessen auch die Bibel Erwähnung tut. Ebenso ungefährlich ist die Land- und Wasserschildkröte. Auch von den mehr als 30 Schlangenarten sind viele nicht giftig. Doch gibt es auch eine Reihe von gefährlichen Giftschlangen, namentlich die ägyptische Kobra und die gehörnte Sandvipere, der wir schon im ersten Vortrage begegneten. Selbst einige Krokodile fanden und finden sich am Nahr ez-Zerqâ nördlich von Cäsarea am Meere. Der Fluss wird deshalb schon vom alten Plinius († 79 n. Chr.) „Krokodilfluss“ genannt.

6) An Fischen sind die Gewässer Palästinas und insbesondere der See Genesareth sehr reich. Der Engländer *Tristram* zählte vor 32 Jahren in seiner Fauna und Flora von Palästina schon 22 Arten von Fischen aus diesem See auf und seither ist eine noch bedeutend grössere Zahl bekannt geworden. Die eigentümliche Verwandtschaft mancher derselben mit ägyptischen und äthiopischen Familien wird von den neueren Beobachtungen bestätigt. Sie wurde hinsichtlich einer Art schon von dem alten jüdischen Geschichtschreiber Flavius Josephus hervorgehoben.

7) Unter den Insekten werden in der Bibel wohl am häufigsten die Heuschrecken genannt. Ihre zahllosen Schwärme bieten ein gern gebrauchtes Bild für grosse Scharen, und ihre

verheerende Gefrässigkeit, gegen die der Mensch seine Felder und Früchte vergeblich zu schützen sucht, machte sie für die Propheten zu einem oft verwendeten Ausdruck der Strafgerichte Gottes. Aus dem häufigen Vorkommen dieser Vergleiche können wir schliessen, dass das Land nicht selten von der Heuschreckenplage heimgesucht wurde, und so ist es bis heute geblieben. Die einzelnen Züge, die von den heiligen Schriftstellern bei der Schilderung dieser Plagen hervorgehoben werden, entsprechen genau den heutigen Erfahrungen, über die noch im letzten Jahre lange Berichte aus Syrien veröffentlicht wurden. Gewisse Arten dienen auch jetzt noch den Bewohnern als Nahrung, wie wir es vom heiligen Vorläufer des Herrn im Evangelium lesen.

Lästig und schädlich sind auch die Skorpione, von denen man sagt, sie seien in Palästina unter jedem dritten Steine zu finden, ferner die Wespen, Fliegen und Mücken und mancherlei anderes kleine Ungeziefer, dem der Pilger im Verkehr mit den Eingeborenen und beim Besuch ihrer armseligen Wohnstätten nicht entgehen wird. Einigen Nutzen bringen die wilden Bienen Schwärme durch ihren Honig, den sie in Felslöchern oder in hohlen Bäumen in ihren Waben aufspeichern.

§ 6. Alte Verkehrswege

20. Die römischen Strassen in Palästina wurden zwar meistens erst nach der Zeit Christi angelegt. Sie ermöglichen uns aber einen wahrscheinlichen Schluss auf die Lage und Richtung der wichtigsten Verkehrswege auch in früherer Zeit. Sie sind uns in der Mehrzahl aus den Mittheilungen alter Schriftsteller, aus den alten Kartenwerken und besonders aus den durch die neueren Forschungen entdeckten Resten und Meilensteinen genügend bekannt. Ausserdem müssen wir noch die Nachrichten über ältere, von den Römern nicht mehr benutzte, Strassen berücksichtigen.

1) Wir treffen zunächst im Süden eine alte Karawanenstrasse, die von Ägypten, vom Nordende des Roten Meeres aus, durch die Wüste über Elusa und Beerseba nach Hebron ging. Die Fortsetzung verband diese Stadt mit Bethlehem und Jerusalem und führte nach Norden weiter über Beeroth nach Sichem

und Engannim, und dann quer durch die Ebene Esdrelon am Tabor vorüber, um sich nördlich mit der sogenannten Meerstrasse (*Via maris*) zu vereinigen. Dieser grosse Karawanenweg ging von Damaskus in südwestlicher Richtung über El-Qunêtra im Dschôlân zur „Brücke der Töchter Jakobs“ südlich vom See Huleh und von dort am alten Chân Dschubb Yûsef vorüber zur Ebene Genesareth, die sie beim Chân Minyeh erreichte. Von hier führte der Hauptweg in südwestlicher Richtung zum Tabor und von dort durch die Ebene Esdrelon über Megiddo zu der gleich zu erwähnenden Küstenstrasse von Ägypten, während eine Abzweigung westlich an 'Kana (*Kejr Kenna*) vorüber nach Akko am Meere, eine andere südlich dem Ufer des Sees entlang über Tiberias durch das Jordantal nach Scythopolis ging und sich dort mit den von Cäsarea, Sichem und Jericho kommenden Strassen verband.

2) Ein anderer Karawanenweg folgte von Ägypten her der Meeresküste und ging über Gaza, Askalon, Azotus, und Jamnia nach Jaffa, und von dort über Cäsarea am Karmel vorbei nach Akko. Seitenstrassen führten von Jamnia und Jaffa in nordöstlicher Richtung über Antipatris nach Sichem, oder mehr nördlich über Dothain nach Engannim, oder wie schon bemerkt, über Megiddo durch die Ebene Esdrelon zum Tabor.

3) Von Jerusalem ging ferner eine Straße in südwestlicher Richtung durch das Wadi es-Sant über Eleutheropolis nach Askalon und Gaza. Ein anderer Weg verband die Hauptstadt mit dem Hafenplatz Jaffa, wie später auch mit Cäsarea, und nach der anderen Seite mit Jericho und dem Jordantal. Auch durch das Tal des Cedron am Berge El Muntâr vorbei sowie über Bethlehem und Herodium führten wahrscheinlich Wege zum Ghôr hinab.

4) Von Jericho konnte man dann entweder auf der Westseite in einiger Entfernung vom Jordan nach Scythopolis und zum See Genesareth gelangen, oder auf einem Umwege über Sichem, oder auch auf der Ostseite durch das alte Galaad. Ausserdem gab es von verschiedenen Furten und Brücken aus Wege in das Innere des Ostjordanlandes, an dessen östlicher Grenze eine sehr alte Karawanenstrasse hart am Rande der Wüste entlang von Damaskus nach Arabien führte. Hier trifft die Linie der heutigen Hedschasbahn ungefähr mit der alten

Römerstrasse und dem Wege zusammen, auf dem schon Gedeon seine ermatteten Scharen zur Verfolgung der geschlagenen Madianiter führte (Richt 8, 11).

5) Ein wichtiger Kreuzungspunkt mehrerer Strassen war ausser Jerusalem schon seit alters auch die Gegend von Sichem. Mit dem Hauptverkehrswege nach Süden und Norden trafen hier die nach Westen und Nordwesten zum Meere und die nach Südost und Nordost ins Jordantal gehenden Verbindungen zusammen.

II. Die Bewohner Palästinas und ihr Leben

22. Allgemeiner Überblick. Über die Urbewohner des Landes und auch über die meisten von der Bibel als älteste Bewohner in verschiedenen Gegenden erwähnten Völkerschaften lässt sich noch wenig Sicheres sagen.

1) Die Kanaaniter, von denen Palästina beim Einzuge der Israeliten hauptsächlich bewohnt war, stammten nach der Völkertafel der Genesis von Cham ab (Gen 10, 6). Einer ihrer Hauptzweige waren die Amoriter. Stammverwandt mit den Israeliten waren hingegen die Edomiter im Süden sowie die Moabiter und Ammoniter im Osten des Landes.

2) In der Ebene Sephela zwischen dem Gebirge Judäas und dem Meere wohnten die Philister, von denen Palästina seinen Namen hat. Sie waren vielleicht auch Chamiten und scheinen von Kreta über Unterägypten eingewandert zu sein. Bis zur Zeit Davids waren sie die Hauptfeinde der Israeliten.

3) Während des Exils wurden namentlich im Nordreiche von den assyrischen Königen verschiedene Völkerschaften aus Mesopotamien angesiedelt. Aus der Vermischung dieser Kolonisten mit den im Lande zurückgebliebenen Bewohnern entstammten die Samaritaner.

4) Nach den Zügen Alexanders d. Gr. nahm das hellenistische Element unter der Bevölkerung Palästinas immer mehr zu, besonders in den Küstenstädten und in der Dekapolis. Dieser griechische Einfluss blieb auch unter der römischen Herrschaft massgebend. Seit dem 7. Jahrhundert n. Chr. kamen dann noch die arabischen Eroberer hinzu. Sie setzten sich

dauernd im Lande fest und zwangen den Bewohnern ihre Sprache und Kultur und zum grossen Teile auch ihre Religion auf.

5) In der heutigen Bevölkerung unterscheidet man der Nationalität nach die wenig zahlreichen Angehörigen des herrschenden türkischen Volkes, die meist nur unter den Beamten vertreten sind, die teils ansässigen, teils nomadisierenden Araber, letztere Beduinen genannt, die Juden, die Syrer oder Überbleibsel der alten vorarabischen Bevölkerung und die eingewanderten Europäer (Levantiner oder Franken). Der Religion nach zählt man im eigentlichen Palästina etwa 5—600,000 Mohammedaner, ungefähr 100,000 Juden, 25,000 nicht unierte Griechen (Orthodoxe), 24,000 Katholiken und einen kleinen Rest von Drusen, Metualis und Armeniern. Doch können diese Zahlen durchaus keinen Anspruch auf Genauigkeit erheben. Jedenfalls ist die Bewohnerzahl verhältnismässig gering. Bei etwa 30,000 qkm kommen nur ungefähr 25 Einwohner auf den Quadratkilometer. Dabei ist aber der Bezirk des Libanon nicht mitgerechnet, wo neben etwa 50,000 Drusen und 30,000 Mohammedanern ungefähr 320,000 Christen, grösstenteils katholische Maroniten und Griechen, wohnen und etwa 60 Bewohner auf den Quadratkilometer kommen.

§ 1. Wohnung, Kleidung, Nahrung

23. Wohnung. 1) Hinsichtlich der äusseren Lebensbedingungen kann man zwar im allgemeinen die Städter von den Bauern und Beduinen unterscheiden. Es lassen sich aber durchaus keine festen Grenzen zwischen Städten und Bauern ziehen, und wo der Beduine sich mit seinen Zelten und Herden innerhalb der bewohnten Gebiete bewegt, zeigt auch seine Lebensweise manche Verwandtschaft mit der des ärmeren Fellachen. Im Leben der Städter macht sich ausserdem der Einfluss des Abendlandes infolge der vielfachen Berührungen mit den fremden Reisenden und Pilgern viel mehr geltend als bei den einfachen Landbewohnern abseits der grossen Verkehrswege.

Gerade hier in den über das Land zerstreuten grösseren und kleineren Dörfern und Ortschaften kann uns daher das Bild des heutigen Orients mehr Licht für das Verständnis vieler Stellen der heiligen Bücher bieten.

2) Sehen wir uns zunächst die Wohnungen etwas genauer an. Solch ein Bauerndorf in Palästina hat mit unseren heimischen schmucken Ortschaften nur sehr geringe Ähnlichkeit. Da liegen inmitten der Felder oder noch häufiger auf einem kleinen Hügel fast ohne Regel und Mass eine Anzahl kleiner Lehmhütten. Meist ein einziger, höchstens zwei niedrige Räume, von Lehmwänden umschlossen, bilden die ganze Wohnung. Das Innere erhält nur durch die schmale Türe und ein enges Fensterloch, wenn es ein solches gibt, Licht und Luft. Wo eine Trümmerstätte in der Nähe Bausteine bietet, oder wo man in gebirgigen Gegenden solche aus dem Boden leicht brechen kann, werden die Mauern der Behausung aus diesem dauerhafteren Material aufgeführt, doch auch dann ohne Kunst und Genauigkeit und meist nur einstöckig. Höchstens kommt zu dem ebenerdigen Hauptraume noch ein Obergemach als „gute Stube“ hinzu, zu der man auf Steinstufen von aussen hinaufsteigt. In den meisten Dörfern der grossen Ebenen von Jaffa südlich bis nach Gaza und nördlich bis zum Karmel, ebenso vom Karmel bis zum See Genesareth und weiter nördlich in der Hochebene zwischen dem Libanon und Antilibanos wie auch anderswo bilden aber die Lehmhütten die Regel.

3) Das flache Dach des Hauses wird meist aus dünnen, unbehauenen Tragbalken, gewöhnlich Pappelstämmchen, hergestellt, über die eine Schicht von Reisig, Kies und Lehm, mit gehacktem Stroh vermischt, zu liegen kommt. Es muss des öfteren, namentlich beim Herannahen der winterlichen Regenzeit, mit der kleinen, steinernen Handwalze wieder instand gesetzt werden. Sollte der Hausvater aus Bequemlichkeit dieses unterlassen, so würde es auch von ihm heissen: „*Wegen der Trägheit senkt sich das Gebälk und infolge der Schläffheit der Hände träufelt das Haus*“ (Pred 10, 18), und unter einem solchen „*zur kalten Winterszeit stets träufelnden Dache*“ würde es ihm so ungemütlich werden wie bei einem zänkischen Weibe (Sprichw 19, 13; 27, 15).

Wo sich Basaltsteine finden, wie z. B. in der Umgebung des Sees von Genesareth, wurde das flache Dach in alten Zeiten mit langen Steinplatten nach Art eines flachen Scheingewölbes hergestellt, bei dem sich die mittleren Verschlussplatten leicht aufheben liessen.

4) Grosse Schätze birgt diese arme Wohnung nicht. Das

Hausgeräte beschränkt sich auf das notwendigste. Tische, Stühle, Bänke, Betten, Sophas, Schränke sind für den ehrsamem Dorfbewohner überflüssige Bedürfnisse. Eine herrliche Strohmatten auf dem Lehm Boden seiner Hütte ersetzt ihm all diesen Luxus. Fürs Essen setzt er noch eine irdene oder kupferne Schüssel auf diese Matte oder auf einen kleinen, niedrigen Schemel, und für die Nacht legt er ein kleines Kissen oder Polster oder gar einen Strohsack hin, wenn er derartiges besitzt. In ganz bequemen Wohnungen zieht sich längs der Wand eine Erhöhung von Lehm oder Steinen hin, aus der vermittelst roter und weisser Tücher und Teppiche nebst kleinen Polstern ein feiner „Diwan“ gemacht wird — Stuhl, Bank, Sopha und Lager zugleich. Damit ist dann aber auch für gewöhnlich das ganze Mobiliar und sämtliches Inventar eines solchen Dorfpalastes erschöpft. Es kommen höchstens noch einige Schüsseln, Krüge und Schläuche, eine hölzerne Kiste, die Öllampe, die kleine Handmühle und wenig Ackergeräte hinzu, und heutzutage auch die Wasserpfeife (*nargileh*).

5) Für die heisse Sommerzeit errichtet sich der Bewohner auf seinem flachen Dache oft eine luftige, kleine Laubhütte, in der er die Nächte verbringt.

Zu jedem Hause gehört schliesslich noch der kleine Backofen vor der Türe der Wohnung. Es ist eine meist aus Lehm oder rohen Steinen gebaute niedrige Hütte, wie sie z. B. schon das dritte Buch Moses (Lev 2, 4; 7, 9; 26, 26) und der Prophet Oseas erwähnen (Os 7, 4. 6f). Der Brotteig in Form von dünnen, runden Kuchen wird entweder auf den erhitzten Kieselsteinen gebacken, mit denen der Boden belegt ist, oder auch an der heissen Innenwandung des Backofens.

24. Kleidung. 1) Die alte orientalische Kleidung der Eingeborenen ist sehr einfach. Ein heller Leibrock mit weiten Ärmeln reicht bis auf die Knöchel und wird durch einen Gürtel oder Lederriemen um die Hüften zusammengehalten. Als Obergewand dient der schwarz und weiss gestreifte dicke Mantel. *Abâ* oder *Abâja* genannt. Es ist eigentlich nicht viel mehr als ein grosses, viereckiges Stück Tuch aus Kamelhaaren oder grober Wolle, das über den Schultern etwas zusammen genäht ist und in der Regel zwei Löcher für die Arme hat. Es dient als Mantel gegen Regen und Kälte, als Schlafdecke für die Nacht, als Fut-

tersack und für die Anhänger des Propheten auch als Gebets-teppich. Wie wenig sich in diesem Punkte die Sitten geändert haben, sehen wir aus der Vorschrift des mosaischen Gesetzes, den Mantel, den jemand von einem Armen als Pfand erhalten hat, noch vor Sonnenuntergang zurückzugeben: „*denn er hat sonst nichts, womit er sich beim Schlafen zudecken könnte*“ (Ex 22, 26f; Deut 24, 12f).

2) Für die Bekleidung der Füße ist bald gesorgt. Strümpfe sind ausserhalb der Städte ein unbekannter Luxus. Den einzigen Schutz der Fussohle bildet für viele ein rohes Stück Leder, das mehr oder weniger die Form einer Sandale hat und mit Schnüren und Riemen befestigt wird. Etwas mehr Verdienst geben dem Schuster die besseren Leute, die wenigstens in rotledernen Halbpantoffeln oder gar in niedrigen Lederschuh den Weg durchs Leben wandeln. Bei der Arbeit auf einem Stoppelfelde oder bei grösseren Märschen trägt der Fellah auch wohl grosse, weite Schuhe aus rotem oder gelbem Leder.

3) Hingegen hat die Erfahrung besonders den Bewohner, der viel im Freien sich aufhält, die Notwendigkeit einer guten und ausgiebigen Kopfbedeckung zum Schutze gegen die heissen Sonnenstrahlen gelehrt. Deshalb trägt er auf dem kurz geschnittenen oder glatt rasierten Kopfe zunächst ein weisses Schweisskappchen aus Baumwolle und darüber entweder nach Beduinenart das hellfarbige Kopftuch (*keffije*), das mit einer gewundenen Schnur auf dem Kopfe festgehalten wird und über Nacken und Schultern herabhängt, oder mehr nach Städterart den roten Fez oder Tarbûsch, um den ein weisses oder farbiges Tuch gewunden wird. Die grüne Farbe ist bei diesem Tuche jedoch den Mekkapilgern vorbehalten.

4) Die Kleidung der Frauen ist der der Männer ähnlich. Doch ist ihr Mantel gewöhnlich kürzer und enger, und auch die Kopfbedeckung ist in manchen Gegenden verschieden.

5) Natürlich begnügen sich die vermögenden Leute nicht mit diesen wenigen notwendigsten Kleidungsstücken, ebenso wenig wie dies einstens der Fall war. Überall im Lande sieht man auch den Einfluss der abendländischen Kleidermoden, die namentlich für den Städter und die Städterin so viel Begehrtes haben.

6) Es versteht sich auch von selbst, dass die Orientalin, und

nicht nur bei den reicheren Klassen, die Sucht nach Putz und Schmuck und Schminke, freilich ganz nach ihrem besonderen Geschmack, zu befriedigen weiss. Dass es früher damit nicht anders gewesen, sehen wir aus der Strafrede des Propheten Isaias gegen die putzsüchtigen Weiber Judas (Is 3, 18–24), und die reiche Beute, von der uns das Buch Numeri berichtet (Num 31, 50–52), beweist uns das gleiche für die Madianiter in den Tagen des Moses.

25. Nahrung. 1) Auch hinsichtlich der Nahrung sind die Lebensbedürfnisse des Bewohner im allgemeinen sehr gering. Freilich macht sich auch hierin der europäische Einfluss, besonders in den Städten, immer mehr geltend. Doch wohin er noch nicht gedungen ist, da bleibt die Nahrung der Eingeborenen recht bescheiden und einfach.

2) Als Hauptgericht kann man für den Orientalen das Brot bezeichnen. Die gewöhnlichen Brote haben die Form von runden Kuchen mit einem Durchmesser von etwa 20 Zentimetern. Sie sind ungefähr so dick wie ein kleiner Finger und wiegen 130 bis 150 Gramm. Sie werden nicht mit dem Messer geschnitten, sondern mit den Händen gebrochen. Solange sie frisch sind, findet auch der verwöhnte Europäer sie recht schmackhaft, und in der Regel müssen sie jeden Morgen frisch bereitet werden.

3) Bei der warmen Mahlzeit, die meistens nur gegen Abend eingenommen wird, gibt es heutzutage oft Reis, den man aber in biblischen Zeiten im Lande noch nicht kannte. Seine Stelle vertraten hauptsächlich die auch heute noch beliebten Graupen oder grob zerstoßenes Getreide, oder auch irgendein Gemüse. Selten fehlt die Milch, vorzüglich in Form einer Art Sauermilch (*laban*), die mit dem Reis vermischt und mit flüssiger Butter übergossen wird.

4) Je nach der Jahreszeit und der Gegend kommen dann Oliven, Zwiebeln, Gurken, Kürbisse und Melonen, Feigen, Granatäpfel, Trauben, Johannesbrot u. a. hinzu, auch wohl eine Art frischer Käse (*karis* oder *karische*), Honig und Kuchen aus Trauben, Feigen oder Aprikosen. Fleisch wird nur bei ganz besonderen Anlässen auf dem Speisezettel zu finden sein, namentlich wenn es gilt, einen hohen Gast zu ehren. So geht es heute noch ungefähr wie in den Tagen Abrahams, der seine drei himni-

lischen Gäste mit frischem Brot, Milch und Butter und einem eigens bereiteten Kalbsbraten bewirtete (Gen 18, 6—8).

5) Das gewöhnliche Getränk ist klares Wasser, nach Tisch wohl auch ein Tässchen Mokka. Der Genuss des Weines ist den Moslim verboten. Doch nehmen es manche nicht allzu strenge damit. Schon vor mehr als 300 Jahren bemerkt der Jerusalempilger *Nikolaus Radziwill* in seiner Reisebeschreibung aus eigenen Erlebnissen, dass viele das Verbot ihres Propheten gemeiniglich nur von dem schlechten Weine verstehen und sich deshalb z. B. eine Flasche Malvasier recht gut munden lassen.

In der Bibel gehört der Wein zu den gewöhnlichen Getränken. Sie erwähnt ausserdem bei vielen Gelegenheiten noch andere berauschende Getränke, die aus Getreide, Honig, Datteln und anderem Obst bereitet wurden.

Auch heutzutage klagt man in Jerusalem wie im Libanon über die Zunahme des Wein- und Schnapsgenusses. Doch macht sich dieses unerfreuliche Zeichen des Kulturfortschrittes ausserhalb der Städte noch wenig bemerkbar, zumal dem Fellah in der Regel das Geld für derartige Genüsse fehlt.

§ 2. Besitz-, Pacht- und Lohnverhältnisse

26. *Eigentum*. Wie hinsichtlich der Lebensbedürfnisse, so herrschen auch in bezug auf Besitz und Verdienst im allgemeinen noch recht einfache und vielfach ganz patriarchalische Verhältnisse.

1) Was zunächst das Eigentum angeht, so ist die Wohnung, wie wir sahen, zwar klein und wenn man will, recht armselig. In den meisten Fällen kann aber der Bewohner sie sein eigen nennen: „klein, aber mein!“.

Ausserdem besitzt der besser gestellte Fellah für gewöhnlich auch noch einen kleinen Acker, auf dem er sich selbst Weizen und Gerste, hie und da auch Mais und Reis nebst Gurken und Kürbissen, Zwiebeln und anderem Gemüse ziehen kann. Dazu kommen vielleicht noch einige Oliven- und Feigenbäume und an einigen Orten gar noch Orangen, Granatäpfel und Reben.

2) In manchen Gegenden gibt es aber auch ausgedehnte Besitzungen einiger weniger Grossgrundbesitzer, von denen dann die kleinen Leute ihr Stück Feld in Pacht nehmen müssen.

Dies ist z. B. in einigen Dörfern im Bezirk Bilâd Beschâra in Obergalliläa, sowie bei Safed und 'Ain et-Tâbihga am See Genezareth der Fall, zum Teil auch bei Gaza und im Philisterland. Hingegen ist in der Umgegend von Jerusalem, Bethlehem, Jaffa u. a. in der Regel jeder Bauer auch Eigentümer seines Feldes, ebenso wie in der Beqâ'a zwischen Libanon und Antilibanos und in den meisten übrigen Dörfern von Obergalliläa.

3) Ausser Haus und Feld besitzen die Bewohner mancherorts noch einige Hühner und Tauben, Ziegen und Schafe, vielleicht auch ein paar Rinder, einen Esel oder ein Pferd, oder gar ein Kamel, das als Lasttier die vorzüglichsten Dienste leistet.

27. Pacht. Auch mit den Pachtverhältnissen steht es meistens an und für sich nicht so ungünstig. Sie sind je nach den Gegenden etwas verschieden.

1) In der Umgebung von Gaza hat ein Pächter (*schrîk*) bei Ackerfeldern alle Auslagen zu tragen und bezahlt dann dem Eigentümer als Pacht den fünften Teil der Ernte nach Abzug des Zehnten. Eingehegte Grundstücke, Baumgärten, Weinberge werden gewöhnlich um die Hälfte des Ertrages verpachtet, wobei die Auslagen zu gleichen Teilen vom Eigentümer und Pächter getragen werden und der Pächter ausserdem die ganze Arbeit zu leisten hat. Gemüseärten mit Brunnen werden aber nur gegen Bezahlung einer gewissen Geldsumme verpachtet. Ein Fellah, der für den Eigentümer ein Ackerfeld in einen Baumgarten umwandeln muss, erhält zum Lohne für seine Arbeit die Hälfte von Grund und Boden als Eigentum.

2) Anderswo steht es ähnlich. In der Ebene zwischen Libanon und Antilibanos erhält der Eigentümer bei Getreidefeldern 40% der Ernte als Pacht, nach Abzug des Zehnten. Bei Weinbergen hat der Pächter, falls er alle Kosten und Arbeiten der Bebauung übernimmt, nur ein Drittel der Ernte dem Eigentümer zu geben, wiederum nach Abzug des Zehnten. Am häufigsten bebaut aber der Eigentümer selbst seinen Weinberg und verpachtet ihn erst einige Tage vor Beginn der Traubenlese gegen eine bestimmte Summe Geldes oder einen Teil der Ernte. Die Höhe dieser Pacht richtet sich dann nach dem Stande der Trauben. Bei der Seidenraupenkultur gibt es dort ebenfalls zwei Pachtweisen. Wenn der Pächter nur die Arbeit übernimmt, alle Kosten aber vom Eigentümer getragen werden, erhält dieser drei Viertel

des Ertrages nach Abzug des Zehnten. Geht aber alles auf Rechnung des Pächters, so wird der Ertrag und der Zehnte gleichmässig vom Eigentümer und Pächter geteilt.

3) Auch in der Gegend von Jerusalem und Jaffa haben die Pächter in der Regel ein Drittel, ein Viertel oder ein Fünftel der Ernte, zuweilen auch den Wert in Geld an den Eigentümer abzuliefern. Soll dort ein Stück unbebautes Land in Ackerfeld umgewandelt werden, so übernimmt der Pächter alle Mühe der Bearbeitung und Bepflanzung und erhält dafür, wenn das Land ertragsfähig wird, ein Drittel oder ein Viertel oder ein Fünftel von Grund und Boden als Eigentum.

4) In Galiläa am See Genesareth wird ebenfalls ein Fünftel der Ernte als Pachtzins an den Eigentümer geliefert.

28. Lohn. Die Löhne und Verdienste der Arbeiter und Handwerker sind im allgemeinen für den Unterhalt ausreichend, wenngleich sie mit wenigen Ausnahmen den geringen Lebensbedürfnissen entsprechend nicht hoch genannt werden können.

1) In der Beqâ'a erhalten die Erntearbeiter je nach den Ortschaften und der Zahl der verfügbaren Kräfte 5 bis 6 Piaster oder auch 7 bis 9 Piaster (à 18 Rappen) täglich, ohne die Kost, zuweilen auch den entsprechenden Wert in Naturalien. Der auf der Dreschtenne beschäftigte Knabe verdient täglich etwa $2\frac{1}{4}$ Liter Getreide, 18 Liter in acht Tagen. Die Arbeiter, die für den Eigentümer das Feld bebauen, erhalten ein Viertel der Ernte als Lohn. Ein gewöhnlicher Tagelöhner bekommt daselbst durchschnittlich 1 Franken bis 1.25 Fr. Doch muss er selbst, wie in der Regel alle Arbeiter, für seine Kost sorgen, für die er aber mit 30 bis 40 Rappen täglich leicht auskommt.

2) Die Hirten, meist Knäben von 12 bis 17 Jahren, werden in der gleichen Gegend mit Naturalien entlohnt. Gewöhnlich erhalten sie je nach dem Alter 9 bis 18 Liter Getreide in der Woche. Eine Arbeitsfrau muss sich mit 60 oder 70 Rappen täglich begnügen. Als Dienstmagd in einer Familie, was aber ausserhalb der Städte kaum vorkommt, kann sie Kost und Unterhalt im Hause haben und monatlich 7 bis 12 Franken verdienen. Knechte, die das ganze Jahr hindurch auf dem Felde arbeiten, bekommen einen jährlichen Lohn von etwa 275 Franken. Dagegen verdient ein Schreiner oder Maurer dort einen Tagelohn von 3 bis 4 Franken.

3) In Haifa am Berge Karmel verdienen sich die ärmeren Christen ihren Unterhalt als Feldarbeiter, Steinbrecher, Kalkbrenner, Fischer, Maurer, Esel- und Karrentreiber, Packträger und überhaupt als Tagelöhner. Sie erhalten für ihr Tagewerk von Sonnenaufgang bis zum Abend, mit einstündiger Mittagspause, in der Regel nur etwa 3 bis 9 Piaster, also etwas mehr als einen halben bis anderthalben Franken. Dienstboten haben auch dort Kost und Unterhalt im Hause und einen monatlichen Lohn von 30 bis 100 Piaster oder 5 bis 18 Franken.

4) Unter den einheimischen Bewohnern von Jerusalem verdient ein Tagelöhner etwa 7 bis 8 Piaster ohne die Kost, ein Knecht $5\frac{1}{2}$ und eine Magd 2 bis 3 Piaster, beide mit Kost und Unterhalt. Ein Packträger ist froh, wenn er es auf 3 Franken im Tage bringt. Die Handwerker stehen dort etwas besser, namentlich wenn zahlreiche Pilgerscharen aus aller Welt herbeiströmen. Schuster, Färber, Steinbrecher haben in der Stadt einen Tagelohn von 2 bis 3 Franken, Schlosser, Schreiner, Schneider, gewöhnliche Maurer etwa 4 bis $4\frac{1}{2}$ Franken. Hingegen können geschickte und fleissige Maurermeister sich in guten Zeiten bis zu 10 Franken täglich verdienen, während die übrigen Handwerker über 5 bis 6 Franken selten hinauskommen. Fuhrleute und Kutscher müssen sich für gewöhnlich mit einem Tagesverdienst von 2 Franken zufrieden geben. Die grossen Pferde- und Wagenvermieter machen aber weit bessere Geschäfte. Man spricht in Jerusalem bei einzelnen dieser Geschäftsleute sogar von einem jährlichen Gewinn von 20,000 Franken. Wenn diese Summe auch übertrieben sein dürfte, so muss es doch in guten Jahren ein ganz einträglicher Beruf sein.

5) In Gaza und der Umgegend sind die Leute im allgemeinen recht knickerig und drücken die Löhne, so viel sie nur können. Ein Feldarbeiter wird dort meistens mit Naturalien entlohnt. Ein angehender Geselle erhält von seinem Meister 25 bis 50 Rappen für den Tag, ein fertiger Geselle 1 bis 2 Franken. Selbst der beste Meister kann dort zufrieden sein, wenn er es auf 4 bis 5 Franken täglich bringt. Seifensieder, deren Gewerbe im Lande wegen der reichlich vorhandenen Rohstoffe viel verbreitet ist, erhalten ihren Lohn in Naturalien. Die Weber werden stückweise bezahlt und können deshalb bei grösserem Fleisse auch einen entsprechend höheren Tageserwerb haben. Die Wasser-

träger müssen für sich und ihren Esel mit 1 bis 2 Franken täglich zufrieden sein. Die Eseltreiber zwischen Gaza und dem Hafen verdienen im Sommer etwa 2 Franken den Tag. Ebensoviel kann der Sieber im Getreidehandel sich erwerben, während der Messer noch etwas mehr erhält. Die gewöhnlichen Arbeiter in der Mühle ebenso wie die sonstigen Tagelöhner bekommen nicht mehr als 1 Franken. Im Baugewerbe verdient ein Maurermeister täglich etwa 5 Franken, ein Steinhauer 2, ein Handlanger 1 und ein Knabe nur einen halben Franken. Dabei muss sich auch hier der Arbeiter in der Regel selbst verköstigen. Doch erhalten z. B. Wäscherinnen ausser einem Tagelohn von 1 Franken auch noch etwas zu essen.

6) Nach europäischem Masstab gemessen erscheinen diese Löhne meist recht gering. In Anbetracht der wenigen Lebensbedürfnisse genügen sie aber für den Unterhalt des einheimischen Arbeiters. In alter Zeit wird es ähnlich damit gestanden haben, wie wir aus manchen Andeutungen der Heiligen Schrift entnehmen können.

Fremde Einwanderer werden allerdings als Gesellen oder Tagelöhner bei dem kärglichen Erwerb sich etwas schwerer tun. Doch würden sie als Meister schon durchkommen, falls sie der Landessprache mächtig sind. Auch die Kolonisten finden in Palästina leicht ihr gutes Auskommen, wenn sie die ersten Schwierigkeiten überwunden haben.

§ 3. Beschäftigung

20. Allgemeines. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf den Arbeiter und seine Beschäftigung, und zwar hauptsächlich ausserhalb der Städte, wo sich der Charakter des alten einheimischen Lebens noch unvermischer erhalten hat.

1) Im allgemeinen heissen und sind hier die Bewohner Fellahen, d. h. Bauern, die vom Ertrage ihres Feldes leben. Das Handwerk verschwindet neben dieser Hauptbeschäftigung in den Dörfern fast vollständig, einige wenige Erwerbszweige ausgenommen.

2) Das Tagewerk einer solchen Fellahenfamilie ist in der Regel so geteilt, dass der Mann die Arbeit auf dem Felde zu besorgen hat, während die Frau alle übrigen Dienste verrichtet.

An und für sich mag diese Teilung ganz berechtigt erscheinen. Aber nur zu oft fällt dabei der Löwenanteil der schwächeren Hälfte zu.

30. Das Tagewerk der Frau. 1) Zuvörderst muss die Frau in der armen Fellahenfamilie für die einfachen Mahlzeiten sorgen. Sie hat schon dafür, trotz der denkbar grössten Einfachheit eines jeden Mahles, doch so viel Last und Mühe auf sich zu nehmen, dass sich die Hausfrauen in unseren Gegenden wohl kaum ein rechtes Bild davon machen.

2) Da muss zunächst das Wasser herbeigeschafft werden. Denn wenn auch alle Glieder der Familie in edlem Wetteifer, abgesehen von den im Koran vorgeschriebenen Reinigungen, nur sehr selten und wenig Wasser zum Waschen brauchen, so darf doch das einzige Getränke beim Essen und über Tag nicht fehlen. Eine Quelle oder Zisterne oder einen Brunnen gibt es aber nicht in den einzelnen Häusern. In den meisten Dörfern findet sich nur ein einziger Wasser spendender Quell für alle Bewohner, und die Leute können noch froh sein, wenn derselbe den ganzen Sommer über aushält und wenn sie nicht allzu weit dorthin zu laufen haben. Zu diesem Dorfbrunnen eilt also die Frau jeden Morgen und jeden Abend hinaus. Mit Würde und Geschick trägt sie den grossen irdenen Wasserkrug auf dem Kopfe oder auf der Schulter, wie schon Rebekka am Brunnen von Haran ihren Krug auf der Schulter trug (Gen 24, 15). Dieser Besuch am Dorfbrunnen fordert schon immer Mühe und Zeit, namentlich da die gute Gelegenheit nicht versäumt werden darf, alle neuesten Nachrichten mit den Nachbarinnen zu besprechen und auch wohl einen kleinen Streit auszufechten.

3) Mühevoller und weniger unterhaltend ist der zweite Teil der vorbereitenden Arbeit der Hausfrau, nämlich die Bereitung des Brennmaterials. An Holz herrscht fast überall grosser Mangel. Glücklicherweise die Gegend, wo die Frau sich noch etwas dürres Reisig und trockene Krautstengel fürs Feuer zusammensuchen kann! An Kohlen und Koks ist natürlich noch weniger zu denken. So werden denn aus dem Dünger des Viehs mit Spreu oder gehacktem Stroh Kuchen für die Feuerung bereitet und an der Sonne getrocknet. Wenn diese auch keine schöne Flamme geben, so entwickeln sie doch recht viel Qualm und eine genügende Wärme im Backofen, um die Brotfladen auf den Kieselsteinen oder an den Wänden fertig zu backen.

4) Für dieses Brot hat dann die geplagte Mutter des Hauses eine noch mühsamere Arbeit zu verrichten. Sie muss auf der Handmühle aus dem Weizen, der Gerste oder Hirse das nötige Mehl gewinnen.

Eine solche Handmühle besteht aus zwei runden Basaltscheiben. Die untere mit etwas erhöhtem Rande liegt fest auf dem Boden und hat in der Mitte einen aufrechten eisernen Stift, der durch ein Loch in der Mitte des oberen, beweglichen Steines hindurchgeht. Diese obere Scheibe wird an einem hölzernen Pflock um den Stift der unteren gedreht. Durch das Loch ringsum den Stift wird das Korn geschüttet, das dann beim Drehen der oberen Scheibe zwischen den Steinen gemahlen wird. Die schwere Arbeit wird gewöhnlich von zwei Frauen zusammen früh am Morgen verrichtet.

Die eintönig heiser summende Handmühle ist für den Propheten das Zeichen friedlicher Zeiten, das zur Zeit der Heimsuchung des Herrn aufhört (Jer 25, 10; Apoc 18, 22). Sie bildete schon in der alten israelitischen Familie ein so notwendiges Geräte in jedem Hausstand, dass es nach dem mosaischen Gesetze verboten war, dem Schuldner den unteren oder oberen Mahlstein als Pfand wegzunehmen: „denn er braucht sie ja zum Leben“ (Deut 24, 6).

5) Aus dem Mehl nun auch das Brot zu bereiten und zu backen, ist wiederum die Aufgabe der Hausfrau. Jeden Morgen hat sie in aller Frühe für so viel Mehl und so viel Brot zu sorgen, als für die Familie während des Tages erforderlich ist. Bei einem Besuche der Dörfer auf dem Lande wird man daher beim Anbruch des Tages überall das Geräusch der Handmühlen und die qualmenden Backofenhütten bei den Haustüren als erstes Zeichen des Lebens bemerken.

6) Ist dieses Tagewerk vollbracht, so bleibt für das Kochen und Anrichten der Mahlzeit nicht allzuviel mehr zu tun übrig. Dafür ist aber der Frau noch manche andere Arbeit beschieden. Sie hat oft noch für die Kleider der Familie zu sorgen. Falls eine Stadt oder ein Markt in der Nähe ist, muss sie auch wohl mit einem Korb Früchte oder Gemüse hinaus, oder mit Hühnern und Tauben, um ein paar Piaster dafür zu erwerben. Zuweilen überlässt ihr der Mann auch noch einen Teil der Arbeit im Garten oder auf dem Felde, um selbst desto ungestörter seine Wasser-

pfeife rauchen zu können. Wenn es gut geht, mag sie dann auch selbst wohl in dieser angenehmen Unterhaltung einigen Trost suchen. Und es ist ihr wahrhaftig zu gönnen.

7) Auf die Hilfe einer Magd kann die Frau bei ihrer Arbeit nicht rechnen, da es solche, wie schon bemerkt wurde, auf dem Lande ausserhalb der Städte kaum gibt. Höchstens können heranwachsende Kinder ihr einen Teil der Arbeit abnehmen. Nur werden sie oft genug schon allzu bald das elterliche Haus verlassen, um sich in der Stadt etwas Geld zu verdienen oder selbst einen eigenen Hausstand zu gründen. Dabei hat sich die Mutter diese Hilfe ihrer Kinder teuer genug erkaufen müssen. Denn solange dieselben noch klein waren, hatte sie nicht bloss allein alle Sorge für sie zu tragen, sondern sie auch bei allen ihren Wegen mit sich zu schleppen. Denn sie findet in der Regel niemand, der sich ihrer annehmen könnte. So trifft man oft genug ein armes Weib unterwegs, das einen Wasserkrug oder einen Korb auf dem Kopfe trägt und in einem Tuche auf dem Rücken ihr Kind mit sich führt. • Die Enden des Tuches sind um den Kopf geschlungen, der so auch diese Last noch neben der andern zu tragen hat.

31. Die Arbeit des Mannes. 1) Während so die Frau reichlich ihren Teil der Arbeit auf sich nehmen muss, sollte der Mann für die Bebauung des Feldes sorgen. Ist er fleissig, so kann er dabei leicht einen guten Ertrag erzielen, ohne dass er sich allzusehr anzustrengen braucht. Ein oder zweimal im Jahre muss der Boden mit der Hacke oder dem sehr einfachen Pfluge umgewendet werden. So kann man den Fellah im November oder Dezember mit einem Paar Ochsen, oder mit einem Kamel, auch wohl mit Rind und Esel entgegen der mosaischen Vorschrift (Deut 22, 10), auf seinem Acker beim Pflügen finden. Wenn dann die Arbeit der Aussaat des Getreides beendet ist, kann er ruhig auf den Spätregen warten, ohne viel andere Mühe für sein Feld zu haben.

2) Ist der Regen vorüber, dann bringt ihm bald die Erntezeit doppelte Arbeit, die er kaum allein bewältigen kann. Während er daher sonst ohne fremde Hilfe arbeiten muss, nimmt er dann gerne Erntearbeiter an, die sich alljährlich um diese Zeit von Ort zu Ort einstellen. Oft helfen sich auch die Nachbarn gegenseitig aus. Der eine leistet dem anderen für seine Ernte

den Teil der Arbeit, den er dann für sich selbst wiederum von ihm als Gegenleistung erhält.

3) Ähnlich steht es mit der Arbeit des Mannes dort, wo statt des Ackerbaues mehr die Rebenkultur gepflegt wird. Schon die Anlage und Instandhaltung der Terrassen, die besonders für die Rebenpflanzungen wichtig sind, erfordert vielerlei Mühe und Sorge.

Rings um die Pflanzung muss eine Mauer zum Schutze gegen die diebischen Schakale und Füchse und andere unberufene Eindringlinge gebaut und erhalten werden. Sie wird meistens aus losen Steinen ohne Kalk und Mörtel zusammengetragen und oben noch mit Dornestrüpp kräftig bewehrt, erfordert aber gerade bei dieser Bauart immer wieder neue Ausbesserung. Aus dem Weinberg selbst müssen die überflüssigen Steine zusammengelesen werden und können bei diesen Ausbesserungsarbeiten an der Aussenmauer gute Verwendung finden.

Auch das Ausrupfen der überall wuchernden Unkräuter und die Lockerung des Bodens rings um die Reben gibt fleissigen Händen mit Hacke und Spaten oder dem kleinen Pfluge zeitweilig hinreichende Beschäftigung. Dazu bringt noch die Pflege der Pflanzen, das Beschneiden und Stützen und Binden und Reinhalten vielfache Mühe, mögen nun die einzelnen Reben nach alter einheimischer Weise in grossen, kräftigen Stämmen anderthalb bis zwei Meter lang schräg über dem Boden auf kleinen Stützen ruhen, oder mehr strauchartig mit kurzen Ästen und Zweigen gezogen werden.

4) Für all diese Arbeiten, die sich auf verschiedene Abschnitte des Jahres verteilen, ist der Mann gewöhnlich auf seine eigenen Kräfte und die Hilfe seiner Familie angewiesen. Dagegen muss er zur Zeit der Weinlese, wie bei der Getreideernte, gewöhnlich auch fremde Tagelöhner dingen zur Bewältigung der vielen Arbeit, die innerhalb weniger Tage zu erledigen ist.

5) Nach der Haupternte auf den Getreidefeldern, die fast überall im Lande um die Mitte des Monats Mai beendet ist, kommt für den Fellah noch die Sorge für die Sommersaat, nämlich Mais, Hirse, Sesam und Wicken und die verschiedenen Arten von Gemüse, die im Garten oder auf dem Felde gebaut werden.

6) Voraussetzung für diese Gemüsepflanzungen wie für die

Obstbaumkultur ist aber die Möglichkeit, in Garten oder Feld für regelmässige Bewässerung zu sorgen. Denn ohne diese würde in den trockenen Sommermonaten alles verdorren. Selbst für die Weinberge ist eine ausgiebige Quelle in vielen Gegenden fast unentbehrlich. Wo es an einer solchen fehlt, müssen künstlich angelegte grosse Teiche und Zisternen für den notwendigen Wasservorrat sorgen. Am bekanntesten sind den Pilgern die sogenannten Salomonischen Teiche im Wâdi Artâs südlich von Bethlehem. Man bezieht gewöhnlich auf diese Teiche die Worte, die das Buch des Predigers dem König Salomo in den Mund legt: „*Ich legte mir Teiche an, den Wald der grünenden Bäume zu bewässern*“ (Pred 2, 6). Jedenfalls ist die unbedingte Notwendigkeit der regelmässigen Bewässerung der Gärten und Felder während des Sommers mit ein Hauptgrund, weshalb die Heilige Schrift so oft von der hohen Bedeutung und dem grossen Werte des Wassers redet und in der „*Quelle lebendigen Wassers*“ ein Bild der göttlichen Segnungen und des messianischen Heiles findet.

32. Das Handwerk. Neben der Hauptbeschäftigung der Einwohner im Garten, auf dem Felde und im Weinberg kommt die Tätigkeit des Handwerkers in den Dörfern wenig zur Geltung.

1) Für die notwendigen Sachen ist in der Regel jeder Fellah schon selbst Handwerker genug. Haus und Backofen kann er sich selbst grösstenteils ohne fremde Hilfe errichten und instand halten. Jedenfalls braucht der Zimmermann, der gleichzeitig auch Bauhandwerker ist, kein grosser Künstler zu sein, wenn seine Hilfe für die Fachwände und die Terrasse des flachen Daches in Anspruch genommen wird, ebensowenig wie für den einfachen Pflug und das übrige Haus- und Ackergeräte. Ein Schmied wird ihm die nötigen Eisenteile dazu herstellen, wenn er es nicht vorzieht, sie auf dem Markt in der nächsten Stadt zu kaufen.

2) Für die Kleidung wird er sich zuweilen an den Weber wenden, der aber häufig schon mindestens eine kleine Stadt zu seiner Residenz wählt. Nicht selten versteht auch die emsige Hausfrau genug, um das grobe Gewebe herzustellen und daraus das lange Untergewand und den viereckigen Mantelüberwurf zu machen. So werden bei den Beduinen in der Regel auch die Zeuge aus Kamel- und Ziegenhaaren für die Zeltdecken u. dgl.

von den Frauen selbst bereitet. Das schöne Lob des starken Weibes am Schluss des Buches der Sprichwörter zeigt uns, dass die fleissige Hausfrau sich auch im Altertum gar wohl auf die Bereitung der Kleidung für ihre ganze Familie verstand (Prov 31, 13. 19. 21f. 24).

Im übrigen braucht der Hofschneider des Fellahen nicht gerade die Pariser Hochschule der Mode besucht zu haben. Desgleichen bleibt auch dem Schuhmacher für die Fussbekleidung nicht allzu viel zu tun übrig.

3) Auf etwas mehr Absatz können Töpfer und Kupferschmiede rechnen, da ihre Ware selbst im einfachsten Hausstand nicht fehlen darf. Deshalb werden diese Gewerbe wenigstens in grösseren Ortschaften eifrig betrieben. Mit sehr einfachen Werkzeugen arbeitet der Kupferschmied an den Kesseln, Kannen und Schüsseln, und in ebenso uralter, einfacher Weise dreht und formt der Töpfer auf seiner Scheibe, ohne viel andere Werkzeuge zu brauchen, die Töpfe, Schüsseln und Krüge, wie sie die Leute nötig haben. Aus dem häufigen Gebrauche, den namentlich die Propheten von dem Vergleiche mit dem Töpfer und seiner Drehscheibe machen, sehen wir, dass dieses Handwerk auch in alter Zeit überall im Lande bekannt war.

4) Die meisten übrigen Handwerke sind mit wenigen Ausnahmen auf die Städte beschränkt. Sie zeigen auch dort, soweit das einheimische Gewerbe in Betracht kommt, überall grosse Einfachheit in den Werkzeugen und in den Erzeugnissen.

§ 4. Steuern und Abgaben

33. Steuern. Es liesse sich noch gar manche Seite aus dem Leben der heutigen Bewohner Palästinas hervorheben, deren Kenntniss uns im Verständniss vieler Stellen der heiligen Bücher fördern könnte. Wir müssen uns hier damit begnügen, nur noch einen Punkt kurz zu berühren.

Er gibt uns Antwort auf die Frage, die sich aus dem Gesagten vielleicht manchem aufdrängt. Das Heilige Land könnte seine Bewohner auch heute noch recht gut ernähren und vielen einen gewissen Wohlstand ermöglichen. Die Lebensbedürfnisse sind sehr gering, Lohn und Verdienst ist ausreichend. Woher kommt es denn, dass trotzdem von Wohlstand im Lande,

namentlich bei den Bewohnern ausserhalb der Städte, kaum die Rede sein kann? Von ganz Palästina und darüber hinaus gilt das Wort des alten Missionärs *Don Gatt* über Gaza und das Land der Philister: „Reich werden können hier nur die Spekulant, die Wucherer, die Steuerpächter und die einflussreichen Persönlichkeiten im Besitze der öffentlichen Gewalt.“ Der Hauptgrund ist in diesen Worten schon angedeutet. Er ist vor allem in den Steuern und Abgaben zu suchen und in der willkürlichen Art, wie diese von den Beamten erhoben werden. Auch diese Zustände werfen wieder ein Licht auf manche Klage der alten Propheten.

1) Unter den Steuern steht an erster Stelle die Ertragssteuer. Als solche wird der zehnte Teil und auch wohl etwas mehr von der gesamten Ernte gefordert, sowohl vom Getreide, Weizen, Gerste usw., als auch von allen anderen Früchten, Oliven, Feigen, Trauben, ebenso von den Seidenraupen usw. Zu diesem Zehnten kommt dann eine besondere Abgabe von etwa 60 Rappen für jedes Stück Kleinvieh, Schafe oder Ziegen, und für jeden Biemenkorb. Das edle Borstenvieh hat zwar nach mohammedanischem Gesetz gar keine legale Existenz im Lande. Aber es entgeht trotzdem nicht dieser Abgabe: es wird einfach unter der Rubrik „Ziegen“ mitgerechnet! Rinder, Pferde, Esel sind frei. Doch ist beim Verkauf eine Abgabe von 40 Rappen für jedes Tier zu entrichten.

2) Ausser der Ertragssteuer wird noch eine Grundsteuer erhoben. Sie ist geringer und beträgt etwa 4 vom Tausend des Wertes. Bei Miethäusern, die 4000 Franken an Wert übersteigen, wird die doppelte Abgabe, 8 vom Tausend, gefordert.

3) Ferner musste jeder nicht mohammedanische Untertan, solange der Ausschluss vom Militärsienst bestand, sich diese Befreiung mit der jährlichen Militärsteuer erkaufen, deren Höhe sehr verschieden angegeben wird.

4) Dazu kommen dann noch die Brücken- und Wegesteuer, die Zollabgaben, die Erbschafts-, Stempel-, Gewerbe- und andere direkte und indirekte Steuern, die zusammen schon jeden Untertan zur Genüge das teure Glück kosten lassen, vom goldenen Halbmond beschienen zu werden.

34 Ausserordentliche Abgaben. Ausser den regelmässigen, jährlichen Steuern sind bei besonderen Anlässen auch noch ausserordentliche Abgaben und Tribute zu entrichten.

1) So wird z. B. zur Herstellung einer neuen Strasse jeder Ortschaft in der ganzen Gegend aufgelegt, so und so viele Arbeiter, Pferde, Maulesel usw. zum Werke zu stellen. Ein Entgelt wird für solche Leistungen nicht gezahlt. Auch für ihren eigenen Unterhalt und für das Futter ihrer Tiere müssen die Leute selbst sorgen. Diese billige Weise hat den grossen Vorzug, dass von dem jährlichen Wege- und Brückengeld nichts verausgabt zu werden braucht. Es findet sowieso schon seine nützliche Verwendung.

2) Natürlich gibt auch der Krieg, selbst wenn es nicht gerade ein Weltkrieg ist, Anlass zu ausserordentlichen Tributen. Die öffentlichen Blätter berichten zwar von diesen Tributen häufig als von „freiwilligen Beiträgen“ der Bevölkerung. In gemeinverständlicher Sprache ausgedrückt müssen aber diese offiziellen Mitteilungen ganz anders lauten. Von einem bestimmten Bezirke soll z. B. die Summe von 20,000 Franken beigesteuert werden. Die hohe Bezirksregierung setzt ihre Unterbeamten von dem frommen Wunsche in Kenntniss mit der freundlichen Bitte, für ihren Kreis ihren Anteil an den Beiträgen zu übernehmen. Von der Kreisbehörde ergeht dieselbe Bitte mit grösstmöglichem Nachdruck an die Vorsteher der einzelnen Gemeinden. Zurückweisung der Bitte ist nicht gestattet, denn der Wunsch ist Befehl. Allerdings sind unterwegs aus den gewünschten 20,000 allmählich 30 — und 40,000 geworden. Aber wenn die Dörfer ihren Anteil an den freiwilligen Liebesgaben richtig abgeliefert haben, wird der Überschuss auf denselben Stationen wieder hängen bleiben, wo er zur Forderung hinzugekommen ist. Mit einem in den Zeitungen zu veröfentlichenden Dankschreiben wird dann der Empfang dieser freiwilligen Beiträge huldvollst bestätigt.

35. Die Weise der Erhebung. Was diese Steuern und sonstigen Abgaben erst recht drückend macht, ist die nur zu oft ganz ungerechte Art und Weise, wie sie erhoben werden. Namentlich gibt die Eintreibung des Zehnten zu den ärgsten Bedrückungen des armen Volkes Anlass, die nicht etwa eine seltene Ausnahme, sondern fast überall, besonders in den Dörfern, die Regel bilden, wenigstens bis vor einigen Jahren. Von allen Seiten hörte man darüber die bittersten, nur zu sehr begründeten Klagen. Über eine Besserung dieser Verhältnisse ist seither nichts bekannt geworden.

1) Nach dem Wortlaute des Gesetzes den Zehnten des Ertrages zur Zeit der Ernte zu erheben, würde natürlich den Regierungsbeamten viel Mühe und Verdruss bereiten. Viel einfacher ist es, gleich das bare Geld in Empfang zu nehmen. Deshalb wird entweder das ganze Dorf verpflichtet, eine entsprechende Summe Geldes an die Regierung zu zahlen, oder, und das ist der gewöhnliche Fall, die Zehnten eines Bezirkes werden an den Meistbietenden und Bestzahlenden verpachtet.

Dieser Steuerpächter bezahlt die Pachtsumme an die Regierung und treibt dann den Zehnten für seine eigene Rechnung ein. Kraft seines Pachtvertrages wird er dabei von der Regierung mit bewaffneter Hand unterstützt. Er schätzt nun ganz nach seinem Belieben den Ernteertrag ab und sorgt dafür, dass er von jedem Bauer seinen Anteil erhält und so sein Geld mit einem erheblichen Gewinne wieder einbringt. Weigert sich ein Bauer oder ein Dorf, die geforderte Summe zu zahlen, so werden berittene Polizisten in die Häuser der Widerstrebenden geschickt, die ganz auf deren Kosten leben und sie auf alle mögliche Weise quälen. Zuweilen werden diese Quälereien noch dadurch gesteigert, dass in einer Ortschaft zwei Parteien gegeneinander stehen, von denen die eine die Polizisten mit Wort und Geld antreibt, die Gegenpartei recht zu plagen. In seiner Verzweiflung weiss der arme Fellaḥ sich oft nicht anders zu helfen, als dadurch, dass er von Wucherern Geld leiht, selbst gegen 100 und 200 Prozent. Wird ihm dann die Schuldenlast zu gross, so verschwindet er wohl eines guten Tages mit Weib und Kind und seiner armseligen Habe aus dem Dorfe, um jenseits des Jordans bei einem Beduinenstamm Aufnahme und Schutz zu suchen.

2) Der vom Steuerpächter geforderte Betrag ist zuweilen so gross, dass die Leute lieber ganz auf ihre Ernte verzichten und alles auf dem Felde verderben lassen, weil sich die Arbeit bei der Höhe der verlangten Summe gar nicht lohnen würde. Bei Kubêbe in der Nähe von Jerusalem hatten einige Eigentümer vor etwa 20 Jahren eine grosse Zahl schöner Ölbäume umgehauen, weil sie bei der Höhe der geforderten Abgaben nicht einmal auf ihre Kosten kamen.

Es kann daher nicht wundernehmen, dass die Steuerpächter bei der Bevölkerung als wahre Landplage aufs äusserste verhasst sind, ebenso wie die Zöllner bei den alten Juden.

3) Auch bei manchen anderen Anlässen wissen die Beamten willkommene Gelegenheit zu finden, durch ungerechte Willkür und endlose Erpressungen die eigene Tasche auf Kosten des armen Volkes zu füllen. Wahrhaftig, der Prophet hätte auch jetzt noch allen Grund zu seinem Wehe über die Richter, „*die für Bezahlung den Schuldigen freisprechen und dem, der Recht hat, sein Recht vorenthalten*“ und zu dem harten Wort an das alte Jerusalem: „*Deine Beamten sind Gottlose und Diebesgesellen. Sie alle nehmen gerne Bestechungen an und laufen dem Gelde nach. Dem Waisen verschaffen sie nicht Recht und um die Sache der Witwe kümmern sie sich nicht*“ (Is 5, 23; 1, 23).

4) Bei solchen Verhältnissen ist es nur zu begreiflich, dass jeder Wohlstand der Bewohner im Keime erstickt wird und dass das Land trotz seiner Fruchtbarkeit doch mit wenigen Ausnahmen nur eine arme Bevölkerung dürrig ernährt. Wenn auch diese Bewohner durch Mangel an Fleiss und Tatkraft einen Teil der Schuld an der Verödung des heiligen Bodens tragen, so dürfen wir doch dabei nicht vergessen, dass die schon Jahrhunderte alten Misstände der Verwaltung nur zu sehr jedes fleissige Streben zu unterdrücken geeignet sind. Wozu alle Mühe, wenn nur ein habgieriger Fremder der Früchte sich freuen soll?

III. Palästina als Schauplatz der bibl. Geschichte

§ 1. Allgemeiner Charakter

36. Innige Beziehungen zwischen der Bibel und dem Heiligen Lande. 1) Schon in den bisherigen Ausführungen traten uns fast bei jedem Schritte die mannigfachen Beziehungen zwischen dem Heiligen Lande und der Bibel entgegen. Überall spendet uns die Kenntnis der natürlichen Verhältnisse des Landes und der heutigen Zustände seiner Bewohner neues Licht zum besseren Verständnis so mancher Aussprüche und Erzählungen der Heiligen Schriften, so mancher Bilder und Vergleiche ihrer Dichter und Propheten.

2) Der tiefste Grund dafür liegt eben im Wesen des Gotteswortes in der Bibel. Wollte die ewige Wahrheit zu uns Menschen reden, so musste sie notwendig die Sprache *eines* Landes, *eines* Volkes, *einer* Zeit für den Ausdruck ihrer Gedanken wählen. Denn Gottes Sprache wird nur nach Menschenart den Menschen

verständlich. Menschenart ist aber an die bedingte und beschränkte Form von Ort und Zeit und Nation gebunden. Wenn wir daher dieses Gotteswort in seiner ganzen Bedeutung recht erfassen wollen, so müssen wir uns mit seiner menschlich bedingten Form, d. h. also mit dem Land und dem Volk und der Zeit möglichst vertraut zu machen suchen, die es voraussetzt.

3) Wir müssen es uns versagen, auf diese innigen Beziehungen zwischen dem Heiligen Lande und der Bibel hier noch näher einzugehen. Es muss uns genügen, noch einen kurzen Blick auf dieses Land der Wahl Gottes als Schauplatz der Geschichte der Offenbarung zu werfen. Wir wollen dabei zuerst einige allgemeine Charakterzüge des Landes ins Auge fassen, die für das tiefere Verständnis dieser Wahl zu beachten sind.

37. Abgeschlossenheit des Landes. Nach den heiligen Absichten Gottes sollte das auserwählte Volk den ihm anvertrauten Schatz der göttlichen Offenbarung in seinem Lande rein und unversehrt bewahren, bis dereinst die Fülle der Zeiten gekommen wäre. Dieser hohen Aufgabe entspricht Palästina in vorzüglicher Weise durch seine vollkommene Abgeschlossenheit nach allen Seiten.

1) Seine lange Westfront bildet eine wenig gegliederte Meeresküste, fast ohne jeden brauchbaren natürlichen Hafen. Cäsarea wurde erst von Herodes angelegt und Jaffa musste mit seinen vielen vor der Küste gelagerten Felsenklippen die Ein- und Ausfahrt im Altertum noch mehr erschweren, als es bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Erst im Norden, im Gebiete der phönizischen Städte Tyrus und Sidon, gab es wenigstens einst gute Häfen, obwohl sie seither ganz versandet sind. Während sich deshalb von diesem Teile der Küste aus ein lebhafter Handels- und Kolonisationsverkehr durch die Phönizier entwickeln konnte, bildete das Meer für die Israeliten eine Scheidewand, die sie fast vollständig von jedem überseeischen Verkehr mit anderen Völkern zurückhielt.

2) Die andere Längsseite im Osten war durch die syrisch-arabische Wüste behütet. Ebensovienig wie heute führte im Altertum eine grössere Karawanenstrasse quer durch diese Einöde hinüber ins Zweiströmland. Wir sehen schon aus dem ersten Bericht über eine kriegerische Expedition aus Mesopotamien nach Palästina, den uns die Genesis im vierzehnten

Kapitel aus der Zeit Abrahams bietet, dass die vier Könige von den Ufern des Euphrat und Tigris ihren Weg von Norden her über Palmyra und Damaskus nahmen, dort wo auch heute noch die grosse Verkehrsader nach Osten hinüberführt.

3) Doch auch an dieser nördlichen Schmalseite des Landes war durch die hohen Berge des Libanon und Hermon ein mächtiger Schutzwall um das Gebiet des auserwählten Volkes gezogen. Nur durch einige wenige Passtrassen war hier der Zugang möglich, und ein grösserer, regelmässiger Verkehr war auch an dieser Stelle durch die natürlichen Bollwerke sehr beschränkt und erschwert.

4) Eine ähnliche Beschränkung bot schliesslich im Süden des Landes die arabische Wüste, wo nur eine schmale Brücke zwischen der Wüste und dem Meere den Übergang nach dem Niltale gestattete.

So hat man mit Recht in dieser Abgeschlossenheit des ganzen Landes eine Bestätigung des prophetischen Wortes gefunden, dass der Herr ringsum einen Zaun um seinen Weinberg gezogen habe (Is 5, 2).

38. Abhängigkeit von Gott. Um seine Aufgabe als Werkzeug der Bewahrung des Offenbarungsglaubens erfüllen zu können, musste das Volk Israel auch in der lebendigen, praktischen Anerkennung der steten Abhängigkeit von Gott erhalten werden. Auch unter dieser Rücksicht eignete sich Palästina ganz besonders zum Wohnsitz des auserwählten Volkes.

1) Die Hilfsquellen des Landes fliessen nicht von aussen her ihm zu. Im Innern ist für alle Bedürfnisse der Bewohner gesorgt. Ackerbau und Viehzucht ernähren das Volk, und der Handel mit den Nachbarvölkern kommt daneben nur wenig in Betracht.

2) Aber die wesentlichsten Bedingungen für das Gedeihen von Feld und Weide sind nicht in des Menschen Hand gelegt, am wenigsten in Palästina. Gott der Herr muss „*Früh- und Spätregen senden zu seiner Zeit*“, und mit reichlichem Tau den Boden und die Gewächse während des Sommers erquicken. Sonst wird der Mensch vergebens mit Pflügen und Säen sich abmühen. An eine Ernte und ein Wachstum der Pflanzen wird ohne diesen Segen von oben nicht zu denken sein. Dazu müssen die sprossenden Saaten und Gräser auch vor den Ver-

heerungen der Heuschreckenschwärme behütet werden. Gegen ihre gefräßigen Scharen, die nach dem Bilde des Propheten Joel (2, 1—11) gleich einem furchtbaren Heer über das Land herfallen und aus dem paradiesischen Lustgarten in kurzer Zeit eine wüste Einöde machen, ist der Mensch vollständig wehrlos.

In der Erkenntnis seiner völligen Ohnmacht gegenüber diesen wesentlichsten Lebensbedingungen musste das Volk Jahr für Jahr durch die tägliche Erfahrung bestärkt werden, und so wurde es durch die Natur seines Landes zur praktischen Anerkennung seiner steten Abhängigkeit von Gott erzogen.

3) Um diese erzieherische Wirkung in noch höherem Masse zu erreichen, hatte der Herr schon durch Moses das Volk Israel mit allem Nachdruck auf den engsten Zusammenhang zwischen der Beobachtung oder Nichtbeobachtung seines Gesetzes und dem Segen oder der Strafe von oben in diesen äusseren Bedingungen seines Lebens im Lande hinweisen lassen: „*Wenn ihr also meinen Geboten gehorcht, die ich euch heute gebe, dass ihr den Herrn euren Gott liebet und ihm dienet mit eurem ganzen Herzen und mit eurer ganzen Seele, dann wird er Früh- und Spätregen eurem Lande gewähren, damit ihr dann Getreide und Wein und Öl ernten könnet und das Gras auf den Auen, die Herden zu weiden, und dass ihr selbst esset und satt werdet. Hütet euch, euer Herz betören zu lassen und vom Herrn abzufallen, um fremden Göttern zu dienen und sie anzubeten: denn dann wird der Herr in seinem Zorne den Himmel verschliessen und es wird kein Regen mehr fallen und in eurem Lande wird nichts mehr wachsen, und so werdet ihr bald zugrunde gehen in dem trefflichen Lande, das der Herr euch geben will*“ (Deut 11, 13—17).

Die gleiche Mahnung lässt der Herr auch durch die Propheten immer wieder dem Volke vorlegen. In Verbindung mit diesen mahnenden und drohenden Rufen des Herrn musste das Land mit seiner grossen Fruchtbarkeit auf der einen Seite und der Fülle von göttlichen Zuchtruten auf der anderen für das störrische und wankelmütige Volk ein guter Erzieher zum Festhalten am wahren Glauben und zur Treue im Dienste seines Gottes werden.

39. Zentrale Lage. Doch der Schatz der Offenbarung sollte von Israel in Palästina nur solange gehütet werden, bis die Fülle

der Zeiten gekommen war. Von den Juden sollte dann das Heil zu allen Völkern gelangen. Für diese Verbreitung des wahren Glaubens in der ganzen alten Welt war Palästina vor allem durch seine zentrale Lage geeignet.

1) Dieser dritte Charakterzug des Heiligen Landes tritt uns bei der Betrachtung seiner geographischen Lage klar entgegen. Mit Rücksicht auf die universelle Heilsgeschichte wohnte das Volk Israel in der Tat im Mittelpunkt der Erde, wie Ezechiel es ausdrückt (Ez 38, 12).

Für die Zeit der Vorbereitung des messianischen Heiles kamen vorzüglich als Träger der alten Kultur die Völker im Stromlande des Euphrat und Tigris, im Niltale und in den alten Reichen Kleinasien in Betracht. Ihre mannigfachen Beziehungen zueinander, bald feindlicher, bald friedlicher Art, führten sie ganz von selbst auf ihren Wegen durch das kleine Land am Rande des asiatischen Erdteiles, wo das Volk Israel wohnte. In recht beredter Sprache zeugen davon die altägyptischen und assyrischen Denkmäler in der Felsenwand der alten Heeresstrasse an der Meeresküste beim Hundsfluss nördlich von Beirut. Auf diesem selben Wege und wohl auch durch die Senke zwischen dem Libanon und Antilibanos werden ebenfalls die Hethiter aus Kleinasien nach Süden vorgestossen sein, während die Karawanenstrasse über Palmyra und Damaskus, wie wir sahen, schon zur Zeit Abrahams mesopotamische Eroberer ins Land führte.

2) Jedenfalls war Palästina schon während der Vorbereitungszeit des messianischen Heiles der Berührungspunkt der ganzen alten Welt. Als dann in den letzten Jahrhunderten vor Christus das griechische und später das römische Weltreich mit mächtigem Arme in die Geschieke des Orients eingriff, bildete wiederum das Land Israel die Völkerbrücke von Nord nach Süd und von West nach Ost.

3) In der Fülle der Zeiten bewährte sich sodann erst recht die zentrale Lage des von der Vorsehung erkorenen Landes. Nachdem schon die Juden in ihrer Zerstreuung von diesem Mittelpunkt der Erde aus die Kunde vom kommenden Messias in alle Länder gebracht hatten, ziehen jetzt die Boten des gekommenen und verherrlichten Erlösers von eben diesem Lande der Verheissung aus und tragen die frohe Kunde von dem Heiland und

seinem Heile unter alle Völker. Die Vorsehung hatte diesen Verkündern der Frohbotschaft die Wege bereitet, die von Palästina wie von einem grossen Zentrum aus sie leicht in alle Provinzen des Römerreiches und in alle Teile der antiken Kulturwelt hineinführten.

Diese allgemeinen Charakterzüge des Heiligen Landes zeigen uns also auch nach menschlichem Ermessen die göttliche Weisheit in der Wahl des Schauplatzes der biblischen Geschichte, die zugleich die Geschichte der grundlegenden Zeit der Offenbarung ist.

§ 2. Die Erforschung einzelner biblischer Stätten

40. Jerusalem. Für die Kenntnis dieses Schauplatzes der biblischen Geschichte ist die Forschung der letzten Jahrzehnte nicht ohne reichen Ertrag tätig gewesen. Freilich stehen wir mit der Erforschung der einzelnen biblischen Stätten erst am Anfang der Arbeit. Aber schon dieser Anfang hat manch schöne Früchte gezeitigt. Es lohnt sich der Mühe, der einen oder anderen von diesen Stätten einen kurzen Besuch zu machen, wo Hacke und Spaten uns einen etwas tieferen Blick in die Vergangenheit bis in die Zeiten der biblischen Geschichte und sogar darüber hinaus gestatten.

Der erste Platz unter diesen biblischen Stätten gebührt ohne Zweifel Jerusalem, der heiligen Stadt, wie sie von den Arabern kurzweg genannt wird (*el-Quds*).

1) Der gründlichen Erforschung des alten heiligen Bodens stehen freilich gerade in der Hauptstadt die grössten Schwierigkeiten im Wege. Ein grosser Teil der alten Stadt ist auch heute von öffentlichen oder privaten Gebäuden und Wohnungen bedeckt. Die religiöse Verehrung, die gerade die denkwürdigsten Stätten umgibt, steckt dem Forschereifer unüberwindliche Schranken. Die Eifersucht und der Fanatismus, mit dem manches Heiligtum ängstlich vor jeder Profanierung gehütet wird, lassen jeden Versuch einer wissenschaftlichen Durchforschung als ganz aussichtslos und nicht selten als höchst gefährlich erscheinen.

2) Trotzdem haben die Pioniere der Wissenschaft sich auch hier nicht abschrecken lassen. Innerhalb der Stadt brachten

mehr gelegentliche Funde bei einigen Neubauten etwas Licht in schwierige Fragen.

So waren besonders die Arbeiten am neuen russischen Hospiz süd-östlich von der heiligen Grabeskirche von besonderer Bedeutung für die Frage von der Lage Golgathas und des heiligen Grabes. Die Stätte der Kreuzigung des Erlösers und des Grabgartens müssen wir nach den Angaben des Neuen Testaments ausserhalb der Stadt, doch in der Nähe der Mauer und des Tores suchen. Die alte Konstantinische Basilika, die sich in veränderter Gestalt noch heute über der heiligen Stätte erhebt, liegt aber innerhalb der heutigen Stadt. Es fragt sich also, ob die sogenannte zweite Stadtmauer, die zur Zeit Christi hier die Stadt abschloss, dieses Gebiet ausserhalb oder innerhalb ihres Bereiches gelassen habe. Nun fand der verdiente württembergische Architekt Baurat *Konrad von Schick* bei der Errichtung des genannten russischen Hospizes ausser einem byzantinischen Bogen der alten Konstantinischen Kirche und einigen Säulen der Vorhalle (Propyläen) dieses Baues, sowie einem Stück des Pflasters eines alten Platzes, auch die ausgetretene Schwelle eines alten Stadttores und die Reste einer alten Mauer. Der glückliche Entdecker, dem man als einem der sachkundigsten Kenner des Bodens der alten Stadt ein gewichtiges Urteil in solchen Fragen nicht absprechen kann, betrachtet dieses Tor und diese Mauerreste als zur alten zweiten Stadtmauer gehörig. Gegen die Richtigkeit dieser Annahme dürfte sich auch kaum etwas Stichhaltiges vorbringen lassen.

Dann sind aber diese ehrwürdigen Reste beredte Zeugen aus den Tagen des Heilandes, die uns einen sicheren Beweis für die Lage der heutigen Stätte der heiligen Grabeskirche ausserhalb der alten Stadt und in der Nähe der Mauer und des Stadttores in die Hand geben. Denn diese Stätte liegt an der von der Stadt abgewendeten Westseite jener Mauer, also ausserhalb des Bereiches der alten Stadt.

Es ist auch durchaus wahrscheinlich, dass der Erlöser mit seinem Kreuze durch dieses Tor und über diese Schwelle zum nahen Kalvarienberg hinausgeführt wurde.

3) Für den Anfang der traditionellen Via dolorosa sind beachtenswert die Funde unter dem Kloster und der Kirche der Sionsschwester beim sogenannten Ecce-homo-Bogen, wo

der Engländer *Warren* alte Felsenbauten, Wasserbehälter und einen unterirdischen Gang zum Tempelplatz entdeckte. Man sieht dort auch noch Reste eines alten Steinpflasters, das vielleicht zu einem Hofe der nahen Burg Antonia gehörte. Die in den Stein eingeritzten Linien und Figuren sollen von den Spielen der römischen Soldaten herrühren.

In der Nähe beim heutigen österreichischen Hospiz zeigten die Arbeiten für die Legung der Fundamente dieses Baues, wie tief der alte Boden der Strasse hier unter der jetzigen Oberfläche liegt. Man musste stellenweise bis zu 30 Meter tief durch den aufgehäuften Schutt graben, um zum alten Felsboden zu gelangen.

4) Nach der anderen Seite nicht weit vom Stephanstore sind von den „Weissen Vätern“ unter dem Chore der Annakirche eine alte ehrwürdige Krypta und in dem anstossenden Grundstück ansehnliche Reste einer grossen alten Teichanlage mit fünf Hallen gefunden worden, die zu dem schon im frühen Mittelalter hier verehrten Teich Bethesda gehörten.

5) Ausserhalb der jetzigen Stadt sind insbesondere die Ausgrabungen im Südwesten, Süden und Südosten zu erwähnen, auf den Ausläufern des heutigen Sion und des Tempelberges. Durch diese Arbeiten wurden insbesondere die Reste der alten Stadtmauer und ein altes Stadttor mit drei übereinander liegenden Schwellen aus verschiedenen Zeiten entdeckt. Auch der schon früher bekannte unterirdische Felsentunnel, der von der Marienquelle zum Siloeteiche führt und wahrscheinlich schon vom Könige Ezechias (728–607 v. Chr.) ausgeführt wurde, ist in den letzten Jahren neuerdings untersucht worden. Man fand dabei noch mehrere unterirdische Gänge, die zum Teil unter den Tempelberg führen. Doch hinderte die drohende Haltung der mohammedanischen Bevölkerung Jerusalems die Fortsetzung und Vollendung der Arbeiten.

6) Unter den mancherlei anderen neueren Entdeckungen in der Umgebung der Stadt seien hier nur noch die sehr beachtenswerten Arbeiten der schon genannten Weissen Väter auf dem nahen Ölberge erwähnt. Es wurden dort nicht weit vom Pater-noster-Kloster die Mauern einer alten Basilika entdeckt, in der man die Konstantinische „Eleona“ oder Ölbergskirche zu erkennen glaubt.

41. Bethlehem. Zu Konstantin führt uns auch ein Besuch in Bethlehem zurück. Freilich haben wir es hier nicht mit grossen Ausgrabungen zu tun, aber doch mit neuen und erfolgreichen Untersuchungen.

1) Über die althehrwürdige Geburtskirche, die Kaiser Konstantin über der heiligen Grotte errichtete, standen sich lange Zeit zwei Anschauungen unter den gelehrten Forschern gegenüber. Die einen glaubten, der kaiserliche Prachtbau habe ein zweigeschossiges Atrium, eine fünfschiffige Langhausbasilika und nur eine einzige Hauptapsis umfasst. Erst Kaiser Justinian habe die dreifache Apsis der heutigen Kirche und den geschlossenen Narthex (Vorhalle) hinzugefügt, nachdem er das Atrium zerstört hatte. Andere hingegen verteidigten den einheitlichen, Konstantinischen Ursprung des ganzen Baues, wie er heute noch steht. Von der alten Anlage sei nur das Atrium im Sturme der Zeiten zugrunde gegangen.

2) Trotz des Widerspruches einiger weniger Forscher geben die neuesten Untersuchungen dieser zweiten Ansicht recht. Von einem Umbau aus der Zeit Justinians lässt sich nicht die geringste Spur nachweisen, während der tatsächliche Befund der Bauanlage im ganzen wie im einzelnen und die geschichtlichen Zeugnisse über die Entstehung der Kirche den einheitlich Konstantinischen Charakter derselben beweisen.

Mit dieser Feststellung gewinnt der ehrwürdige Bau über der unscheinbaren Geburtsgrotte des Welterlösers ganz ausserordentlich an Bedeutung. Denn wir besitzen in ihm das einzige Beispiel einer grossen Basilika aus den Tagen Konstantins, die ohne Umbau und ohne wesentliche Veränderung bis auf unsere Zeit erhalten geblieben ist.

42. Jericho. Von besonderer Wichtigkeit für die Kenntnis der altisraelitischen Geschichte sind die Ergebnisse der Ausgrabungen, die in den Jahren 1908/09 von den Professoren *Sellin* und *Walzinger* in Jericho gemacht wurden.

1) Aus der Schilderung des Buches Josue wissen wir, dass Jericho beim Einzug der Israeliten eine starke Festung der Kanaanäer war, ringsum von hohen Mauern umgeben. Durch ein grosses, dem ganzen Volke offenes Wunder wollte der Herr den Mut und das Vertrauen aller bei der Einnahme dieser ersten festen Stadt im verheissenen Lande stärken und sie für

die schwierige Aufgabe, die er ihnen zugewiesen hatte, vorbereiten. Als daher die Jubeltrompeten am siebten Tage zum siebten Male beim Umzug der Bundeslade um die Stadt erschallten und das ganze Heer ein mächtiges Kriegsgeschrei erhob, liess Gott die Mauern der Festung einstürzen und überlieferte so die ganze Stadt in die Hände seines Volkes. Nach der vom Herrn angeordneten Zerstörung der Stadt sprach der Heerführer Josue den Fluch aus über jeden, der es wagen würde, Jericho wieder aufzubauen (Jos 6, 1—26). Die Stadt blieb dann auch während der folgenden Jahrhunderte in Trümmern liegen. Erst unter der Herrschaft des gottlosen Königs Achab wurde sie durch Hiel aus Bethel wieder aufgebaut (3 Kön 16, 34).

2) Der Befund der Ausgrabungen bestätigt und erläutert nun diesen Bericht besonders in zwei Hauptpunkten aufs schönste. Zunächst hinsichtlich der Befestigung der alten kanaanäischen Stadt.

Bei den Arbeiten fand man eine doppelte Stadtmauer, eine hohe äussere und eine niedrigere innere. Die Aussenmauer bildete einen geschlossenen Ring um die Stadt in einer Ausdehnung von 778 Metern, wahrscheinlich nur von einem einzigen Tore im Osten unterbrochen, das aber ganz zerstört zu sein scheint. Sie bestand in ihrem Aufbau aus drei Teilen. Zu unterst liegt eine Schicht von 0,80 — 1, 30 m Höhe zur Auffüllung und Eb- nung des Bodens. Darauf erhebt sich eine Mauer aus Bruch- steinen, mit Böschung angelegt in einer Höhe von 4,50 — 5,40 m. Auf dieser stand die senkrechte Festungsmauer aus Lehmziegeln, die nur noch an einzelnen Stellen im Norden erhalten ist. Sie hat hier eine Breite von 2 m und noch jetzt hie und da eine Höhe von 2,40 m. Doch mag sie früher wohl ein- oder zweimal so hoch gewesen sein. Gerade in dem am besten erhaltenen Teile im Norden konnte man auch eine grosse Bresche von 18 m Breite nachweisen.

In einem Abstände von etwa 30 m von dieser Aussenmauer bildete eine breite innere Mauer aus Lehmziegeln einen zweiten Ring um die Stadt. Sie vollendete die ganze einheitliche Fe- stungsanlage des mächtigen Bollwerkes, die nach dem Urteile der Sachverständigen sicher aus altkanaanäischer Zeit vor dem Einzuge Josues stammt und schon eine gründliche technische Schulung voraussetzt.

Diese Ergebnisse der Ausgrabungen geben uns also ein klares Bild der Mauern Jerichos, wie sie Josue und seine Kriegerscharen vorfanden.

3) Auch ein zweiter wichtiger Punkt bestätigt die biblische Erzählung in bedeutsamer Weise. Bei den Arbeiten stellte es sich heraus, dass die kanaanäische Stadt durch eine plötzliche grosse Katastrophe vollständig zugrunde gegangen ist. Die Schuttschichte, die die Reste der alten Festung von den Überbleibseln der späteren israelitischen Ansiedlung trennt, lieferte auch den Beweis, dass der Stadthügel während mehrerer Jahrhunderte unbewohnt und verödet geblieben ist. Die ersten Spuren einer neuen Besiedlung weisen in das 9. Jahrhundert v. Chr. Sie tragen ganz den Charakter der israelitischen Bauweise, die sich von der früheren kanaanäischen in vielen Stücken unterscheidet.

Auch dieser Punkt entspricht daher ganz den Angaben der Bibel, dass erst Hiel unter der Regierung Achabs (c. 877—855) Jericho wieder aufbaute.

43. Andere Stätten. Einen interessanten Blick in die verschiedenen Perioden der Geschichte des Landes und seiner Bewohner gewähren auch die zumeist im letzten Jahrzehnt ausgeführten Ausgrabungen an einer Reihe von Stätten am Rande der Philisterebene in Südwestpalästina, ferner am Rande der Ebene Esdremon im Norden und im alten Samaria im Inneren des Landes.

1) Im Südwesten handelte es sich besonders um die Feststellung der Lage verschiedener auch in der Bibel erwähnter Städte und um die Aufhellung der dunklen Geschichte der Philister.

So wurde das alte Lachis in *Tell el-Hesi* nachgewiesen und in elf übereinander gelagerten Schichten vom 17. oder 16. Jahrhundert v. Chr. bis in die Römerzeit hinab erforscht. Unter anderem fand man dort in der dritten Schicht, aus der Zeit um 1400 v. Chr. einen Brief an den Fürsten Zimrida von Lachis in altbabylonischer Keilschrift, der zur Gattung der Amarnabriefe gehört. Wie diese Briefe, die im Jahre 1888 an der Stelle der ehemaligen Residenz des Königs Amenophis IV. (1415—1361 v. Chr.) in Tell el-Amarna in Ägypten gefunden wurden und grösstenteils Berichte der ägyptischen Vasallenfürsten aus Sy-

rien und Palästina an den ägyptischen Pharaon enthalten, so beweist auch dieser Fund von Lachis und die von Professor Sellin in Thaanach entdeckten zwölf Keilschrifttafeln die Vorherrschaft der babylonischen Sprache und Schrift in Palästina um 1400 v. Chr.

2) Besonders glänzend waren die Ergebnisse der Arbeiten *Macalisters* an der Stätte des alten Gezer im *Tell Dschezer* in den Jahren 1902 — 1909. Die älteste hier nachgewiesene Ansiedlung geht in die jüngere Steinzeit zurück. Welch grossartiger technischer Leistungen selbst mit den unvollkommenen Steinwerkzeugen die Bewohner schon um das Jahr 2000 v. Chr. fähig waren, zeigt der in den Felsen gehauene Tunnel, der in einer Länge von 67 m und bei einer durchschnittlichen Höhe von 7 und einer Breite von 4 m auf etwa 80 abgenutzten Felsstufen zu einer starken Quelle in einer grossen Höhle 43 m unter der heutigen Oberfläche des Hügels hinabführt. Auf dem Hügel wurde ein grosses kanaanäisches Höhenheiligtum freigelegt, das erste sicher nachgewiesene Beispiel dieser heidnischen Kultstätten in Palästina, die im Alten Testamente so häufig erwähnt und bekämpft werden.

3) Von grosser Bedeutung sind auch die Resultate der Ausgrabungen auf zwei Ruinenhögel am Südrande der Ebene Esdrelon, den Stätten des alten Thaanach im *Tell Ta'annek* und von Megiddo im *Tell el-Mutesellim*. Am letzteren Orte handelt es sich wiederum, wie bei Jericho, um eine starke altkanaanäische Festung. Ausser der Ringmauer konnte hier auch noch eine doppelte Burganlage mit starker Burgmauer und einem Wallgraben freigelegt werden, die als Zitadelle die Festigkeit der Stadt noch erhöhte.

4) Die von König Amri auf einem schönen Hügel nordwestlich von Sichem erbaute Hauptstadt des israelitischen Nordreiches, Samaria, wurde in den Jahren 1908—1911 von einer amerikanischen Expedition der Harvard Universität zum Teil ausgegraben. Es gelang, den von Amri errichteten und von seinen Nachfolgern Achab, Jehu und Jeroboam restaurierten königlichen Palast aufzufinden. Seine ehemalige Bestimmung wurde durch die Entdeckung einer Alabastervase mit dem Namen des Pharaon Osorkon II. aus der Zeit Achabs und von 75 mit altphönizischen Buchstaben beschriebenen Tonscherben (Ostraka)

sichergestellt. In diesen Scherben sieht der Leiter der Ausgrabungen, Professor *Reisner*, Etiketten für Wein- und Ölkrüge, die den Inhalt, die Herkunft und den Namen des Besitzers angeben.

So beleuchtet dieser Fund treffend das Wehe, das der Prophet *Isaias* über die „*stolze Krone*“ Samarias „*hoch oben auf dem Scheitel des fettesten Tales*“ ausgesprochen, dessen Bewohner „*vom Weine wanken*“ und „*vor Trunkenheit stolpern*“ (Is 28, 1. 7).

Wir müssen uns mit diesen wenigen Andeutungen begnügen, ohne auf die Einzelheiten der interessanten und bedeutsamen Funde näher eingehen zu können.¹⁾

44. Die Synagogen Galiläas. Mit einem Worte sei noch der Erforschung der alten Synagogen in Galiläa gedacht, deren Ergebnisse in einem stattlichen Bande von *Heinrich Kohl* und *Carl Watzinger* vorgelegt wurden (Leipzig 1916).

1) In einer Reihe von Ortschaften Galiläas und auch östlich vom See Genesareth sowie auf dem Karmel ragen unter den Ruinen die Überreste von alten Gebäuden hervor, die man erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als ehemalige Synagogen erkannt und im letzten Jahrzehnt genauer erforscht hat.. Es sind die Bauten in *Tell Hûm* am Nordwestufer des Sees Genesareth, das man gewöhnlich als Stätte des alten Kapharnaum ansieht, ferner in *Kerâze*, *Irbid*, *Umm el-'Amed*, *Meron*, *Kefr Bir'im*, *en-Nabratên* und *ed-Dschîsch* in Galiläa, *ed-Dikke* und *Umm el-Qanâtir* auf der Ostseite des Sees Genesareth, endlich *Chirbet Semmâqa* auf dem Karmel.

2) Alle diese Bauten zeigen einen monumentalen Charakter und ein ganz einheitliches Gepräge. Das Baumaterial ist teils Basalt, teils Kalkstein. Die Hauptfassade ist nach der heiligen Stadt Jerusalem gerichtet, in Galiläa nach Süden, im Ostjordanland nach Westen und auf dem Karmel nach Osten. Nach dem Tempel in Jerusalem hatten sich auch die Beter in der Synagoge gemäss der Vorschrift des Talmud zu wenden. Deshalb mussten sie beim Besuche der Synagoge sich der vorderen Frontwand zukehren, in der sich die drei Haupteingänge in das Gebäude befanden. Über diesen Eingängen waren im oberen Teile der Fassade drei Fenster angebracht.

¹⁾ Eine ausführliche Übersicht bietet die Schrift von Dr. *Paul Karge*, Die Resultate der neueren Ausgrabungen und Forschungen in Palästina (Biblische Zeitfragen 3. Folge 8. u. 9. Heft). Münster i. W. 1912.

3) Das Innere wird durch eine doppelte Säulenreihe in drei Schiffe geteilt. Die Säulen tragen eine Empore, die sich längs der Seitenwände und der Rückwand hinzieht. Eine Steintreppe führte von aussen zu ihr hinauf. Am Rand der Empore steht über den unteren Säulen eine kleinere Säulenreihe, die das Dachgebälk trägt.

Von der übrigen Inneneinrichtung sind nur noch die steinernen Sitzbänke vorhanden, die in einer, zwei oder drei Reihen den Seitenwänden und zuweilen auch der Rückwand entlang liefen, und ausserdem wenigstens in Tell Hûm, und vielleicht auch in Kerâze und anderswo, die Reste des Thoraschreines, der in Stein ausgeführt und reich geschmückt war und seinen Platz im Innern vor der Frontwand zwischen den beiden letzten Säulen der Koloïnaden hatte. Auch der sorgfältig ausgeführte, steinerne Plattenbelag des Fussbodens ist stellenweise noch erhalten.

4) Aus dem Vergleiche mit anderen alten Synagogen und sonstigen Zeugnissen ersehen wir, dass zur Innenausstattung dieser religiösen Versammlungsstätten noch manche Einrichtungsgegenstände aus Holz gehörten, von denen sich in den Ruinen der Synagogen Galiläas keine Spur erhalten hat. Vor dem Thoraschrein befanden sich die Sitze der Ältesten oder Presbyter der Gemeinde, die durch Schranken von dem Raume der übrigen Gemeindeglieder getrennt waren. In der Mitte des Mittelschiffes stand die hölzerne Tribüne für den Vorleser der Thora, zu der wahrscheinlich ein doppelter Stufenaufgang von beiden Seiten hinaufführte. Die Empore, auf der die Frauen dem Gottesdienst beiwohnten, war an der vorderen Seite durch Holzgitter abgeschlossen.

5) Wie in Tell Hûm, so lag wohl auch sonst neben dem Hauptraume der Synagoge ein Hof, der in Tell Hûm an drei Seiten von gedeckten Hallen umgeben ist. In der Mitte desselben befand sich wahrscheinlich ein Brunnen oder ein Wasserbecken für die vorgeschriebenen Waschungen.

Bei einigen Synagogen lag vor der Hauptfassade eine mit Säulen geschmückte Vorhalle, von der sich z. B. in Kefr Bir'im noch Reste erhalten haben.

6) Die Frage nach der Zeit der Entstehung dieser Bauten lässt sich unter Berücksichtigung aller Einzelheiten mit grosser

Wahrscheinlichkeit beantworten. Die Prüfung der Architektur und der Dekoration und ein Vergleich der literarischen Zeugnisse führt zu dem Schlusse, dass diese monumentalen, einheitlich ausgeführten Gebäude aus dem Ende des zweiten und dem Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts stammen, aus der Zeit des Septimius Severus und des Caracalla. Sie finden ihre Erklärung nur als Stiftungen des den Juden günstig gesinnten kaiserlichen Hauses, das diese Bauten für die in Galiläa blühenden jüdischen Gemeinden durch einen syrischen Architekten nach einem einheitlichen Plane ausführen liess.

7) Direkt haben also diese Synagogen mit der Bibel nichts zu tun. Noch viel weniger können wir diese Überreste als von den Synagogen aus den Tagen Christi herrührend betrachten.

Indirekt werfen diese Ruinen aber trotzdem ein helles Licht auf das religiöse Leben des Volkes in den letzten Jahrhunderten vor Christus und während des Lebens des Heilandes. Denn aus vielen Gründen ist es durchaus wahrscheinlich, dass sich diese Neubauten in ihrer ganzen Anlage und in vielen Einzelheiten enge an die älteren Vorbilder der früheren Synagogen anschlossen. So lernen wir aus diesen Ruinen die Einrichtung jener Stätten kennen, an denen das jüdische Volk sich an jedem Sabbat zur Anhörung der Lesungen aus den Heiligen Schriften versammelte, wo es seine Psalmen sang und sein sehnstüchtiges Flehen nach dem verheissenen Messias zum Himmel sandte.

Es waren die gleichen Stätten, an denen auch der Erlöser sich seinem Volke in seinen Lehren am Sabbat als der wahre Messias offenbarte.

* * *

Mit dem Besuch dieser Synagogen Galiläas beschliessen wir unsere heutige Wanderung durch das Land der Bibel. Was uns dieses Land für die Kenntnis des Lebens und der Lehre Jesu zu bieten hat, wollen wir im folgenden Vortrage etwas näher ins Auge fassen.

Vierter Vortrag

Leben und Lehre Jesu im Lichte des Orients

1. Das fünfte Evangelium. Gottes Wort in der Bibel tritt uns im Lichte des Orients in einer ganz eigenen Klarheit und Schönheit entgegen. Der letzte Vortrag hat uns dafür schon einige Proben geboten.

Was aber vom geschriebenen Worte Gottes in der Bibel im allgemeinen gilt, das können wir in besonderer Weise auf das Leben und die Lehre des menschengewordenen Gotteswortes anwenden.

Für das richtige Verständnis eines jeden Berichtes verlangt man heute mit grösserem Nachdruck als in früheren Zeiten die sorgfältige Beachtung des „*Milieu*“ oder des sachlichen Hintergrundes. Man sucht deshalb die Kenntnis der Zeit, des Landes und des Volkes, denen der Bericht angehört, möglichst zu vertiefen. Längst vor den Tagen der Historiker *Taine* und *Comte*, die diesem Studium im Interesse der Geschichtsforschung eine besondere Aufmerksamkeit schenkten, hatte man auch für das Verständnis der Berichte unserer Evangelien über das Leben und die Lehre Jesu diese ganz berechtigte Forderung zu erfüllen gesucht.

In vielen Stücken mussten sich aber diese Versuche in früheren Zeiten notwendig mit einem unsicheren Tasten begnügen. Das Studium des alten Orients und die Erforschung der Verhältnisse Palästinas waren ja bis vor wenigen Jahrzehnten noch nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen. Je grössere Fortschritte die Kenntnis der heutigen und einstigen Zustände des Heiligen Landes machte, desto grösseren Nutzen konnte man daraus für das sachliche Verständnis der evangelischen Berichte entnehmen.

Nicht mit Unrecht hat man die Palästinakunde das „fünfte Evangelium“ genannt. Mehr als ein Werk über das Leben Jesu verdankt seinen Erfolg hauptsächlich der genauen Kenntnis und eifrigen Benutzung dieses fünften Evangeliums. So wird man z. B. die wissenschaftliche Bedeutung des Leben Jesu von

Ernest Renan und der Vorträge über das Leben Jesu des Züricher Professors *Konrad Furrer* mit vollem Rechte nicht sehr hoch bewerten. Aber man wird ihnen die Anerkennung nicht versagen können, dass sie den Schauplatz der irdischen Wirksamkeit des Heilandes gut kannten und diese Kenntnis mit Geschick und Erfolg bei der romanhaften Schilderung jener Wirksamkeit verwendeten. Umgekehrt sind die vielen Fehlgriffe des Marburger Professors *Adolf Jülicher* in der Erklärung der Gleichnisreden Jesu auch nach dem Urteil protestantischer Kritiker grösstenteils auf die Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse Palästinas zurückzuführen.

Man darf unbedenklich behaupten, je mehr sich einer mit der Geographie und Geschichte des Heiligen Landes und mit seinen einstigen und jetzigen sozialen, politischen und religiösen Zuständen vertraut gemacht hat, desto tiefer wird er, unter sonst gleichen Umständen, in das Verständnis des Lebens und der Lehre des Gottmenschen einzudringen vermögen.

Den Grund werden wir aus dem im letzten Vortrag Bemerkten leicht begreifen. Mit dem menschgewordenen Gottesworte steht es in dieser Hinsicht ebenso wie mit dem geschriebenen Worte Gottes in der Bibel. Für alle Völker und Zeiten und für jeden einzelnen Menschen wollte der Gottmensch durch sein Wort und sein Beispiel und sein erlösendes Leiden Lehrer, Führer und Heiland sein. Denn für alle ist er „*der Weg, die Wahrheit und das Leben*“, allen hat er bleibende Ewigkeitswerte zu bieten. Aber er wollte dieses Ziel mit göttlicher Kraft in menschlicher Weise erreichen. In allem uns Menschen gleichgeworden, mit Ausnahme der Sünde, wollte er auch in seinem Leben und in seiner Lehre die menschlich bedingten und beschränkten Formen *eines* Volkes, *eines* Landes und *einer* Zeit annehmen. Wenn der Unendliche sich aus erbarmender Liebe zu unserer menschlichen Endlichkeit und Schwachheit herablassen will, muss er, um uns Menschen als Bruder nahe sein und unserem schwachen Erkenntnisvermögen verständlich werden zu können, sich seiner göttlichen Majestät in der sichtbaren Erscheinung entäussern, Knechtsgestalt annehmen und in allem als wahrer Mensch auftreten. Er wählte zum Schauplatz seines irdischen Lebens das kleine Palästina. Als Sohn Davids und Abrahams wollte er aus Maria, der reinsten Jungfrau, in Beth-

lehem geboren werden, in Nazareth aufwachsen, in Galiläa seine öffentliche Wirksamkeit beginnen, um sie in Judäa und Jerusalem zu vollenden.

Die notwendige Folge dieser vom Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes unzertrennlichen, menschlich bedingten und beschränkten äusseren Erscheinungsweise ist nun aber, dass sein Leben von der Geburt bis zum Tode uns in den Formen des jüdischen Familien- und Volkslebens in Palästina vor 1900 Jahren entgegentritt, dass seine Lehre die Sprache und Ausdrucksweise, die Sprichwörter, Bilder, Vergleiche und Parabeln benützt, wie sie damals in Palästina üblich waren.

Vieles von dem, was den Evangelisten und ihren ersten Lesern, ebenso wie den Zuhörern Christi, ohne weiteres klar war, ist unserem Verständnis verdunkelt und erschwert, weil diese palästinisch-orientalische Form, die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten und allgemein die Zustände der Zeit, des Landes und des Volkes uns ferne liegen und fremd sind.

Wollen wir also zum tieferen und richtigen Verständnis des Lebens und der Lehre des göttlichen Erlösers und ihres bleibenden Wertes gelangen, so müssen wir uns zuerst mit dieser äusseren Form und dem sachlichen Hintergrunde der evangelischen Berichte möglichst vertraut machen. Je mehr wir uns in allen Stücken auf den Standpunkt der ersten Leser der Evangelien versetzen können, desto heller wird das Licht des Orients die bleibende Bedeutung des Lebens und der Lehre Jesu in ganz neuer Beleuchtung erstrahlen lassen.

Versuchen wir es heute Abend, uns in die Betrachtung des erhabenen Bildes, das uns die Evangelien von unserem göttlichen Heilande entwerfen, in diesem Lichte des Orients etwas zu vertiefen. Gerade eine solche Betrachtung wird uns hohe Freude und wahren Genuss bereiten. *„Denn mit ihm verkehren bringt keine Bitterkeit und bei ihm verweilen kennt keinen Überdruß; sondern Freude und Genuss“* (Sap 8, 16).

I. Das Leben Jesu im Lichte des Orients

§ 1. Der allgemeine Charakter des Lebens Jesu

2. Niedrigkeit und Demut. Richten wir zunächst unsern Blick auf das Leben Jesu.

Die Verhältnisse Palästinas werfen schon auf den allgemeinen Charakter dieses Lebens unseres Erlösers ein helles Licht.

Ich will nur zwei Seiten dieses allgemeinen Charakters hervorheben. Es ist zuerst die tiefste *Niedrigkeit und Demut*, und sodann die grosse *Mühseligkeit und Beschwernis* dieses Lebens.

Haben wir uns wohl je einen rechten Begriff davon gemacht, was es für den Sohn Gottes bedeuten musste, menschliche Knechtsgestalt in der Form des alten jüdischen Familien- und Volkslebens in Palästina anzunehmen? Sehen wir uns nur einmal die äussere Stellung und den inneren Zustand des damaligen jüdischen Volkes an.

1) Auch die alte Welt kannte den Glanz und die Pracht, womit der Stolz der Menschen die innere Armseligkeit wie mit einem goldenen Mantel zu bedecken sucht. Nachdem Ninive und Babylon und das hunderttorige Theben an den Ufern des Nils längst von ihrer stolzen Höhe in den Staub hinabgesunken waren, sehen wir um die Zeit der Geburt Christi in Rom und Athen, in Ephesus und Antiochien, in Alexandrien und Cyrene die Römer und Griechen und die reichen orientalischen Kaufleute allen Prunk ihrer Macht und ihres Reichtums in säulengeschmückten, von Gold und Marmor strotzenden Tempeln und Palästen, Thermen und Theatern, Schulen und Bibliotheken, Markt-, Gerichts- und Rathshallen entfalten.

2) Doch all diese Pracht ist für den Sohn Gottes zu gering und armselig. Er wählt das arme Palästina zu seiner Heimat und die verachtete, geknechtete jüdische Nation zu seinem Volke. Mochte dieses Land und dieses Volk auch einst in den Tagen Davids und Salomons eine glänzende äussere Stellung gehabt haben, jetzt in den „*Tagen des Herodes*“ war es damit ganz anders geworden. Den letzten Schein politischer Selbstständigkeit, den das Volk noch unter den Hasmonäerfürsten besass, hatte es unter der tyrannischen Regierung des Idumäers Herodes verloren. Schon wenige Jahre nach der Geburt des Heilandes sollte das Land als einfache Provinz im grossen Weltreiche des Augustus aufgehen. Und mit welchem Spott und mit welcher Verachtung sahen die herrschenden Römer auf das arme Judenvolk herab!

Aber selbst im jüdischen Lande hätte die Hauptstadt Jeru-

salem dem Heiland noch zu viel von jenem Glanz und jener äusseren Pracht geboten. Ein armseliges Provinzstädtchen, das unbekannte, nie zuvor genannte Nazareth in der selbst unter den Juden verachteten Provinz Galiläa ist auserwählt, während der dreissig ersten Jahre seines Lebens den Erlöser der Welt zu beherbergen.

3) Von Palästen, Tempeln, Theatern und anderen öffentlichen Prachtbauten finden wir hier keine Spur. Wie es mit der Wohnung, Kleidung und Nahrung ausserhalb der grossen Städte heute aussieht, wissen wir aus dem letzten Vortrage. Bei der heiligen Familie in Nazareth wird es damit nicht viel glänzender gestanden haben.

Die kleine Wohnung war zum Teil eine Grotte in der Felsenwand, zum Teil ein Häuslein aus ärmlichen Steinen, zehn Meter lang und vier Meter breit. Als Lager diente eine Matte auf dem Lehm Boden oder auf einem schmalen, gemauerten oder aus dem Felsen gehauenen Vorsprung an einer Wand. Bequemlichkeit dürfen wir hier nicht suchen. Den ganzen Hausrat bildeten vielleicht einige Schüsseln und Krüge und etwa noch ein niedriger Schemel, auf den die Schüssel mit der höchst einfachen und ärmlichen Mahlzeit zu stehen kommt.

Entsprechend einfach ist die Kleidung: ein gewebter Leibrock, der von einem Gürtel um die Hüften gehalten wird und bis auf die Füsse reicht, darüber ein Mantel in Form eines viereckigen Tuches aus Wolle oder Kamelhaaren, das auch als Decke während der Nacht dienen kann, an den Füssen mit Stricken befestigte Sohlen oder Sandalen, und auf dem Kopfe zum Schutze gegen die Sonne ein viereckiges Kopftuch, das mit einer Schnur festgehalten wird.

4) So ungefähr mochte es in der ärmlichen Wohnung von Nazareth aussehen. Dabei hatte der Heiland noch durch die Wahl der Familie dafür gesorgt, dass ihm gar nichts von all dieser Armut und Niedrigkeit erspart blieb. Ein armer Handwerker ist sein Nährvater, ein Zimmermann, der die einfachen Ackergeräte und Holzschemel anfertigt und wohl auch die Arbeiten für den Bau der kleinen Wohnungen übernimmt und von seiner Hände Lohn sich und seine Familie ernähren muss. Und die arme Mutter hatte sicherlich all die gewöhnlichen täglichen Hausarbeiten zu verrichten, wie wir sie als regelmässiges Tage-

werk der orientalischen Frauen in den armen Häusern auf dem Lande kennen lernten. Wie oft mochte wohl der Knabe Jesus die Mutter zur einzigen Quelle am Nordende des Städtchens, etwa zehn Minuten von der Wohnung entfernt, begleiten! Wie oft mochte er auch wohl bei den kleinen Hausarbeiten mit Hand anlegen! Und später war er mit seinem Nährvater auch selbst als Handwerker tätig, um mit den einfachsten und unvollkommensten Werkzeugen in den allergeringsten und niedrigsten Arbeiten sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Wenn wir diese ärmlichen Verhältnisse des orientalischen Handwerkerlebens in einem kleinen Orte auf dem Lande recht ins Auge fassen, dann verstehen wir besser die erste Seite im Charakter des Erlöserlebens: tiefste Niedrigkeit und Demut. Dieses war die äussere Form der Knechtsgestalt, die der Sohn Gottes angenommen hatte. Wahrhaftig, er hat sich selbst entäussert und gleichsam vernichtet! Da er reich war, ist er unsertwegen arm geworden, damit wir durch seine Armut wahren Reichtum erbtén.

Durch die Niedrigkeit und Demut seines Lebens wollte er die Eitelkeit und den Stolz und die Ehrsucht des Menschenherzens in ihrer tiefsten Wurzel treffen und sie ihrer ganzen Hohlheit und Nichtigkeit überführen.

3. Mühseligkeit und Beschweris. Schon im Gefolge dieser Armut und Niedrigkeit stellten sich von selbst die gewöhnlichen alltäglichen Entbehrungen und Opfer ein, die der Erlöser ebenso freiwillig Tag für Tag auf sich nahm.

Doch sie verschwinden gänzlich im Vergleiche zu den Mühseligkeiten und Beschwerden, die dem öffentlichen Leben des Heilandes sein besonderes Gepräge geben. Auch in dieser Hinsicht erscheint uns der allgemeine Charakter dieses Lebens in einem ganz anderen Lichte, wenn wir die konkreten Verhältnisse des Landes und des Volkes im alten Palästina in Betracht ziehen.

1) Wir lesen wiederholt im Evangelium, dass der Heiland in Galiläa, in Judäa, im Lande jenseits des Jordans von Ort zu Ort zog, um überall in den Synagogen die frohe Botschaft vom Reiche Gottes zu verkünden. Vielleicht wird mancher von uns sich kaum ein rechtes Bild von den Mühseligkeiten und Beschwerden dieser evangelischen Wanderungen machen. Was wir früher von der natürlichen Beschaffenheit des Heiligen Lan-

des gehört haben, mag uns schon einiges Licht für das rechte Verständnis jener schlichten Worte des evangelischen Berichtes bieten.

Zunächst führt allüberall im ganzen Lande jeder Pfad und jeder Weg bald hinauf auf die Höhe und bald wieder hinab ins tiefe Tal. Ebene Strecken gibt es nur wenige und von geringer Ausdehnung. Wenn auch die Berge im Westen wie im Osten des Jordans nur eine mässige Höhe erreichen, so macht doch die starke Zerklüftung der Höhenzüge und der schroffe Charakter der meist ziemlich steil abfallenden Täler und Schluchten dieses Auf und Ab der Wege unvermeidlich und recht beschwerlich.

Dabei waren die Wege in alter Zeit meist in recht schlechtem Zustande. Seit einigen Jahrzehnten sind zwar in manchen Teilen des Landes moderne Fahrstrassen angelegt worden, die das Reisen erheblich erleichtern. Wo man aber auch heute noch abseits der grossen Reisewege auf alten Saumpfaden eine Wanderung durch Berg und Tal zu machen hat, da kann man sich eine Idee von den Wegen bilden, auf denen der Heiland von Ort zu Ort zog. Die schönen grossen Römerstrassen wurden grösstenteils erst nach seiner Zeit angelegt. Bei einigen Reisen konnte er die alten Karawanenstrassen benutzen, die aber auch mit unseren heutigen Chausseen nur geringe Ähnlichkeit hatten. Zu den allermeisten Ortschaften führten jedoch nur recht beschwerliche, über und über mit Geröll und spitzigen Steinen bedeckte Saumpfade, auf denen fast jeder Schritt Mühe und Pein bereitete.

2) Dazu kommt das beschwerliche Klima des Landes. Sieben heisse, regenlose Sommermonate und fünf winterliche Regenmonate wechseln miteinander ab, und wir lesen nicht, dass der Heiland sei es im Winter wegen des kalten Regenwetters, sei es bei der heissen Sonnenglut in der Sommerzeit seine Wanderungen unterbrochen habe. Wohl aber lesen wir, dass er, wahrscheinlich im Monat November oder Dezember, müde von der Wanderung am Jakobsbrunnen bei Sichem ankam und sich zum Ausruhen auf den Rand des Brunnens oder auf eine nahe Steinbank niedersetzte (Joh 4, 6). „*Müde von der Reise!*“ Wenn gleich der Liebesjünger Johannes nur ein einziges Mal diesen Umstand besonders hervorhebt, so dürfen wir doch sicher ohne

Übertreibung annehmen, dass es recht häufig und vielleicht regelmässig bei längeren Fusswanderungen der Fall gewesen ist. Und der Heiland machte alle diese Wanderungen zu Fusse, durch das ganze Land, zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung.

3) Wie es dabei mit Speise und Trank und mit der Herberge für die Nacht aussah, können wir aus anderen Stellen des Evangeliums und aus den Zuständen des Landes entnehmen. Am Jakobsbrunnen bittet der Heiland die Samariterin um einen Schluck Wasser und er schickt seine Jünger in die nahe Ortschaft, um Speise zu kaufen. Ausser Brot, Milch und Früchten werden sie in dem kleinen Orte wohl nicht viel gefunden haben. Bei Gelegenheit der ersten Brotvermehrung erwähnen die Evangelisten im Vorübergehen, es sei ein Knabe dort gewesen mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen. Manche Ausleger nehmen wohl mit Recht an, es sei dies der noch übrige Speisevorrat für den Heiland und die Apostel gewesen. Gerstenbrote galten, im Gegensatz zum besseren Weizenbrot, als die Nahrung der Armen, mit der sich auch der Heiland begnügte. Fische bildeten am See Genesareth die gewöhnliche Zukost und werden deshalb z. B. vom hl. Johannes einfach mit dem Namen „Zuspeise“ bezeichnet (Joh 21, 5).

Hinsichtlich der Herberge musste es der Heiland mit dem vorlieb nehmen, was die armen Bewohner der kleinen Ortschaften ihm bieten konnten. Es war meistens wohl nur eine Strohmatte auf dem Boden einer Hütte, und oft genug wohl auch nur eine Decke oder ein wenig Stroh unter einem Baume oder in einer der vielen Grotten in felsigen Gegenden. „*Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester, aber der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt lege*“ (Lk 9, 58). So hält er selbst die erste Bedingung zu seiner Nachfolge dem Kandidaten vor, der sich vielleicht etwas zu gefühlvoll ihm anschliessen wollte.

4) Zu diesen äusseren Mühseligkeiten kamen noch Beschwerden anderer Art aus dem Umgange mit dem Volke und mit den Jüngern. Auch in diesem Punkte kann uns die Kenntnis des heutigen Volkes in Palästina, namentlich in dem von fremden Einflüssen noch wenig berührten Innern des Landes, etwas zum besseren Verständnis beitragen. Von Bildung kann bei dem Volke auf dem Lande und in den kleinen Ortschaften über-

haupt nicht die Rede sein. Lesen und Schreiben versteht bei ihnen vielleicht einer unter hundert. Über den engen Gesichtskreis des eigenen Ortes sind die allerwenigsten hinausgekommen. Ihr Benehmen ist meist noch unberührt von der feineren Lebensart der zivilisierten Völker. Ihr einziges Trachten geht darnach, irgendeinen zeitlichen Vorteil zu erhaschen. Selbst ihre vielgepriesene Gastfreundschaft setzt gewöhnlich als selbstverständliche Regel voraus, dass der Gast seinem Wirte mehr an Geschenken gibt, als er von ihm durch Obdach und Nahrung erhält. Dazu spielen vielfach noch Hass und Feindschaft und Blutrache im Leben dieser Landbewohner eine grosse Rolle.

Nicht viel anders mochte es im Volke zur Zeit des Heilandes aussehen. Er hatte beständig mit ganz ungebildeten, rohen, ins Zeitliche versunkenen Leuten zu verkehren. Sie erwarteten zwar einen Messias, aber ihre Hoffnungen und Erwartungen richteten sich dabei fast nur auf irdische Güter und sinnliche Freuden. Sie staunen über die grossen Zeichen und Wunder des Heilandes, aber sie haben kein Verständnis für seine geistigen Heilsabsichten und lassen sich nicht zum Glauben an seine Lehre bewegen. „*Ihr suchet mich,*“ sagt er den Volksscharen nach der ersten Brotvermehrung, „*nicht weil ihr Zeichen gesehen (und richtig verstanden) habt, sondern weil ihr von den Broten gegessen habt und satt geworden seid*“ (Joh 6, 26). So schwanken sie unentschieden und wankelmütig zwischen Christus und seinen Gegnern. Und diese Gegner, die Führer des Volkes, lassen sich völlig von Hass und Parteileidenschaft blenden und suchen mit ihren Nachstellungen und Verleumdungen alle edlen Bemühungen des Erlösers für die Rettung des Volkes zu vereiteln.

Was musste der beständige Verkehr mit solchen Leuten für den Sohn Gottes bedeuten?

5) Und stand es etwa viel besser mit dem engeren Kreise seiner Apostel? Gewiss, bis auf einen waren sie in treuer Anhänglichkeit ihm ergeben und von gutem Willen beseelt. Doch auch sie waren fast alle aus der ärmsten, ungebildeten Volksklasse hervorgegangen und mit so vielen Vorurteilen, Fehlern und Unvollkommenheiten ihres Volkes behaftet. Wie schwerfällig lassen sie sich von ihrem Meister für ihren künftigen Beruf heranbilden! Wie mangelt ihnen anfangs jedes Verständnis

für den wahren Sinn seiner Lehre! Wie kleinlich streiten sie miteinander, sogar noch beim letzten Abendmahle, wer von ihnen der grössere sein werde im Himmelreiche (Mt 18, 1; Lk 22, 24)! Ja, selbst zwei der besten unter ihnen, die Söhne des Zebedäus, wollen sich durch die Fürsprache ihrer Mutter die Ehrenplätze zur Rechten und Linken neben dem Throne des Herrschers sicherstellen (Mt 20, 20 f). Sogar noch beim letzten Abschied vor der Himmelfahrt erwarten sie, in den irdischen Vorstellungen ihrer Volksgenossen befangen, dass ihr Meister jetzt bald den Thron Davids in grosser zeitlicher Herrlichkeit aufrichten werde (Apg 1, 6).

Alles dieses zeigt uns, gerade im Lichte des Orients, den allgemeinen Charakter des Lebens Jesu in seiner tiefsten Niedrigkeit und Demut und in seiner grossen Mühseligkeit und Beschwernis in neuer Beleuchtung.

§ 2. Der Schauplatz des Lebens Jesu

4. Der Schauplatz im allgemeinen. Noch leichter fasslich und sozusagen greifbarer wird der Nutzen, den uns die Kenntnis Palästinas für das Leben Jesu vermittelt, wenn wir den Schauplatz dieses Lebens ins Auge fassen.

1) Schon im allgemeinen ist ja der Nutzen einer genauen Kenntnis des Schauplatzes irgendeiner Erzählung für jeden klar. Die Schilderung eines Heereszuges, den Bericht über eine Schlacht wird man erst dann leicht und ganz verstehen, wenn man die Gegend genau kennt, auf die sich die Beschreibung bezieht. Wer die Dardanellen gesehen und die Höhen und Ortschaften zu beiden Seiten der Meerenge durchwandert hat, wird die Berichte über die vergeblichen Angriffe gegen diese Festungen nicht nur mit viel grösserem Interesse lesen, sondern auch viel leichter und besser verstehen, als ein anderer, dem der Schauplatz fremd ist. Alles gewinnt eine konkrete, genau bestimmte Gestalt in seiner Vorstellung, und so kann er dem Berichte in allen seinen Einzelheiten viel genauer und richtiger auch mit dem Verstande folgen.

Gerade so geht es auch mit den Erzählungen über das Leben Jesu. Wer das Heilige Land aus eigener Anschauung kennt und den Spuren des Erlösers in Galiläa, Samaria und Judäa, am

See Genesareth und im Ostjordanlande gefolgt ist, zu dem reden die Evangelien mit ihren Schilderungen der Wanderungen des Herrn durch diese Gegenden eine ganz neue Sprache. Die Kenntniss des Schauplatzes der einzelnen Begebenheiten ermöglicht es ihm, jedes Wort dieser Berichte wie von innen heraus in dem ihnen zukommenden eigentümlichen Lichte zu schauen. So gewinnt nicht nur seine ganze Auffassung an Lebendigkeit, Bestimmtheit und Klarheit, sondern er wird auch erst durch dieses innere Licht auf so manche Einzelheit im Texte aufmerksam, an der er sonst achtlos vorübergegangen wäre.

2) Dabei wird ihm die von der Vorsehung getroffene Wahl des kleinen Landes Palästina als Schauplatz des Erlöserlebens schon im allgemeinen als den weisesten Rücksichten entsprechend erscheinen. Bischof von *Faulhaber* hat mit vollem Rechte auf diese Seite der „Bühne der biblischen Geschichte“ hingewiesen. „Das irdische Leben des Heilandes bewegte sich durch das ganze Land, von Hebron tief im Süden bis an die phönizische Grenze hoch im Norden, von der Mündung des Jordan bis fast an seine Quelle... Der grosse Katechet voll Gnade und Wahrheit... konnte buchstäblich dem ganzen Lande und dem ganzen Volke angehören, weil Palästina klein, weil die Schule des göttlichen Lehrmeisters nicht zu gross war. Bei der engen Umgrenzung musste alles, was er sprach und was er tat, seine frohe Botschaft vom Reiche Gottes, die Kunde von seinen Wunderkräften, leicht und laut im ganzen Ländchen widerhallen. Jedermann aus dem Volke kannte ihn persönlich, jeder hatte ihn schon gesehen, jeder konnte bei einigem guten Willen ihn jederzeit wieder aufsuchen, seine Kranken von ihm heilen, seine Kinder von ihm segnen lassen. Jeder einzelne musste persönlich sich entscheiden, ob er an den von Gott gesandten Hauptlehrer der Menschheit glauben oder ob er sein Credo verweigern wollte“ (Zeitfragen und Zeitaufgaben. 2. Aufl. S. 188).

Dem Plane der Vorsehung entsprechend sollten ja die Glieder des auserwählten Volkes zuerst, und zwar sie allein durch die persönliche Wirksamkeit des göttlichen Lehrmeisters, die Botschaft des Heiles vernehmen. So war, wie bei der Schule jedes menschlichen Lehrers, auch diese enge Begrenzung des Schauplatzes seiner Tätigkeit in das Programm seines Lebens aufgenommen und in Gottes ewiger Wahl bestimmt worden.

4. Der Schauplatz einzelner Geheimnisse. Wie die Wahl des Schauplatzes im allgemeinen, so war ganz gewiss auch die Bestimmung dieser oder jener Gegenden und Orte für die einzelnen Geheimnisse des Lebens Jesu nicht dem blossen Zufalle überlassen. Wenigstens bei dem einen oder anderen Teile dieses Lebens kann uns die Kenntnis des Heiligen Landes vielleicht auch einen Blick in die Beziehungen zwischen der Örtlichkeit und den Begebenheiten zu tun gestatten.

1) Nehmen wir z. B. Nazareth, die Stätte des verborgenen Lebens des Heilandes. Nach dem Willen des Vaters sollte der Welterlöser während der ersten dreissig Jahre seiner irdischen Laufbahn in stiller Verborgenheit ein Leben der Arbeit und des Gehorsams führen. Es war dies ein Hauptpunkt im Programm des Erlöserlebens, ganz entsprechend der hohen Bedeutung, die Gehorsam und Arbeit nach dem Beispiele des Sohnes Gottes für die christliche Familie und für das soziale Leben aller Menschen bis zum Ende der Zeiten haben sollten.

Wie trefflich passte nun gerade das Städtchen Nazareth zum Charakter dieses verborgenen Lebens! Nicht Jerusalem und auch nicht das kleine, aber allzu nahe bei der Hauptstadt gelegene und als Heimat Davids berühmte Bethlehem wurde als Stätte dieses Lebens erwählt, sondern ein ganz unbekanntes, vorher nie erwähntes Provinzstädtchen in Galiläa, ferne vom Leben und Treiben der Hauptstadt. Auch der Verkehr der grossen Karawanenstrassen führte nicht über Nazareth. Und wie liegt das Städtchen grösstenteils noch heute, aber noch mehr in den Tagen Christi, still verborgen unten im Tale! Es ist, als wollte es sich jedem neugierigen Blicke entziehen. Von allen Seiten ist es von einem festgeschlossenen Höhenringe umgeben, der sich nur nach der Südseite, nach der heiligen Stadt hin, in einem schmalen und gewundenen Zugange etwas öffnet. So erblickt man das Örtchen erst, wenn man auf den Höhen seiner unmittelbaren Umgebung angelangt ist.

Mit dieser weltfernen und dem Himmel offenen Abgeschlossenheit verbindet die Lage von Nazareth einen zweiten Charakterzug, der ebenfalls ganz der Natur des verborgenen Lebens des Heilandes entspricht. Es ist die heitere Freundlichkeit und liebliche Anmut des kleinen Städtchens im Tale. Ringsum auf den Höhen ist zwar der kahle Fels vorherrschend. Unten im Tal-

grund aber ist alles grün und fruchtbar. Gärten mit Feigen-, Granatäpfel- und anderen Fruchtbäumen wechseln mit Olivenpflanzungen und Weideflächen. Sie bilden zusammen einen schönen Kranz um die weissen Häuser des Städtleins und lassen dem Pilger den lieblichen Anblick unvergesslich bleiben. Schon der hl. *Hieronymus* hat diese Anmut der „Blume Galiläas“ seinen römischen Freundinnen gepriesen.

Für das verborgene und in seiner Verborgenheit so friedlich schöne Leben des Welterlösers könnten wir uns kaum einen passenderen Schauplatz vorstellen.

2) Begleiten wir den Heiland von Nazareth an den Jordan und von da in die Wüste Juda, so finden wir auf den Bergen bei Jericho und an den Höhen im Westen des Toten Meeres ein ganz anderes Bild. Nichts mehr von lieblicher Anmut und heiterer Freundlichkeit. Auf der ganzen Gegend ruht ein herber Ernst und eine rauhe Strenge. Noch mehr als auf dem von den Pilgern gewöhnlich besuchten Berge Quarantania bei Jericho tritt dieser Charakter der öden Bergwüste auf den Abhängen des judäischen Gebirges hervor, die sich mehr südlich zum Toten Meere hinabziehen. Ringsum keine menschliche Ansiedlung, kein Feld, kein Garten, keine Baumpflanzungen, ja, kaum noch kümmerliche Reste von wildwachsenden Pflanzen. Überall der kahle, sonnenverbrannte Fels, oft unterbrochen von wild zerrissenen und zerklüfteten Schluchten und finsternen Höhlen, den Schlupfwinkeln von allerlei wilden Tieren. Keine andere Gegend des ganzen Landes ist vielleicht so reich an Geiern und Adlern, an Schlangen und Eidechsen, an Klippdachsen und den auf diesen Felsen heimischen Steinböcken.

Könnten wir wiederum einen Schauplatz finden, der besser zum Charakter der vierzigtagigen Fasten- und Busszeit des Heilandes passte? „*Er lebte vierzig Tage und vierzig Nächte in der Wüste und wurde vom Satan versucht, und er war mit den wilden Tieren, und die Engel dienten ihm*“ (Mk I, 13).

3) Folgen wir nochmals dem Erlöser aus der Wüste zur Stätte, wo er seine öffentliche Wirksamkeit beginnen, seine Apostel erwählen, die frohe Botschaft vom nahenden Gottesreiche zum ersten Male seinem Volke verkündigen wollte. Welchen Teil des Heiligen Landes hat er sich für diesen wichtigen ersten Abschnitt seines öffentlichen Lebens erwählt?

Er wählte als Mittelpunkt seiner Tätigkeit die Stadt Kapharnaum am Nordwestufer des Sees Genesareth. Von dieser „seiner Stadt“ aus durchzog er ringsum die Ortschaften in Galiläa und verkündigte in den Synagogen das Nahen des Reiches Gottes.

Schon die Provinz Galiläa erscheint mehr als die übrigen Teile des Landes geeignet für die erste Verkündigung des Evangeliums. Die Bewohner waren hier noch weniger berührt von dem zersetzenden und alles wahre religiöse Streben vernichtenden Einflüsse der Pharisäer und Schriftgelehrten von Jerusalem. Sie waren ärmer, einfacher und weniger gebildet als die Städter im Süden des Landes, aber gerade deshalb auch mehr empfänglich für die Aufnahme der frohen Botschaft des Heilandes.

Dazu fand der Erlöser hier am Gestade des kleinen Sees die passendsten Männer für seinen Apostelkreis. Die armen Fischer waren durch ihr Gewerbe an ein hartes und opfervolles Leben gewöhnt. Bei Nacht und bei Tage hatten sie zu arbeiten und mit Wind und Wetter und dem stürmischen See zu kämpfen und in der beschwerlichen Handhabung der Netze sich abzumühen. Dabei bot sich ihnen kaum Aussicht auf grossen Gewinn. Sie mussten zufrieden sein, ihr tägliches Brot erwerben und für das Notwendige sorgen zu können. Aber ihr Fischerhandwerk war ein freies Gewerbe, das ihnen eine unabhängige Lebensstellung sicherte, ohne den Dienst und die Knechtschaft eines fremden Herrn auf sich nehmen zu müssen. Es war auch ein ehrliches Gewerbe, bei dem sie nicht leicht der Verführung zu Betrug und Ungerechtigkeit ausgesetzt waren.

Alles dieses machte solche Männer ganz besonders geeignet, die Boten des neuen Evangeliums zu werden. Hunderte von Leuten anderen Schlages hätte Christus anderswo in Galiläa oder Judäa gefunden, wenn er gewollt; aber für die hohen Ideale seines Evangeliums waren diese armen, ehrlichen, unabhängigen, an Arbeit und Entsagung und Opfer gewöhnten Fischer die rechten Werkzeuge.

Ausserdem war die Umgebung des Sees von Genesareth ein sehr fruchtbares Land, das mit seinem Ackerbau, seiner regen Industrie und seinem blühenden Handel eine starke Bevölkerung nährte. Besonders die Nordwestecke des Sees war auch der Kreuzungspunkt vieler grosser Strassen. Die Hauptadern

des Weltverkehrs durchzogen die Gegend nach allen Richtungen, vom Nil zum Euphrat, von Jerusalem nach Antiochia, von der Küste über Damaskus und Palmyra nach dem Osten.

So konnte der Heiland gerade hier leicht fünftausend Männer, und gewiss ebensoviele Weiber und Kinder, um sich versammelt sehen, die dann die frohe Botschaft von dem grossen Lehrer und Wundertäter überallhin mit sich in ihre Heimat trugen.

Die Kenntnis des Schauplatzes der einzelnen Begebenheiten wie des ganzen Lebens des Erlösers gibt uns so neues Licht, um die Wahl der göttlichen Weisheit hinsichtlich der Stätten ihres irdischen Wirkens tiefer und richtiger zu beurteilen.

§ 3. Das Verständnis einzelner Geheimnisse

6. Der wunderbare Fischfang. Neues Licht bringt die Kenntnis des Heiligen Landes aber auch für das Verständnis der einzelnen Geheimnisse des Lebens Jesu. Fast jede Erzählung des Evangeliums würde uns dafür mannigfache Belege bieten können. Wir wollen aus der reichen Fülle des Stoffes wenigstens das eine oder andere Beispiel auswählen.

Bleiben wir zunächst noch beim See Genesareth und betrachten wir etwas näher die Erzählungen der Seewunder: vom reichen Fischfang, vom Seesturm, vom Seewandeln und von der Tempelsteuer.

1) Von alters her ist der See Genesareth durch seinen Fischreichtum berühmt. Ein oder wahrscheinlich zwei Orte an seinem oberen Ufer trugen den Namen *Bethsaida* oder „Fischhausen“ und eine dritte Stadt am südwestlichen Ufer verdankte ihre Benennung *Tarichäa* den getrockneten und gepökelten Fischen, die mit dem griechischen Namen „*tarichos*“ bezeichnet wurden. Diese Salzfische vom See Genesareth waren im ganzen Römerreiche weit und breit bekannt und beliebt.

Auch heute gilt der See, wie schon im vorigen Vortrage erwähnt wurde (vgl. S. 207), mit Recht noch als sehr fischreiches Gewässer. Zu den häufigsten Fischen des Sees gehören die Gattungen *Chromis* und *Barbus*, deren Arten in der Zoologie mit den Namen des Simon und Andreas, der Maria Magdalena, des Flavius Josephus u. a. ausgezeichnet werden.

Dieser Fischreichtum des Sees erleichtert uns, ohne den

Wunder irgendwie Eintrag zu tun, das Verständnis der grossen Menge Fische, die die Evangelisten bei jedem der beiden wunderbaren Fänge mit besonderem Nachdruck hervorheben. Beim ersten Male erbeuteten die Apostel eine so grosse Zahl von Fischen, dass ihre Netze zu reissen begannen, und sie konnten beide Schifflein damit anfüllen, so dass sie daran waren, zu sinken (Lk 5, 6 f). Das zweite Mal berichtet Johannes ausdrücklich die genaue Zahl: 153 grosse Fische (Joh 21, 11).

2) Eine Art dieser Fische verdient noch eine besondere Bemerkung mit Rücksicht auf die Erzählung von dem Geldstück, das Petrus im Maule eines Fisches gefunden und nach dem Geheiss des Herrn zur Bezahlung der Tempelsteuer für seinen Meister und für sich verwendete (Mt 17, 27). Welcher Familie der von Petrus gefangene Fisch angehört habe, lässt sich natürlich aus dem Berichte des Evangeliums nicht ersehen. Es dürfte auch nicht leicht zu sagen sein, weshalb gerade eine besondere Art im Munde des Volkes zu dem Namen „Petersfisch“ gekommen ist und für den echten Wunderfisch unserer Erzählung gehalten wird. Tatsächlich bezeichnen heutzutage die christlichen Bewohner von Tiberias und der Umgegend den Fisch, der von den Arabern *balbut* oder auch *malbut* genannt wird (*Clarias macracanthus* Günther), als den einzig richtigen Petersfisch. Eine andere Art ist selbst von der zoologischen Wissenschaft mit dem Namen *Chromis Simonis* geehrt worden zur Erinnerung an den armen Fischer von Bethsaida. Derselbe hat die Eigentümlichkeit, dass er seine Brut zum Schutze gegen Raubfische lange Zeit im Maule mit sich herumträgt, während er doch zugleich Nahrung zu sich nimmt.

So würde sein Maul auch für das Geldstück und die Angel wohl Platz bieten. Er könnte deshalb zur Zurückweisung eines Bedenkens dienen, das man in der Aufklärungszeit nach dem Vorgange des katholischen Professors Dr. *Schnappfinger* häufig gegen das wörtliche Verständnis der evangelischen Erzählung vorgebracht hat. *Johann Peter Lange* weist dieses Bedenken schon mit den Worten zurück: „Man hat die Wundererzähler hier auf frischer Tat des Widerspruches zu ertappen vermeint, indem man gefragt hat, wie der Fisch nach der Angel habe schnappen können, wenn er doch einen Stater im Maule hatte. Durch diese Entdeckung berauscht, hat hier die Kritik herzhafter

als sonst in die Angel der Erzählung gebissen; kein Tempelgroschen im Munde hat es ihr schwer gemacht. Obwohl nun nach der Konstruktion eines Fischmauls die bezeichnete Schwierigkeit so gross nicht sein dürfte, so ist doch nicht gesagt, dass Petrus den Stater gerade zwischen den Zähnen im Maule des Fisches finden sollte“. Auf die rationalistische Erklärung, die Lange dann selbst beifügt, brauchen wir hier nicht einzugehen. Aber die genannte Eigentümlichkeit des Simonsfisches zeigt noch klarer die Haltlosigkeit des Einwandes des Herrn Dr. Schnappinger.

3) Auch für die Art des Fischfanges können uns die Gebräuche der heutigen Fischer vom See Genesareth einige Fingerzeige geben. Für die Berichte des Evangeliums kommen besonders die Arten des Fanges mit der Angel und mit dem Netze in Betracht.

Die Fischangel wird heute wie einstmals entweder einfach an einer Leine oder mittelst der Leine an einem Rohr oder einem Stocke befestigt und mit einem Köder ins Wasser geworfen. Von dieser Art des Fischfanges ist bei dem eben erwähnten Wunder von dem Geldstück im Maule des Fisches die Rede. Sie wird auch im Alten Testament wiederholt erwähnt und ist öfters auf den alten assyrischen und ägyptischen Denkmälern dargestellt. Auch jetzt wird sie noch in Palästina geübt. Doch ist das Angeln als einfache Unterhaltung wenigstens bei den Eingeborenen ziemlich unbekannt.

Die gewöhnlichste Weise des Fischens ist bei allen, die sich den täglichen Unterhalt damit erwerben müssen, der Fang mit dem Netze. Man kennt hauptsächlich zwei Arten von Netzen, das Wurfnetz und das Schleppnetz. Ersteres ist nicht sehr gross und in der Gestalt der kegelförmigen Spitze eines Zeltes ähnlich. Der Fischer trägt es zusammengelegt auf seinem linken Arm, späht vom Ufer oder von seiner Barke die Stellen aus, wo die Fische sich oft scharenweise sammeln, und wirft mit der Rechten das an seinem unteren Rande mit Bleistücken beschwerte Netz so geschickt über seine Beute, dass es sich im Wurf ausbreitet und in seiner ganzen Weite die arglose Schar bedeckt. Es ist diese Art des Fischfanges die bei weitem gebräuchlichste für den gewöhnlichen Mann. Auch die Apostel haben sie gekannt. Denn bei der Berufung des Petrus und An-

dreas und der beiden Söhne des Zebedäus gebraucht der griechische Text einen Ausdruck für ihre Netze, der eben dieses Wurfnetz bezeichnet.

In den Erzählungen vom ersten und zweiten wunderbaren Fischfang haben wir aber an das Schlepp- oder Zugnetz zu denken, mit dem der Fischfang im Grossen betrieben wird. Dasselbe hat gewöhnlich eine sehr bedeutende Ausdehnung. Der obere Rand wird durch Kork- oder leichte Holzstücke auf oder doch nur wenig unter der Oberfläche des Wassers schwimmend erhalten. Der untere Teil ist mit Blei oder Steinen beschwert und sinkt auf den Boden des Wassers. Bei schmalen Gewässern, kleineren Flüssen und Buchten werfen die Fischer dieses Netz meist vom Ufer aus und ziehen es dann eine Strecke weit durch das Wasser. Am Meeresstrande und bei grösseren Seen und Flüssen fahren sie dagegen in der Regel in einer oder mehreren Barken hinaus und werfen das Netz in einem weiten Halbkreis aus. Sie rudern dann langsam auf das Ufer zu, indem sie das Netz hinter dem Schifflein durch das Wasser ziehen und in immer engerem Kreise an den Strand bringen; oder es werden die Enden des Netzes schon im Wasser ganz zusammengeschlossen, worauf das Netz samt seinem Inhalt herausgezogen und in das Fahrzeug geleert wird.

Dass auch im Altertume diese Netze den heutigen ähnlich waren, sieht man aus den Überresten von ägyptischen Schleppnetzen, die z. B. im britischen und im Berliner Museum aufbewahrt werden. Sie beweisen auch, dass das Material des Netzes ähnlich wie heute aus starken linnenen Fäden bestand. Doch können wir nach einer Bemerkung des Hesychius vielleicht auch an ein Rohr- oder Binsenflechtwerk denken.

4) Es könnte noch auffallen, dass der hl. Johannes beim zweiten wunderbaren Fischfang so genau die Zahl der Fische angibt und dabei noch ausdrücklich bemerkt, dass es *153 grosse Fische* waren (Joh 21, 11). Auch für das Verständnis dieses kleinen Nebenumstandes liefern uns die Gebräuche der heutigen Fischer am See Genesareth einen Beitrag. Nach einem grösseren Fischzug pflegen sie ihre Beute genau zu prüfen und zu scheiden. Einen ziemlich bedeutenden Teil der Fische werfen sie wieder in den See, entweder weil sie für den Fischmarkt zu klein sind, oder weil sie für unrein gehalten werden. In ähnlicher Weise

mussten auch die Apostel nach jedem Fange zunächst die nach dem mosaischen Gesetze verbotenen Fische, die „*keine Flossen und Schuppen*“ hatten (Lev 11, 9—12), von den übrigen ausscheiden. Sie werden dabei auch die zu kleinen Fische wieder ins Wasser geworfen haben. So begreifen wir leicht, wie sie bei dieser Scheidung die Zahl von 153 grossen Fischen feststellten.

5) Die Kenntnis des Sees und der heutigen Fischergewohnheiten ermöglicht es uns auch, den Ort des ersten wie des zweiten wunderbaren Fischfanges mit grösserer Genauigkeit und Wahrscheinlichkeit zu bestimmen.

Die Evangelisten allein geben uns darüber keinen näheren Aufschluss. Der heilige Lukas, der uns das erste der beiden Wunder erzählt, bemerkt im Zusammenhang nur, dass der Heiland vorher in den Synagogen von Galiläa lehrend umhergezogen war (Lk 4, 44). Wir können schon daraus schliessen, dass der Herr sich mit seinen Aposteln auf dem westlichen Ufer des Sees befand. Damit stimmt überein, dass Simon Petrus mit seinen Genossen wahrscheinlich in der Nähe seines Heimatsortes Bethsaida dem Fischfang oblag und dass sie dort ihre Fahrzeuge und Netze ans Land zogen. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir dieses Bethsaida von dem auf dem Ostufer gelegenen Bethsaida-Julias zu unterscheiden und auf der Westseite zu suchen, und zwar am ehesten am Nord-Westufer zwischen dem heutigen *Chân Minyeh* und *Tell Hâm*.

Zu diesem wahrscheinlichen Schauplatz des ersten Wunders passt nun ganz gut die Tatsache, dass die heutigen Fischer von Tiberias und der Umgebung gerade das Nordende des Sees mit Vorliebe für ihren Fischfang benutzen. Dieser Teil des Sees, wo der Jordan und an verschiedenen Stellen auch kleinere Zuflüsse einmünden, gelten ihnen als die besten Fischgründe.

Dabei hat die Erfahrung sie gelehrt, dass die Fische ihren Aufenthaltsort regelmässig wechseln. Ein Fischer in *‘Ain et-Tâbigha* versicherte mir, dass die grossen Schwärme von Fischen sich im Januar und Februar gerne etwas südlich von Tiberias aufhalten, wo die salzigen heissen Quellen ihre Wasser in den See ergiessen. Im März ziehen sie dann nach Norden bis zur Stelle der anderen heissen Quellen etwas nördlich von *‘Ain et-Tâbigha*, und im April suchen sie die geschützten Orte am Nord-Ostufcr bei der Ebene *El-Balêha* auf, um dort zu lai-

chen. Die Strecke südlich von *Tell Hâm* und in der Nähe von *‘Ain et-Tâbigha* wurde mir als die beliebteste und am meisten besuchte Fangstelle bezeichnet. In der Nähe könnte die dem Schêch *‘Ali es-Saiyâd* von den Moslemin bewiesene Verehrung, die sich namentlich in den bunten Kleiderfetzen an den Zweigen eines altehrwürdigen Baumes kundgibt, die Erinnerung an das alte „Fischhausen“ (Bethsaida) wachrufen. Denn „*Saiyâd*“ bedeutet „Jäger“ und auch „Fischer“.

Eine neue Bestätigung dafür bieten uns zwei Stellen des Berichtes des Evangelisten unter Berücksichtigung der Tiefenverhältnisse des Sees. Nachdem der Heiland seine Predigt vom Schifflein des Petrus aus an die Volksscharen am Ufer beendet hatte, richtet er an seinen Fährmann die Aufforderung: „*Fahr hinaus auf die Höhe und werft eure Netze aus zum Fange*“ (Lk 5, 4). Die geeignete Stelle zum Fischen mit dem grossen Zugnetz war nicht nahe beim Ufer, sondern im tiefen Wasser. Deshalb soll Petrus auf die Höhe des Sees hinausfahren. Diese Bemerkung passt wiederum am besten auf das nord-westliche Ufer des Sees. Denn auf der Ostseite ist schon in ganz geringer Entfernung vom Gestade eine Tiefe von 10 bis 30 und selbst 40 m und nicht sehr weit davon auch die grösste Tiefe von 48 m erreicht. Ähnlich ist es bei der Strecke des westlichen Ufers südlich von Tiberias. Hingegen bleibt die Tiefenlinie von 20 m für den nord-westlichen Teil des Sees, von Tiberias nördlich bis zur Mündung des Jordan, fast überall zwei Kilometer und mehr vom Ufer entfernt. Bis weit in den See hinein bleibt das Wasser hier an den meisten Stellen sehr seicht, wie man sich überall leicht überzeugen kann.

Als Petrus mit seinen Gefährten, gehorsam und im Vertrauen auf das Wort des Herrn, ihre Netze in das tiefe Wasser hinabgelassen hatten, konnten dieselben schon bald die Menge der Fische kaum mehr fassen, so dass sie zu reissen drohten. „*Da winkten sie ihren Genossen im zweiten Schiffe, sie sollten kommen und ihnen helfen*“ (Lk 5, 6f). Weshalb konnten sie nur durch Winke und Zeichen sich verständlich machen? Manche alten Erklärer haben mit dem heiligen *Cyrrill von Alexandrien* das Staunen der Jünger, ihre Verwunderung und ihren Schrecken für das Nichtsprechenkönnen verantwortlich machen wollen. Der wahre Grund wird uns aber klar, wenn wir das

Hinausfahren auf die Höhe, wie der Text und der Wasserstand des Sees es verlangen, vom nord-westlichen Ufer verstehen. Wir müssen dort eine Entfernung von mehreren Kilometern zwischen dem Schifflein Petri und dem Ufer annehmen, wo die übrigen Gefährten mit dem zweiten Boote zurückgeblieben waren und die unterbrochene Arbeit des Reinigens und Ausbesserns ihrer Netze wieder aufgenommen hatten. Sie konnten zwar durch laute Rufe die Gefährten zuerst aufmerksam machen, mussten ihnen dann aber durch Zeichen zu verstehen geben, dass sie herbeikommen und mit Hand anlegen sollten. Denn wenn auch die Worte bei der grossen Entfernung nicht verständlich waren, so konnten doch die Laute gehört werden.

Für das zweite Wunder, das uns der heilige Johannes im Anhangskapitel seines Evangeliums erzählt, würden die gleichen allgemeinen Erwägungen es auf den ersten Blick als das Wahrscheinlichste erscheinen lassen, die Szene ebenfalls an das Nord-Westufer zu verlegen. Tatsächlich folgen auch die meisten Ausleger dieser Meinung. Ebenso verehrt die spätere Überlieferung den Ort der Übergabe des Oberhirtenamtes an den heiligen Petrus in der lateinischen Kirche von Tiberias.

Doch abgesehen davon, dass der Heiland die Heidenstadt Tiberias wahrscheinlich niemals betreten hat, bieten uns eine genauere Prüfung des Textes und die Ortsverhältnisse wiederum sehr beachtenswerte Fingerzeige, die uns auf das entgegengesetzte nord-östliche Ufer als den Schauplatz dieses zweiten wunderbaren Fischfanges und des anschliessenden traulichen Frühmahles am Gestade hinweisen. Denn der Evangelist erwähnt, dass die Jünger an der Stelle ihres reichen Fanges nur etwa 200 Ellen, d. h. nach unserem Masse ungefähr 90 Meter vom Ufer entfernt waren (Joh 21, 8). Nach dem soeben über die Tiefenverhältnisse des Sees Bemerkten weist uns diese Angabe aber fast notwendig auf das Ostufer hin. Denn mit dem grossen Schleppnetze hätten die Apostel so nahe dem seichten Nord-Westufer überhaupt nicht fischen und keinen erfolgreichen Zug tun können. Sie mochten ihre Arbeit am Abende vorher sehr wahrscheinlich von Bethsaida am Westufer aus begonnen haben. Doch während der fruchtlosen nächtlichen Versuche waren sie am Morgen mit ihrer Barke sicher in die Nähe des Ostufers gekommen. Dorthin weisen uns auch die übrigen Um-

stände des Berichtes. Die Jünger konnten die Frage des Meisters und seine darauf folgende Weisung vom Schifflein aus leicht verstehen (Joh 21, 5f). Trotz der geringen Entfernung der Barke vom Ufer war das Wasser noch so tief, dass Petrus sich ins Meer werfen musste, um schwimmend so schnell als möglich bei seinem Meister zu sein (V. 7), während die übrigen Jünger langsam das Netz mit der Barke ans Ufer schleppten (V. 8. 11). Alles dieses würde sich am seichten Nord-Westufer kaum erklären lassen. Die weniger bevölkerte Gegend am Ostufer passt auch viel besser zum ganzen Charakter dieser Erscheinung des Herrn, die nur für die Apostel bestimmt war.

7. Der Seesturm. Ein Bild Christi voll seltener Herrlichkeit zeichnen uns die drei ersten Evangelisten in der Erzählung vom Seesturm.

1) Es war wiederum am schönen See Genesareth. Der Heiland hatte auf der Westseite, ähnlich wie vor dem ersten wunderbaren Fischfang, von einer Barke aus der am Ufer lauschenden Menge eine Reihe von geheimnisvollen Gleichnissen über das Himmelreich vorgetragen. Nach beendiger Lehre forderte er seine Jünger auf, über den See zum gegenüberliegenden Ufer zu fahren. Nach den Mühen des arbeitsreichen Tages wollte er die drei Stunden der Überfahrt zu kurzer Ruhe benutzen, und so legte er sich auf der einfachen Holzbank nahe beim Steuerruder nieder, ein kleines Kissen unter dem Kopfe, wie der heilige Markus nach dem Berichte des Petrus ausdrücklich erwähnt (Mk 4, 38).

Während der Überfahrt entstand plötzlich ein heftiger Sturm. Die Winde stürzten von oben her über den See herab und brachten die Wasser bald in solche Bewegung, dass das Schifflein von den Wogen bedeckt wurde. „*Er aber schlief.*“ Da weckten ihn die Jünger und riefen ihm voll Angst zu: „*Herr, hilf, wir gehen zugrunde!*“. Ruhig richtete sich der Meister auf und wies zuerst die allzu Furchtsamen und Zaghaften sanft zurecht: „*Was seid ihr furchtsam, Kleingläubige!*“. Dann wandte er sich drohend gegen die empörten Elemente und rief dem Sturmwind sein befehlendes „*Schweige!*“ und dem tobenden Wasser sein gebieterisches „*Verstumme!*“ zu. „*Und es legte sich der Wind und der See wurde ruhig und still.*“ Voll Furcht und Staunen sprachen da die Jünger zueinander: „*Wer ist*

doch dieser, dass er selbst den Winden befiehlt und dem Wasser und sie ihm gehorchen?“ (Mt 8, 18—27; Mk 4, 35—41; Lk 8, 22—25).

Selbst die ungläubige Kritik muss mit *Karl Theodor Keim* bekennen, dass hier in dieser kurzen, inhaltreichen Geschichte „in wenigen, meisterhaften Strichen ein erhabenstes Bild aus dem Leben Jesu und ein Bild der Wahrheit voll“ gezeichnet ist. „So konnte der Sturm wüten, so konnten die Menschen verzagen, so konnte er schlummern, dann sanftmütig tadeln mit dem Wort seines Mundes: Ihr Kleingläubigen!, schliesslich retten wie ein Held“. Trotz alles Sträubens muss auch der Unglaube zugeben, dass hier „Jesus selbst in der Gestalt des gebietenden Gottes gemalt worden ist“, und vergebens bemüht er sich, die volle geschichtliche Wahrheit der Tatsache, die in der Erzählung berichtet wird, zu leugnen.

2) Auch dieses farbenprächtige Bild gewinnt erst bei genauer Beachtung der Örtlichkeit und aller einzelnen Verhältnisse seine rechte Beleuchtung.

Zunächst der plötzliche und heftige Sturm. Im Jordantal und insbesondere im Kessel des Sees von Genesareth treten die Winde häufig als schnell hereinbrechende und sehr heftige Stürme auf. Schon die Tieflage des Sees und seiner nächsten Umgebung im Gegensatz zu den ziemlich bedeutenden Bergen, die im Nord-Westen, Norden und Nord-Osten in geringer Entfernung sich erheben, macht diese Erscheinung leicht erklärlich. Während der Seespiegel — 208 m unter der Oberfläche des Mittelmeeres liegt, steigt schon etwa 20 Kilometer vom Ufer nach Nord-Westen entfernt der höchste Berg des Westjordanlandes, der schon im dritten Vortrag erwähnte *Dschebel Dschermak* bei Safed, zu einer Höhe von 1199 m empor. Ungefähr doppelt so weit nach Nord-Nord-Ost ragt der grosse Hermon (*Dschebel et-teldsch* oder *Dschebel esch-schêch*) bis zu 2800 m auf.

Namentlich die Nähe dieses „Schneeberges“ mit seinen kalten, auch im Hochsommer noch mit Schnee gefüllten Schluchten muss infolge des ausserordentlich grossen Unterschiedes gegenüber der Temperatur des fast tropisch heissen Seekessels sehr starke Luftströmungen verursachen. Durch das vom Fusse des Hermon zum See sich öffnende obere Jordantal und durch

die Schluchten, die von Nord-Ost und Nord-West in die Mulde des Sees einmünden, ist den von Norden kommenden und ebenfalls den von West und Ost über die Berge in die Senkung herabsteigenden Winden der Weg zum Seekessel von selbst gewiesen. Anderseits werden auch die Südwinde durch die breite und tiefe Senkung des Ghôr hinauf ebenfalls zum See hingeleitet.

Die furchtbare Gewalt der plötzlichen „Fallwinde“ kann einem leicht auch heute noch eine Bootsfahrt auf dem See in unliebsamer Weise unvergesslich machen. Da versteht man erst recht den angstvollen Hilferuf der erschreckten Jünger: „*Herr, hilf, wir gehen zugrunde!*“.

3) Bei der Richtung der Fahrt konnte der Sturm seine ganze Gewalt gegen das gebrechliche Schifflein der Jünger entfesseln.

Der Ausgangspunkt war das Westufer, vielleicht die Uferstrecke südlich vom heutigen Tell Hûm oder am Nordende der kleinen Ebene Genesareth. Die Berge ziehen sich hier etwas vom See zurück und lassen so am Gestade genügend Raum frei, wo die Scharen auf die Worte des wunderbaren Lehrers horchen konnten. Als das Ziel der Fahrt erwähnen alle drei Evangelisten die Gegend von Gergesa (Mt 8, 28; Mk 5, 1; Lk 8, 26), die wir wahrscheinlich in der Mitte des Ostufers zu suchen haben.

So können wir die Richtung der Überfahrt ziemlich genau bestimmen. Die Barke musste den See in seiner ganzen Breite in östlicher oder vielleicht etwas süd-östlicher Richtung durchqueren. So musste der Sturmwind, mochte er nun vom Hermon und den umliegenden Bergen oder von Süden herauf durch die tiefe Jordansenkung hereinbrechen, das Schifflein in jedem Falle gerade in der Flanke treffen und konnte ihm so um so härter zusetzen.

4) Wir können aber auch noch etwas genauer die Richtung des Windes bestimmen.

Der dritte Evangelist beherrscht die griechische Sprache mit grosser Vollkommenheit. Er wählt deshalb seine Ausdrücke sehr sorgfältig und unterscheidet genau die Bedeutung der einzelnen Wörter. Es ist daher nicht gleichgültig, wenn er in seinem Berichte bemerkt: „*Es fiel ein Windsturm von oben her über den See herab*“ (Lk 8, 23). Diese Worte zwingen uns geradezu, an einen der gefürchteten „Fallwinde“ zu denken.

Für derartige Winde kommt aber beim See Genesareth in der Regel nur die nördliche Richtung in Betracht. Denn ein Sturm, der von Süden her durch das Ghôr hereinbricht, fällt nicht von oben auf den See herab, sondern steigt von unten zum Seekessel herauf.

Auch dieser Umstand lässt uns noch deutlicher die Heftigkeit des Sturmes erkennen; denn gerade diese Nordstürme sind auf dem See die gefährlichsten.

5) Die scheinbar so geringfügige Frage nach der Richtung des Windes ist auch nicht ganz belanglos für die Bestimmung der Zeit des Wunders.

Die Erzählungen beim ersten und dritten Evangelisten bieten uns dafür keine sicheren Anhaltspunkte. Aus dem heiligen Markus können wir wenigstens schliessen, dass der Überfahrt jener Parabelvortrag vorangegangen ist, den der Evangelist im gleichen Kapitel berichtet. Denn durch seine Überleitung: „*Und er sagte ihnen an jenem Tage, als es spät geworden war*“, setzt er die folgenden Begebenheiten mit der vorhergehenden Rede in unmittelbaren Zusammenhang. Aus den Andeutungen des heiligen Textes können wir als Zeitpunkt dieser Lehrrede mit einiger Wahrscheinlichkeit das zweite Jahr der öffentlichen Lehrtätigkeit, und zwar die Zeit vor dem Osterfeste, annehmen.

Zu dieser Jahreszeit passt nun im allgemeinen der erwähnte Umstand ganz gut, dass es sich bei unserem Wunder um einen von Norden her kommenden Sturmwind handelt. Denn wenn die Senkung des Jordantales im Süden des galiläischen Meeres schon bald nach Ostern ihre tropische Sommerhitze angenommen hat, herrschen bis zum Beginne des Winters auf dem See und in seiner Umgebung die Südwinde vor, während vorher die Luftströmungen von Norden her die Regel bilden.

8. Das Seewandeln. Mit einigen Worten möchte ich noch auf das Wunder des Seewandelns Christi hinweisen, das uns wiederum zum See Genesareth führt.

1) Selbst auf die Gefahr hin, dass der eine oder andere es kleinlich finden könnte, sei auch hier der zuletzt besprochene Umstand der Richtung des Windes nochmals hervorgehoben. Er hat bei dieser Erzählung eine noch grössere Bedeutung als bei der vorhergehenden.

Nach der ersten wunderbaren Brotvermehrung wollte die begeisterte Volksmenge, ganz befangen in der irdischen Vorstellung von dem weltlichen Königtum des Messias, mit Gewalt den grossen Wundertäter mit sich zur heiligen Stadt Jerusalem führen, um ihn dort zum Könige auszurufen (Joh 6, 14f). Die Jünger teilten die falschen messianischen Anschauungen ihrer Volksgenossen und waren sicherlich nicht unempfänglich geblieben für die Äusserungen der freudigen Begeisterung der Leute, unter denen sie einzeln umhergehen und die übrig gebliebenen Reste sammeln mussten. Um sie dem Einfluss der Volksmenge zu entziehen und die Scharen wieder zu zerstreuen, musste daher der Heiland jetzt seine ganze Autorität aufbieten. Ohne Zögern nötigte er deshalb mit gebietenden Worten seine Jünger, das am Ufer bereit liegende Fahrzeug sogleich zu besteigen und ihm zum westlichen Ufer hin vorauszufahren, während er selbst allein zurückblieb, um die Volksscharen zu verabschieden (Mt 14, 22; Mk 6, 45).

Die Fahrt ging zum entgegengesetzten Ufer nach Westen gen Kapharnaum (Joh 6, 17) oder Bethsaida (Mk 6, 45). In gerader Richtung würde die Entfernung kaum sechs oder sieben Kilometer betragen haben und bei ruhigem Wetter hätten die Jünger diesen Weg ganz gut in anderthalb bis zwei Stunden zurücklegen können.

Durch einen heftigen Gegenwind wurde aber die Barke von ihrer Richtung abgelenkt. Nach dem ersten und zweiten Evangelisten befand sich das Schiffein um die vierte Nachtwache, also gegen drei Uhr morgens, nach vielleicht sechs- bis achtstündiger Fahrt noch mitten auf dem See (Mt 14, 14f; Mk 6, 47f). Der heilige Johannes schätzt die Entfernung von der Stelle der Abfahrt am Ostufer bis zu dem Orte des Zusammentreffens mit dem Heiland um die vierte Nachtwache auf etwa 25 bis 30 Stadien d. h. fünf bis sechs Kilometer (Joh 6, 19).

Die Beschaffenheit der Gegend und die Angaben des heiligen Textes geben uns nun über diesen Gegenwind ziemlich klaren Aufschluss. Derselbe konnte bei der westlichen Fahrtrichtung an und für sich entweder von Norden oder von Westen oder von Süden ihnen entgegenwehen. Er muss aber nach den erwähnten genauen Angaben als Nord- oder Nord-Westwind

bezeichnet werden. Denn ein südlicher oder rein westlicher Wind hätte die Barke dem Nordufer nahe gebracht oder an ihren Ausgangspunkt auf dem Ostufer zurückgeworfen. Hingegen musste ein Nord- oder Nord-Westwind das Fahrzeug von seiner westlichen Richtung ablenken und in die Mitte des Sees treiben.

2) Wir gewinnen damit wieder einen guten Anhaltspunkt für die Bestimmung der Zeit dieser Begebenheit.

Wie schon erwähnt sind den ganzen Winter hindurch bis zur Zeit der beginnenden Sommerhitze an und auf dem See Genesareth die Nordwinde vorherrschend, während später, nachdem das Ghôr und der Seekessel ihre tropische Sommer-temperatur angenommen haben, vorwiegend Südwinde hier auftreten.

Es entspricht dieses ganz der Zeit, in der wir das Wunder nach der Bemerkung der Evangelisten anzusetzen haben. Denn die stürmische Überfahrt geschah in der auf die erste wunderbare Brotvermehrung folgenden Nacht. Diese erste Volksspeisung fand aber in einer der letzten Wochen vor dem Osterfeste statt (Joh 6, 4). Es war somit etwa Ende März, noch vor dem Eintritt der Sommerhitze.

Wollte man mit einigen wenigen neueren Erklärern die ausdrückliche Angabe des heutigen Textes, für die alle Handschriften und alle alten Übersetzungen eintreten, preisgeben und statt des Osterfestes das Laubhüttenfest annehmen, so müsste das Wunder in die zweite Hälfte des September gesetzt werden. Der September gehört aber noch zu den heissesten Monaten in Palästina und um diese Jahreszeit behaupten im Gebiete des Sees von Genesareth die Südwinde vollständig ihre Herrschaft.

3) Auch der schon erwähnte Unterschied zwischen den Angaben des heiligen Johannes und denen der beiden ersten Evangelisten über den Ort des Zusammentreffens Christi mit seinen Jüngern findet bei genauer Beachtung aller Umstände eine vollkommen befriedigende Erklärung.

Im Berichte des vierten Evangeliums ist zunächst der Ausdruck, den auch einige der neuesten Übersetzer im Anschluss an die Vulgata mit „*sie fuhren nach Kapharnaum*“ wiedergeben, nach dem griechischen Texte richtig zu verstehen von dem Anfang der Fahrt auf Kapharnaum zu oder von dem Ver-

suche, ihr Schifflein dorthin zu lenken. Daher müssen die Worte übersetzt werden: „*Sie begannen die Fahrt zum jenseitigen Ufer des Sees gen Kapharnaum*“ oder auch: „*Sie suchten hinüber über das Meer nach Kapharnaum zu kommen*“ (Joh 6, 17).

Der heilige Johannes fügt dann hinzu, dass die Jünger „*etwa 25 bis 30 Stadien weit gekommen waren*“, als sie ihren Meister auf dem See wandeln und ihrer Barke nahe kommen sahen (V. 19). Die Breite des Sees soll nach den Angaben des jüdischen Geschichtsschreibers *Flavius Josephus* nur 40 Stadien betragen. Diese Zahl stimmt aber mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht überein. Denn die heutige grösste Breite des Sees beträgt in Wirklichkeit $11\frac{1}{2}$ Kilometer, d. h. etwa 62 Stadien, das alte Stadium zu 185 m gerechnet.

So deckt sich also die Johanneische Schätzung „*etwa 25 bis 30 Stadien*“ vollkommen mit der Bemerkung „*mittlen auf dem See*“ bei den beiden ersten Evangelisten, wenn wir zugleich die geringere Breite des Sees in seinem nördlichen Teile und die durch den Sturm verursachte Ablenkung nach Süden in Betracht ziehen.

9. Die Brotvermehrung. Dem Seewandeln war, wie wir schon bemerkten, die wunderbare erste Brotvermehrung unmittelbar vorausgegangen. Es wird sich der Mühe lohnen, auch diesen herrlichen Beweis der Allmacht und Güte des Herrn etwas genauer in dem Lichte zu betrachten, das uns die Örtlichkeit und alle Verhältnisse der Gegend gerade bei diesem Geheimnis so reichlich spenden.

1) Die erste wunderbare Volksspeisung ist das einzige Wunder, das von allen vier Evangelisten erzählt wird. Ihre Berichte ermöglichen es uns, den Schauplatz der Begebenheit ziemlich genau zu bestimmen.

Zunächst bezeichnet der heilige Johannes die Stätte allgemein als jenseits des See Genesareth gelegen (Joh 6, 1). Das jenseitige Ufer ist hier notwendig das östliche, von wo die Fahrt später wieder zurück nach Kapharnaum auf dem Westufer geht (Joh 6, 17). Der heilige Lukas gibt die Gegend noch etwas genauer an, indem er die Stadt Bethsaida als das Ziel der Überfahrt nennt (Lk 9, 10). Nach dem Zusammenhang und den Parallelberichten der beiden ersten Evangelisten müssen wir darunter die Stadt Bethsaida-Julias verstehen, die am nord-

östlichen Ufer unweit der Mündung des Jordan in den See gelegen war.

Noch näher können wir die Stätte aus den anderen Umständen bestimmen, die von den Evangelisten erwähnt werden. Die drei Synoptiker heben hervor, dass der Heiland sich mit seinen Aposteln in die Einsamkeit, an einen ruhigen und stillen Ort zurückgezogen habe (Mt 14, 13; Mk 6, 32; Lk 9, 10). Ausserdem erwähnt der heilige Johannes noch ausdrücklich, dass „*viel Gras in der Gegend war*“ (Joh 6, 10), und in Übereinstimmung damit sagt der heilige Matthäus, dass die Scharen sich im Grase niederliessen (Mt 14, 19), und der heilige Markus, dass sie sich gruppenweise im grünen Grase lagerten, in Abteilungen zu je fünfzig und hundert (Mk 6, 39f). Auch die Worte der Apostel, der Heiland solle die Leute vor dem Einbruch der Nacht entlassen, damit sie in die Gehöfte und Dörfer ringsum gehen und sich Speise kaufen sollten (Mt 14, 15; Mk 6, 36; Lk 9, 12), weisen auf die Einsamkeit der Gegend hin.

Wir müssen daher eine unbewohnte Gegend als Schauplatz des Wunders annehmen, die zum Gebiete der Stadt Bethsaida-Julias gehörte und Platz für die grosse Volksmenge von 5000 Männern und sicherlich ebensovielen Weibern und Kindern bot. Die schön geordnete, gruppenweise Lagerung der Leute und auch der üppige Graswuchs weisen eher auf eine grössere Ebene hin, da die engen Schluchten und die nahen Hügel am nordöstlichen Ufer meist recht steinig sind und für so viel Menschen keinen Platz bieten. Auch musste die Stätte nahe am See gelegen sein, weil die Jünger nach der Speisung alsbald und vor den Augen des Volkes ihr Schifflein besteigen, um nach Kapharnaum zu fahren (vgl. Joh 6, 22). Bei der späten Stunde konnten die Leute, auch wenn wir den hellen Mondschein zu Hilfe nehmen, doch nur dann so genau die Abfahrt der Jünger und das Zurückbleiben des Herrn beobachten, wenn das Wunder nahe beim Ufer stattgefunden hatte.

In oder bei der Ebene musste sich aber ein Hügel oder ein mässig hoher Berg erheben. Denn der heilige Johannes bemerkt, dass der Heiland sich gleich zu Anfang auf die Anhöhe begab und dort mit seinen Jüngern niederliess (Joh 6, 3). Auch nach der Verabschiedung des Volkes ging Jesus allein wiederum auf den Hügel (Joh 6, 15) und verweilte dort einen grossen Teil der

Nacht hindurch im Gebete (Mt 14, 23; Mk 6, 46). Da der Heiland von der Höhe herab den nördlichen Teil des Sees überschauen konnte (Mk 6, 48), wird dieser Hügel ebenfalls nahe am Ufer gelegen haben.

Alle diese Umstände weisen mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit auf den südlichen Teil der Ebene *El-Batêha* als den Schauplatz des Wunders hin. Zunächst entspricht die Ebene am See mit ihrem üppigen Graswuchs der Schilderung der Evangelisten sehr gut. Am Rande erheben sich auch mehrere Hügel, die dem lehrenden und betenden Heilande eine geeignete Stätte boten. Da die ganze Ebene in ihrer grössten Länge vom Einfluss des Jordans aus gerechnet kaum mehr als sechs Kilometer misst, so blieb man immerhin der Stadt Bethsaida so nahe, dass der heilige Lukas sie mit Recht als Ziel der Überfahrt nennen konnte. Wir werden aber bei dieser Ebene eher an den südlichen Teil zu denken haben. Denn im Norden war die Gegend einstmals, nach den verschiedenen Ruinenstädten zu schliessen, mehr bewohnt und bot nicht die von den Evangelien verlangte Einsamkeit. Auch treten gerade am Südende die Hügel wieder bis an den See heran, wie es ebenfalls den erwähnten Angaben der Erzählung entspricht.

Wenn man um die Osterzeit, gegen Ende März oder anfangs April, diese Gegend besucht, kann man noch wohl etwas von dem Hauche der Anmut und Lieblichkeit verspüren, der über das ganze Geheimnis in der Erzählung des Evangeliums ausgegossen ist. Von sanft welligen, mässig hohen Hügeln umgeben schmiegt sich die grasbedeckte Ebene wie ein grüner Smaragd an den blauen Spiegel des Sees. Die mannigfaltigsten Blumen bedecken gerade um die Osterzeit den grünen Untergrund mit einem herrlichen Gewebe von reichster Farbenpracht. Wohl mehr als irgendwo sonst im Heiligen Lande wird dieser wundervolle Blumentepich gerade hier den Pilger mit freudigem Staunen erfüllen. Windröschen und Halmenfüsslein, die prächtigen Schwertel und Schwertlilien, die feuerroten Adonisblümchen und die schneeweissen Milchsterne, gelbe Chrysanthemen und violette oder purpurfarbene Geranien nebst bunten Orchideen schmücken den grünen Teppich unter den Füssen mit den herrlichsten Farben.

Wie schön passt doch ein solcher Rahmen zu dem rührenden

Bilde der barmherzigsten Liebe des Heilandes! Er kennt das Menschenherz und weiss, wie empfänglich es für die edlen Schönheiten der Natur ist. So hat er bei diesem erhabenen Vorbilde des Sakramentes seiner Liebe, mit gütigem Blick das Kleinste wie das Grössie beachtend, den kostbaren Edelstein seiner Gnadengaben in der goldenen Fassung der im Frühlingschmuck prangenden Natur in dieser kleinen Ebene dargeboten.

2) Sind wir aber auch berechtigt, bei diesem Geheimnis an den Frühling und an die Osterzeit zu denken? Wir haben schon beim Seewandeln gehört, dass einige neuere Erklärer statt des Osterfestes lieber das Laubhüttenfest annehmen und deshalb die Begebenheit in den September verlegen wollen.

Doch gerade für die Zeitbestimmung bietet uns das im Evangelium erwähnte grüne Gras eine willkommene Bestätigung des in allen Handschriften und in allen alten Übersetzungen bezeugten heutigen Textes des heiligen Johannes, der das Osterfest als nahe bevorstehend bezeichnet (Joh 6, 4).

Wenn man statt, um die Osterzeit nur wenige Wochen später die Gegend am See Genesareth oder auch andere Teile Palästinas durchwandert, im Mai oder Juni und erst recht im September oder Oktober, wird man vergebens nach grünem Grase auf den Feldern und Fluren sich umschaun. Unter den Strahlen der alles versengenden Sonne sind die Gräser und Blumen gar bald verdorrt. Sie sprossen erst wieder, wenn im Spätherbst, längst nach dem Laubhüttenfeste, gegen Ende Oktober oder anfangs November der erste Regen gefallen ist.

Dabei ist auf eine Eigentümlichkeit des Graswuchses in der Umgebung des Sees Genesareth zu achten, die in unserer Frage nicht ganz gleichgültig ist. Man hat wohl in der Erzählung von der Volksspeisung statt „im grünen Grase“ die Übersetzung „auf dem grünen *Rasen*“ bevorzugt. Aber sehr zu Unrecht. Denn die Gräser wachsen in Palästina, wenigstens wo sie nicht beständig im oder am Wasser stehen, zwar nebeneinander einzeln in üppiger Fülle, aber sie verbinden sich nicht, wie bei unseren Wiesen, zu dicht zusammenhängenden Rasenflächen. Überall sieht man in dem schönen grünen und bunten Teppich zwischen den einzelnen Pflänzlein den braunen Boden des Untergrundes hervorlugen.

Solange dieser Untergrund während der winterlichen Regen-

zeit feucht bleibt, halten sich auch die grünen Gräser und bunten Blumen. Aber sobald der Regen aufhört und die Sonne heiss und heisser zu scheinen beginnt, trocknet der Böden aus, die Wurzeln der Pflanzen erhalten keine Feuchtigkeit mehr und in kurzer Zeit ist alle Herrlichkeit gänzlich verdorrt. Nur dort, wo entweder in sumpfigen Niederungen das Wasser auch während des Sommers stehen bleibt, oder ausdauernde Quellen und beständig fliessende Bäche das ganze Jahr hindurch Wasser führen, bleiben auch die Wurzeln feucht und so kann sich dort grünes Gras bis zum Herbst halten. Das wusste schon König Achab, der am Ende der dreieinhalbjährigen Trockenheit zur Zeit des Propheten Elias mit seinem Hausverwalter Abdias alle Quellen und alle Wasser führenden Täler des Landes absuchte, um etwas Grünfutter für seine Pferde und Maultiere zu finden (3 Kön 18, 5f). So kann man auch noch im Oktober am Rande der perennierenden Bäche in der Ebene Genesareth und in dem sumpfigen Nord-Ost-Winkel derselben Ebene bei der Quelle *'Ain et-tine* grünes Gras finden, ebenso wie in dem sumpfigen nördlichen Teile der Ebene *El-Batêha* in der Nähe der Mündung des Jordan.

Für jeden, der die Gegend aus eigener Anschauung und nicht bloss aus Pilgerberichten und Reisebeschreibungen kennt, und schliesslich auch für jeden, der die obigen Bemerkungen ruhig erwägt, dürfte es aber klar sein, dass wir wegen dieses Grases in den Sümpfen, bei den Quellen und an den Wasserbächen doch noch nicht berechtigt sind, auch den Schauplatz unseres Wunders uns im Monat September als grasbedeckte grüne Flur vorzustellen. Bei allem Eifer für eine liebgewordene These sollte doch auch der Gelehrte hinter seinem Studiertisch nicht so sehr die Wirklichkeit vergessen, dass er den vielen Tausenden zu den Füßen des göttlichen Meisters einen allzu feuchten Platz im grünen Sumpfe oder auf einer wohlbewässerten Rieselwiese anweisen möchte.

Wenn man aber mit Rücksicht auf den anschaulichen Vergleich des heiligen Markus, der die im grünen Grase gelagerten Gruppen von fünfzig und hundert in ihren bunten Kleidern als blumige „*Gartenbeete*“ bezeichnet (Mk 6, 40), eine „vorzügliche“ Erklärung in der Annahme zu finden glaubte, der Schauplatz des Wunders wäre eine Talsohle mit künstlichen Be-

wässerungsgräben gewesen, durch die „eine Art von Grasbeeten entstand“, so mache man sich doch einmal klar, was eine solche Erklärung in der Wirklichkeit bedeutet. Man suche zunächst einmal in den engen Schluchten am nord-östlichen Seeufer eine Talsohle, wo ungefähr zehntausend Menschen in Gruppen zu fünfzig und hundert schön geordnet Platz finden könnten. Man denke sich dann diese Talsohle, die dort gar nicht zu finden ist, von lauter grossen und kleinen Gräben und Rinnen mit fliessendem Wasser zu künstlicher Bewässerung durchzogen: denn da es keinen Rasen gibt, muss jedes Grashälmchen beständig feucht erhalten werden, um bei der Septemberhitze noch grün zu bleiben. Und nun stelle man sich die Lagerung der Menge in diesem künstlich bewässerten grünen Grase vor!

Es bedarf wohl nicht einer ausführlichen Widerlegung, um in solchen Verlegenheitsannahmen den besten Beweis für die Haltlosigkeit der neuen Erklärung erkennen zu lassen.

Man hat auch darauf hingewiesen, dass der heilige Johannes das Gras „*an diesem Orte*“ als etwas Besonderes zu erwähnen scheine (Joh 6, 10), während es im Frühjahr überall zu finden sei. Aber auch dabei vergisst man, um welche Gegend es sich handelt. Ganz in der Nähe gibt es dort felsige Schluchten und steinige Anhöhen genug, wo auch im Frühling eben nicht „*viel Gras*“ zu sehen ist. Zu diesen Schluchten und Höhen bildete gerade die vom Heiland gewählte kleine Ebene am Fusse des Hügels einen schönen Gegensatz.

Eine neue Bestätigung der angegebenen Zeitbestimmung für die erste wunderbare Brotvermehrung bietet uns der Bericht der beiden ersten Evangelien über die zweite Volksspeisung, die einige Wochen später wahrscheinlich auf den Hügeln im Süd-Osten des Sees stattfand. Bei diesem zweiten Wunder ist nicht mehr von einem Lagern im Grase oder im grünen Grase die Rede. Es heisst vielmehr nur, dass die Leute sich „*auf die Erde*“ niederliessen (Mt 15, 35; Mk 8, 6). Der späteren Jahreszeit entspricht dieser wohl nicht ganz zufällige Unterschied in dem Berichte über die beiden Begebenheiten recht gut. Denn, wie schon gesagt, kann das grüne Gras, das in den Wochen vor Ostern ringsum die Fluren bedeckt, nur kurze Zeit nach dem Aufhören des Regens den Strahlen der immer heisser brennenden Sonne Widerstand leisten. Wo anfangs April noch

alles im herrlichsten Frühlingsschmucke prangte, findet der Pilger anfangs Mai nur mehr eine öde, versengte Fläche.

3) Auch das, was die Evangelisten von der grossen Volksmenge berichten, wird bei Beachtung der örtlichen Verhältnisse besser verständlich.

Alle vier Evangelisten geben die Zahl der Männer, ohne Frauen und Kinder, übereinstimmend auf fünftausend an (Mt 14, 21; Mk 6, 44; Lk 9, 14; Joh 6, 10). Für die Grösse des Wunders und für die Glaubwürdigkeit des Berichtes ist diese genaue Angabe der grossen Zahl der Teilnehmer und der unmittelbaren Zeugen durchaus nicht belanglos. Die Ermittlung dieser Zahl hatte der Heiland in unauffälliger Weise dadurch erleichtert, dass er die Leute sich in Gruppen zu je fünfzig und je hundert lagern liess. Gleichzeitig war durch diese Vorschrift für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der grossen Menge bestens gesorgt und die Austeilung der Brote und Fische an alle den Aposteln leichter gemacht.

Zu den Leuten gehörten zunächst die Bewohner der Gehöfte, Dörfer und Städte in der Umgegend zu beiden Seiten des Sees (Mt 14, 13; Mk 6, 33). Sie hatten, wie der heilige Johannes bemerkt (Joh 6, 2), „*die Wunderzeichen gesehen, die er an den Kranken wirkte*“ und wollten deshalb teils aus Neugierde, teils aus Not, teils mit gutem Willen und glaubensbereitem, vertrauendem Verlangen in der Nähe des grossen Lehrers und Trösters und Helfers bleiben.

Wir dürfen ausserdem noch wohl annehmen, dass sich in der grossen Menge auch viele Pilger befanden, die auf der Reise nach Jerusalem zum nahen Osterfeste begriffen waren. Die grosse „Meeresstrasse“ (*Via maris*) führte die Fremden von Palmyra und Damaskus in der Nähe des Sees bei Kapharnaum vorüber, und auch aus der Gaulanitis, aus Batanäa und anderen Gegenden östlich vom See werden manche Pilger den Weg über Kapharnaum eingeschlagen haben. So begreifen wir leicht die grosse Zahl der Menschen, die dem Heiland auch in die Einsamkeit nachfolgten.

Während die drei übrigen Evangelisten nur die Tatsache berichten, dass eine grosse Menge dem Heiland gefolgt sei, sobald sie von seiner Abfahrt zum jenseitigen Ufer gehört (Mt 14, 13; Lk 9, 11; Joh 6, 2), fügt der heilige Markus noch

ausdrücklich bei, dass die Leute gesehen hätten, wie der Herr mit seinen Jüngern weggefahren (Mk 6, 33). Der See ist eben von allen Seiten leicht zu überschauen und auch die Richtung der Fahrt konnte vom Ufer aus bald erkannt werden.

„Viele erfuhren es“, fährt der heilige Markus fort, „und sie eilten zu Fuss von allen Ortschaften dorthin zusammen und kamen ihnen noch zuvor“ (Mk 6, 33). Die Bemerkung des Evangelisten scheint zunächst von den Leuten zu gelten, die vom Westufer des Sees auf die andere Seite hinübergingen. Die Beschaffenheit des Nordufers macht uns die Worte verständlich. Dasselbe bildet einen weiten, flachen Bogen, und man kann von den Höhen bei *Tell Hâm* und *Kerâze* in fast gerader, direkt östlicher Richtung zur Mündung des Jordans und zur Ebene *El-Batêha* hinübergehen. So braucht man zu Fuss von jenen Höhen bis zum Südennde dieser Ebene nicht viel mehr Zeit, als die Überfahrt in einer vollbesetzten Barke erfordert. Dazu konnte der vor Ostern noch vorherrschende Nordwind, der in der folgenden Nacht zu einem starken Sturmwinde wurde, dem Schiffelein des Heilandes und seiner Jünger auch bei Tage vielleicht das Vorwärtskommen auf dem Wasser erschweren.

Der Jordan, der an der Nordspitze des Sees in einer Breite von etwa 30 Metern einmündet, bildete für die Fussgänger kein grosses Hindernis. Zwar findet man heute hier im Norden des Sees, ausser der ungefähr 13 Kilometer entfernten „Brücke der Töchter Jakobs“, keinen festen Übergang. Doch führte in den Tagen Christi, als rechts und links am Ufer des Sees eine Reihe von grösseren und kleineren Ortschaften lagen, sehr wahrscheinlich nahe am See eine Brücke über den Fluss. Ausserdem ermöglicht auch heute noch gleich oberhalb der Mündung eine seichte Furt leicht den Übergang.

Von den Leuten, die vom Westufer hinübergingen, lässt es sich daher leicht erklären, dass sie dem Schiffelein Jesu noch zuvorkamen. Doch werden auch die Bewohner der näher gelegenen Orte am östlichen Ufer die sicherlich wohlbekannte Barke, die der Herr auf dem See zu benützen pflegte, bald bemerkt und sich auf den Weg nach dem Landungsplatz begeben haben. Für die ersten von ihnen war es noch leichter möglich, vor dem Heiland und seinen Begleitern an Ort und Stelle zu sein.

4) Auch über die Brote, die der Heiland so wunderbar vermehrte, geben uns die heutigen Verhältnisse Palästinas noch einigen Aufschluss.

Nach Form und Grösse werden die Brote in den Tagen Christi den heutigen im Orient ähnlich gewesen sein. Dieselben haben gewöhnlich, wie wir schon im dritten Vortrage sahen, die Form von dünnen, runden Kuchen mit einem Durchmesser von etwa 20 Zentimetern. Sie sind ungefähr einen bis anderthalb Zentimeter dick und wiegen 130 bis 150 Gramm. Dieselben Brote gelten heute bei den Orientalen als die gewöhnliche Zahl für die Mahlzeit eines Einzelnen, ebenso wie der Freund in der Nacht sich von seinem Nachbar drei Brote für den unerwarteten Besuch erbittet (Lk 11, 5).

Die Brote werden nicht mit dem Messer geschnitten, dessen Gebrauch beim Essen den Orientalen fast unbekannt ist. Vielmehr muss man sie brechen, wie wir es vom Heiland im Evangelium in der Erzählung von unserem Wunder und auch vom letzten Abendmahle lesen.

Gewöhnlich wird der Brotteig aus Weizenmehl bereitet. Gerstenbrote galten und gelten als Nahrung der Armen. Wenigstens bei der ersten Volksspeisung bemerkt aber der heilige Johannes ausdrücklich, dass es fünf Gerstenbrote waren, die der Heiland so wunderbar vermehrte (Joh 6, 9). Wenn der kleine Vorrat, den ein Fischerknabe bei sich hatte, ursprünglich für den Herrn und seine Begleiter bestimmt war, wie wir wohl annehmen dürfen, so würde uns dieser Zug die anspruchslose Genügsamkeit und rührende Armut des Gottmenschen recht schön vor Augen stellen, wie schon bemerkt wurde.

Selbst in den armen orientalischen Familien werden die Brotkuchen, wie wir schon im dritten Vortrage gesehen haben, jeden Morgen frisch bereitet. Es fällt niemand ein, sich einen Vorrat für mehrere Tage oder gar für eine ganze Woche im voraus zu backen, zumal die Brote, wenn sie alt werden, ihren Geschmack verlieren und schwer verdaulich sind. So begreifen wir es ganz gut, dass sich in der ganzen versammelten Menge kein Mundvorrat fand. Die Osterpilger mochten für den Anfang ihrer Reise vielleicht etwas mitgenommen haben. Aber dieses Wenige musste bald aufgezehrt sein, da man unterwegs für den täglichen Bedarf an Brot leichter und besser sorgen konnte.

Von den Leuten aus den umliegenden Ortschaften bemerken die Evangelisten, wie wir sahen, ausdrücklich, dass sie dem Heiland zuvorkamen, also eilends und so schnell als möglich sich auf den Weg machten. Ist es da nicht ganz natürlich, dass wenigstens viele „in der Freude ihres Herzens nichts mitnahmen“? Und mochten auch einige etwas Brot zu sich stecken, unterwegs und während des langen Lehrvortrages und der Krankenheilungen, die bis zum Abend dauerten, konnten und mussten die Vorräte bald zu Ende gehen.

Dieser Mangel an Mundvorrat, den die Kritiker der Reihe nach als ein Hauptbedenken gegen die Glaubwürdigkeit des Berichtes vorbringen, entspricht daher durchaus den Verhältnissen und ist geschichtlich sehr wahrscheinlich.

5) Wollte man noch etwas neugierig fragen, ob denn die Leute mit dem trockenen Brote und den gesalzenen Fischlein nicht auch etwas zu trinken gehabt hätten, so geben uns auch darauf die Verhältnisse am See eine befriedigende Antwort.

Das Wasser des Sees wird schon von *Flavius Josephus* mit Recht gerühmt als „süss und sehr angenehm zu trinken“. Nur in der Nähe der Thermen südlich von Tiberias und bei den salzhaltigen Quellen nördlich von *Ain et-Tâbigha* hat es einen weniger guten Geschmack. Die Anwohner hatten und haben auch heute in der Regel kein anderes Trinkwasser, als was der See ihnen bietet. In porösen Tongefässen hält es sich sehr frisch und gibt, wie derselbe jüdische Geschichtsschreiber mit einer kleinen Übertreibung bemerkt, wenn man es im Freien stehen lässt, sogar dem Schneewasser an Kälte nichts nach.

So werden auch die Scharen bei der Volksspeisung das süsse und angenehm trinkbare Seewasser in reichster Fülle zu ihrer Verfügung gehabt haben. An Quellen und Bäche ist bei dem Südende der Ebene *El-Batêha* nicht zu denken, und ebenso wenig weist irgendeine Andeutung auf Wein oder andere Arten Getränke hin.

10. Die Heilung der Gelähmten in Kapharnaum. Wir könnten so der Reihe nach die einzelnen Geheimnisse des Lebens Jesu durchnehmen. Das herrliche Bild, das uns die Evangelien von dem Leben und Wirken des Gottmenschen entwerfen, gewinnt fast in jedem Zuge neue und schönere Farben, wenn wir es im Lichte des Orients anschauen.

Es muss uns hier aber genügen, nur noch ein einziges Beispiel etwas näher zu betrachten, nämlich die Heilung des Gelähmten in Kapharnaum. Wie kaum eine andere Begebenheit kann uns dieses Wunder den grossen Nutzen und die unbedingte Notwendigkeit einer genauen Kenntniss des Heiligen Landes für das richtige Verständnis der Erzählungen des Evangeliums klar machen.

1) Der Bericht der drei Synoptiker, die uns das Wunder überliefern, lautet in den Hauptpunkten, auf die es uns hier ankommt, folgendermassen: *Geraume Zeit später nach der Heilung des Aussätzigen in einer Stadt Galiläas kam Jesus wieder nach Kapharnaum und nahm wahrscheinlich seiner Gewohnheit gemäss Wohnung im Hause des Petrus. Seine Anwesenheit wurde bald bekannt und so strömten so viele Leute herbei, dass selbst vor der Türe kein Platz mehr für sie war. Auch viele Pharisäer und Schriftgelahrte nahmen wohl auf den ersten Sitzen Platz, die aus allen Orten Galiläas und Judäas und aus Jerusalem gekommen waren. Er hielt eine grosse Lehrrede und die Kraft des Herrn offenbarte sich in Krankenheilungen.*

Da wollte man einen Gelähmten zu ihm bringen, der auf einer Bahre lag und von vier Männern getragen wurde. Sie suchten ihn hineinzubringen und vor ihm niederzulegen. Wegen der Volksmenge konnten sie ihn aber nicht zu ihm hincintragen. Deshalb deckten sie an der Stelle, wo er sich befand, das Dach ab und liessen durch die Öffnung in der Decke, die sie so gemacht hatten, den Gelähmten mit der Bahre hinab mitten hinein vor Jesus hin.

Der Heiland sah ihren Glauben und sprach zu dem Gelähmten: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Und als einige der Schriftgelehrten und Pharisäer sich an diesen Worten ärgerten, gab er ihnen auch durch die That den Beweis dafür, dass der Menschensohn Macht hat, auf Erden Sünden zu vergeben. Steh auf, sprach er zu dem Gelähmten, nimm dein Bett und geh nach Hause. Sogleich stand dieser auf, nahm sein Bett, ging vor aller Augen hinaus und pries Gott (Mt 9, 1—8; Mk 2, 1—12; Luk 5, 17—26).

2) Die Hauptschwierigkeit in dieser Erzählung fällt jedem auf den ersten Blick sofort in die Augen. Wie konnten die vier Träger den Kranken auf seinem Tragbette auf das Dach schaffen, dann das Dach abdecken und den Gelähmten mit

der Bahre durch die Öffnung hinablassen? „Das sind Dinge, von denen wir uns in Europa keine Vorstellung machen können,“ bemerkt der italienische Verfasser eines mehrbändigen Lebens Jesu, leider ohne seinen Lesern diese Dinge aus den orientalischen Verhältnissen klar zu machen.

Auch wenn wir uns sonst in der alten und neuen Literatur über diese Heilung umschaun, suchen wir vergebens nach einer Erklärung, die dem heiligen Texte und der Wirklichkeit gerecht würde. Die meisten Ausleger, Exegeten wie Homileten und Aszeten, in früheren Zeiten wie in der Gegenwart, begnügen sich damit, die Worte des Evangeliums einfach wiederzugeben. Eine Lösung der Schwierigkeit wird dabei nicht einmal versucht.

Einige weisen wenigstens darauf hin, dass die Dächer im Orient von einer flachen Terrasse gebildet werden, zu der eine Treppe von aussen hinaufführt. Wenn sie dann aber beifügen, dass diese Terrasse auch in dem Hause von Kapharnaum aus dünnen Balken mit einer Schicht von Reiseru oder Rohrstäben und Lehm darüber bestanden habe, so wird damit, wie wir gleich sehen werden, die eigentliche Schwierigkeit der Lösung um keinen Zoll breit näher gebracht. Leichter vorstellbar und unseren, aber nicht den orientalischen Verhältnissen entsprechender ist die Annahme jener, die an eine im Dache schon vorhandene und mit einer Falltüre verschlossene Öffnung oder Luke denken. Sie geraten aber mit dem Texte der Erzählung in Widerspruch, der ausdrücklich von einer durch das Abdecken eines Teiles des Daches gemachten Öffnung redet. Ebensovienig entspricht diesem Texte die Meinung einiger älterer Erklärer, die Öffnung sei nicht im Dache, sondern in der ringsum laufenden Schutzmauer oder Brüstung gemacht worden.

Schon diese mannigfachen vergeblichen Lösungsversuche zeigen die Verlegenheit, in der sich die Erklärer unserer Erzählung gegenüber befinden.

3) Vergebens suchen wir auch nach einer Lösung der Schwierigkeit in den Darstellungen des Wunders auf den Denkmälern der christlichen Kunst.

Die Heilung eines Gelähmten durch Christus findet sich zwar recht häufig sowohl in den Katakomben als auch auf den übrigen altchristlichen Monumenten abgebildet. Für gewöhnlich begnügten sich aber die Künstler mit der Wiedergabe des

Geheilten, der mit seiner Bahre auf den Schultern fröhlich nach Hause geht. Da aber dieser Schlussakt den beiden Heilungen des Gelähmten, die im Evangelium ausführlicher erzählt werden, jener vom Bethesda-teiche in Jerusalem und der unsrigen, gemeinsam ist, so lässt sich bei diesen Bildern nicht einmal sicher unterscheiden, welche Szene gemeint ist, selbst wenn eine allgemeine Inschrift, wie bei der Säule des Ziboriums von S. Marco in Venedig, die Darstellung begleitet.

Aber auch dort, wo durch die Träger des Kranken und die ganze Art der Darstellung die Beziehung des Bildes auf unsere Szene von Kapharnaum sicher feststeht, wie bei den Mosaiken von S. Apollinare Nuovo in Ravenna und im Dome zu Monreale, zeigt die Wiedergabe der Begebenheit doch nur, dass der Künstler sich von der Wirklichkeit des Vorganges keine rechte Vorstellung gemacht hat. Auch die Vorschriften des griechischen Malerhandbuches vom Berge Athos für die zukunfts-mässige Abbildung der Heilung bestätigen nur dieselbe Tatsache.

Unter den vielfach arg zerstörten Gemälden der ehrwürdigen Basilika des heiligen Sabas auf dem Aventin in Rom ist ein Bild unseres Wunders aus der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts ziemlich gut erhalten geblieben, das den Regeln dieses Malerhandbuches in den Hauptpunkten genau entspricht. Im Hintergrunde des Freskos steht das Haus in der Form eines von acht Säulen getragenen flachen Ziegeldaches ohne Seitenwände. Die Ziegel sind in der ganzen Breite des Daches fast zur Hälfte entfernt. Zu beiden Seiten dieser grossen Öffnung sieht man je zwei Träger auf den Ziegeln in gebückter, einen von ihnen in halbknienender Stellung, die den in der Mitte zwischen Dach und Boden schwebenden Gelähmten auf seinem Bette mit Stricken hinablassen. Vor dem Hause steht im Vordergrund auf der rechten Seite eine Gruppe Juden, links Petrus mit vier anderen Aposteln, in der Mitte Christus, in der Linken eine Buchrolle, die Rechte im Redegestus gegen den Geheilten ausgestreckt, der hier zum zweiten Male dargestellt ist, wie er mit seinem Bette auf den Schultern wohlgemut von dannen geht.

Natürlich kann uns eine solche Darstellung, in der der Künstler seine Auffassung des Textes mit den Anforderungen einer leicht verständlichen bildlichen Wiedergabe zu vereinigen suchte, über den wirklichen Vorgang keinen Aufschluss geben.

4) Wie sollen wir uns also ein dem Texte und der Wirklichkeit entsprechendes Bild von der Begebenheit machen?

Zunächst ergibt sich aus dem Texte, dass der Heiland sich in einem Hause befand, und nicht etwa in der Synagoge, wie man auch schon behauptet hat. Da es sich um ein Haus in Kapharnaum handelt, liegt es nahe, an die Wohnung des heiligen Petrus zu denken, von dem beim heiligen Markus im vorhergehenden Kapitel (1, 29) die Rede ist. Wahrscheinlich kehrte der Herr, wenn er in „seiner Stadt“ weilte, für gewöhnlich hier ein. So wussten die Leute bald, wo sie ihn zu suchen hatten, nachdem sie erfahren, dass er wieder „zu Hause“ sei.

Das Haus wird sich nicht viel von den gewöhnlichen Wohnungen unterschieden haben. Für den Herrn war sicher das etwas höher gelegene Obergemach bestimmt. Er wird aber seine Lehrrede nicht hier oben, sondern zu ebener Erde gehalten haben. Denn die Leute standen dort und drängten sich vor der Türe bis auf die Strasse. Vielleicht war an der Vorderseite ein kleiner Hofraum vor dem Hause, wie wir ihn zuweilen in orientalischen Häusern finden. Ob wir auch noch eine kleine Vorhalle annehmen dürfen, wie einige wollen, scheint mindestens sehr fraglich und wird im Texte in keiner Weise angedeutet.

Der Heiland hielt seine Lehre jedenfalls im Hauptraume des Hauses, der bei den gewöhnlichen orientalischen Wohnhäusern zu ebener Erde, unmittelbar von der Strasse oder vom Hofe aus zugänglich ist. Er wird von der flachen Terrasse des Hauses überdeckt. Denn das Obergemach befindet sich nicht in einem über dem Hauptraum gebauten Stockwerke, sondern in einem anstossenden, etwas erhöhten Anbau. Unter demselben mochten zwei kleinere Räume Platz finden, wie sie in der Doppelwohnung des heiligen Petrus und seiner Schwiegermutter sicherlich vorhanden waren.

5) Die Hauptfrage für das richtige Verständnis der ganzen Erzählung betrifft die Anlage der Terrasse.

Wie die Männer mit dem Kranken zur Terrasse hinaufgelangen, ist noch leicht zu erklären. Denn die Treppe befand sich nicht im Innern des Hauses und auch nicht an der Vorderseite, wo bei der Lehre des Heilandes alles von den sich drängenden Zuhörern erfüllt war. Vielmehr steigt man auf Stein-

stufen zum Dach hinauf, die von aussen in den Seitenwänden oder an der Rückseite angebracht sind. So war es auch bei der Synagoge von Kapharnaum der Fall, wie wir im letzten Vortrage schon gesehen haben. Wo die Häuser aus Steinen gebaut sind, wie es in der Basaltgegend von Kapharnaum der Fall war, konnten solche Steinstufen unmittelbar in die Mauer eingelassen werden. Sonst musste ein kleiner Unterbau als Stütze errichtet werden, wenn man sich nicht mit einer hölzernen Leiter oder Stiege begnügte.

Wie man gewöhnlich die Terrasse selbst anlegte, haben wir auch schon im dritten Vortrage gesehen. Sie besteht meist aus einer Schicht von Reisig, Kies und Lehm, mit gehacktem Stroh vermischt, die von dünnen, unbebauten Pappelstämmchen getragen wird (vgl. S. 212).

Doch in unserem Falle ist an eine derartige Lehmterrasse nicht zu denken. Schon der Ausdruck, den der heilige Lukas hier gebraucht und den die Vulgata mit „*tegulae*“ „Ziegel“ übersetzt (Lk 5, 19), lässt sich damit schwer vereinigen. Man hat zwar vorgeschlagen, wohl mit Rücksicht auf diese „Ziegel“, die Lehmschicht der Terrasse mit Ziegelsteinen oder Platten zu bedecken. Aber weder der alte Orient nach dem Ausweis der früher (S. 212) angeführten Stellen aus dem Buche der Sprichwörter, noch auch der heutige Gebrauch des Landes, soweit er nicht von Europa oder Amerika beeinflusst ist, scheint diese Gewohnheit zu kennen, und die eigentliche Schwierigkeit wird dadurch nicht im mindesten berührt.

Versuchen wir doch nur einmal, uns bei der Annahme einer Lehmterrasse ein Bild von dem Vorgange zu machen, den die Evangelisten beschreiben. Um die obere harte Lehmkruste zu entfernen, müssen sich die Leute schon nach Hacke und Spaten umsehen, da sie mit den Händen allein nichts ausrichten können. Nachdem sie dann in der Masse von Kies und Lehm und Stroh ein Loch von etwa zwei Meter Länge und einem halben Meter Breite ausgebrochen haben, kommen sie an das Reisig. Die einzelnen Zweige sind natürlich ungleichmässig gross und gehen in der Länge und in der Breite über die Seiten des Loches in der oberen Schicht hinaus. Also müssen sie entweder mit einem Beil abgehauen oder mit Gewalt herausgebrochen werden. Aber sobald man sie wegreisst, beginnen die Steinchen

und Brocken der oberen Masse an den Rändern des Loches zwischen den lose nebeneinander liegenden Pappelstämmchen hindurch auf den Heiland und seine andächtigen Zuhörer hinabzufallen! Und dann kommt noch erst der schwierigste Teil der Arbeit mit den Pappelstämmchen. Dieselben gehen natürlich von einer Wand des Hauses bis zur anderen, da sie die ganze Decke tragen müssen. Wollten die vier Träger nach den Worten des Evangeliums „über der Stelle, wo Jesus Christus sich befand“ eine Öffnung machen, so müssten sie die einzelnen Stämmchen durchsägen und würden dann unfehlbar mit ihrem Kranken und einem guten Teil der Terrasse auf den Heiland und seine Zuhörer hinunterfallen. Denn es hiesse ja, den Ast absägen, auf dem sie stehen. Oder sollen sie die Stämmchen in ihrer ganzen Länge herausreissen? Dann wären die Folgen nur noch schlimmer.

Es dürfte ohne weiteres klar sein, dass mit einer Lehmterrasse in unserem Falle nichts anzufangen ist.

6) Statt eines Leimdaches müssen wir notwendig eine steinerne Decke annehmen, die aus grossen Steinplatten nach Art eines flachen Scheingewölbes hergestellt wurde.

Wie wir schon im dritten Vortrage sahen, richtet sich die Bauart der heutigen Wohnungen in Palästina nach dem Material, das in den verschiedenen Gegenden am leichtesten zu haben ist. In den Ebenen mit Leimboden haben die Häuser Fachwände aus Lehm und dementsprechend als Decke eine Terrasse, wie wir sie kennen lernten. Wo aber, sei es aus alten Ruinenstätten, sei es aus dem Felsenboden, leicht Steine zu haben sind, wird auch dieses festere Material beim Hausbau verwendet.

Im Altertum verfuhr man nicht anders. Kapharnaum liegt aber, wie wir schon wissen, in einer basaltreichen Gegend. Deshalb sehen wir auch aus den alten Ruinen in der ganzen Gegend, dass hier die Bauten aus Stein ausgeführt wurden.

Auch für die Terrassen konnte man die festen und tragfähigen Basaltplatten sehr gut gebrauchen. Dass man die Anlage einer Decke mit grossen Steinplatten in Form eines Scheingewölbes schon in sehr alter Zeit in Palästina gekannt hat, dafür erhielten wir ein schönes Beispiel bei den Ausgrabungen von *Tell el-Mutesellim*, der Stätte des alten Megiddo. Unter den Ruinen, die der Leiter der Ausgrabungen, Baurat Dr. G. Schumacher, der vierten Schicht zuweist und die etwa dem 15. Jahr-

hundert v. Chr. oder einer noch früheren Periode angehören werden, fand sich ein länglich rechteckiger Raum von 5,60 m Länge, 3,70 m Breite und durchschnittlich 3,10 m Höhe. Die senkrechten unteren Teile der Mauern bestehen aus vier Schichten grosser, meist unbehauener Kalksteinquadern von zusammen 1,45 m Höhe. Darüber sind sechs Schichten von unbehauenen Kalksteinplatten in der Weise übereinander gelegt, dass ein Stein den anderen überkragt. So entsteht eine Art gewölbter Decke, deren oberste Steine von beiden Seiten in einem Abstand von etwa 75 cm sich gegenüberstehen. Diese Öffnung wird nach oben abgeschlossen durch eine horizontale Lage von grossen Deckenplatten aus Kalkstein.

Die Anlage eines solchen Scheingewölbes ist also sehr einfach und setzt nicht gerade eine sehr ausgebildete Technik des Bauhandwerkes voraus. Wir dürfen daher wohl annehmen, dass die Kunst, derartige gewölbte Decken anzulegen, im konservativen Orient auch in späteren Zeiten bekannt geblieben ist. Einen Beweis dafür bieten uns übrigens auch die gewölbten Kanäle mancher alter Wasserleitungen, wie sie in den verschiedenen Teilen des Landes und auch in der Umgebung des Sees Genesareth häufig zu finden sind. Vielleicht wird auch eine genauere Untersuchung der zahlreichen Ruinen rings um den See mehr direkte Beweise für die Anwendung dieser Bauart bei den Wohnungen aus der Zeit Christi und den vorausgehenden Jahrhunderten liefern.

Jedenfalls entspricht eine solche gewölbte Steindecke auch bei dem Hause in Kapharnaum, mit dem wir es hier zu tun haben, so sehr allen Anforderungen der evangelischen Erzählung, dass sie unbedingt den Vorzug vor der unmöglichen Lehmterrasse verdient. Natürlich brauchte eine derartige Decke in einem gewöhnlichen Privathause nicht mit so grossen und mächtigen Steinplatten ausgeführt zu werden, wie in dem Gelasse von *Tell el-Mutesellim*, das sich unter den Resten der sogenannten Mittelburg der alten Festung befindet. Im übrigen konnte die Anlage ganz ähnlich gemacht werden. Die notwendige Sicherung der sich auf den unteren senkrechten Mauern erhebenden Schichten von überkragenden Platten war durch das Gegengewicht der Schutzmauer gegeben, die sich nach jüdischer Vorschrift rings um die Terrasse in einer Höhe von wenig-

stens drei Fuss erheben musste. Auch wurde der Raum zwischen der Seitenmauer und den Platten der gewölbten Decke mit Steinen oder Erde ausgefüllt, um so eine ebene Terrasse zu erhalten.

Die Hauptsache für unsere Erzählung sind aber die flachen Verschlussplatten, die in der Mitte den Abschluss des Scheingewölbes nach oben bildeten. Es waren Steinplatten aus Basalt oder, wenn man lieber will, aus Kalkstein, die frei über die beiden Enden der letzten Steinschicht der Deckenwand gelegt wurden. Sie hatten nichts mehr zu tragen und konnten daher leicht entfernt werden, ohne die Tragfähigkeit der Terrasse im mindesten zu schädigen. Wenn die Öffnung, wie in dem Beispiele von *Tell el-Mutesellim*, etwa 75 cm betrug, so genügte es vollständig, zwei oder drei dieser Verschlussplatten aufzuheben, um durch die so entstandene Lücke den Kranken auf seinem Tragbett hinunterzulassen.

Dies ist also der Sinn der Worte des heiligen Markus: „*Sie deckten an der Stelle, wo er (Christus) sich befand, das Dach ab und liessen durch die Öffnung, die sie so gemacht hatten, den Gelähmten mit dem Bette hinab*“ (Mk 2, 4).

Den gleichen Sinn haben auch die Worte des heiligen Lukas (5, 19). Nur dürfen wir den Ausdruck „*per tegulas*“ nicht mehr mit „zwischen den Ziegeln“ übersetzen, sondern „zwischen den Deckplatten“. Das ist freilich eine Neuerung, aber allem Anscheine nach eine berechtigte und notwendige. Allerdings bezeichnet das griechische Wort, das der Evangelist hier gebraucht, ursprünglich die Töpfererde und dann jedes irdene Geschirr und auch die irdenen Dachziegel. Aber auch die griechischen Epiker reden von einem „*ehernen* Ziegel“ und meinen damit einen unterirdischen Kerker, der bei den Zypriern wegen seiner Gestalt so genannt wurde. In der ganzen griechischen Bibel kommt das Wort nur an dieser einzigen Stelle beim heiligen Lukas vor. An irdene Dachziegel können wir dabei nicht denken; denn die flachen orientalischen Dachterrassen wurden nicht mit solchen Ziegeln gedeckt und im Zusammenhang der Erzählung sind sie ganz unmöglich. Wie aber die Epiker von „*ehernen*“ Ziegeln reden durften, so war der Evangelist auch berechtigt, den Ausdruck auf die steinernen Dachplatten anzuwenden, für die ihm ein anderes Wort wohl kaum zur Verfü-

gung stand. Für diejenigen, denen die orientalischen Verhältnisse bekannt waren, blieb die Bedeutung des Namens ja nicht zweifelhaft. Denn statt der irdenen Ziegel bei griechischen Dächern, wurden bei den orientalischen Terrassen steinerne Deckplatten verwendet.

Das Licht des Orients leuchtet also hier sogar in die philologischen Fragen des griechischen Lexikons hinein. Jedenfalls zeigt uns dieses Beispiel klar, wie wir nur bei genauer Beobachtung aller Verhältnisse des Heiligen Landes zu einem befriedigenden Verständnisse des Textes der Evangelien gelangen können.

II. Die Lehre Jesu im Lichte des Orients

§ 1. Inhalt der Lehre Jesu

II. Allgemeines. Eine ähnliche Bedeutung wie für das Leben Jesu hat die Kenntnis des Orients auch für das rechte Verständnis der Lehre Jesu.

Aus der unerschöpflich reichen Fülle des Stoffes können wir hier nur einiges Wenige berühren. Wir wollen deshalb nur den einen oder anderen Gedanken hinsichtlich des Inhaltes und der Form der Lehre hervorheben und dann an einigen Beispielen zeigen, wie uns die einstigen und jetzigen Verhältnisse des Heiligen Landes den Weg zur richtigen Erklärung der Worte des Heilandes weisen.

Zuvor ein paar allgemeine Bemerkungen.

1) Was zunächst den Schauplatz der Lehrvorträge des Herrn betrifft, so gilt dafür alles, was früher über den Schauplatz der Geheimnisse des Lebens Jesu gesagt wurde.

Schon im allgemeinen ist es nicht gleichgültig, bei diesen Lehrreden auf die Stätte und die Gegend zu achten, wo der Lehrende sich aufhält. Die „*compositio loci*“, die genaue Vorstellung der Örtlichkeit, ist nicht bloss ein guter Wink der Exerzitien für die fromme Betrachtung. Sie kann uns auch beim Lesen und beim Studium der Worte wie der Werke des Heilandes von grossem Nutzen sein.

Bei den Lehrreden des Evangeliums ist dieses umso wichtiger, weil der göttliche Lehrmeister überall auf die besonderen Verhältnisse seiner Zuhörer mit grosser Weisheit achtet und

häufig auch, je nach den verschiedenen Gegenden, den einen oder anderen Zug aus der Natur oder aus dem Leben in seinen Lehren verwendet. Vor allem trifft dies bei den zahlreichen Gleichnisreden zu, auf die wir nachher noch zu sprechen kommen.

2) Für die Kenntniss dieser Verhältnisse und für das richtige Verständnis solcher Bilder aus der Natur und aus dem Leben können wir wiederum zunächst von den heutigen Zuständen in Palästina ausgehen.

Die Gegend ist heute die gleiche wie in den Tagen Christi, und wenn sich auch in der Besiedlung und Bebauung seither manches geändert hat, so sind doch die natürlichen Verhältnisse des Landes im grossen ganzen dieselben geblieben.

Auch im Leben der Bewohner ist vieles anders geworden. Doch ausserhalb der Städte und fern von den vielbetretenen Pilgerstrassen treffen wir bei den Landleuten, Hirten, Fischern und auch bei den kleinen Handwerkern noch sehr vieles von den alten Einrichtungen, die uns das Verständnis der einstigen Verhältnisse erleichtern.

3) Daneben müssen wir aber gerade für die Lehre des Heilandes fast noch mehr, als für sein Leben, die ehemaligen Zustände des Landes und des jüdischen Volkes in Betracht ziehen.

Wir dürfen zwar nicht die Lehren des Evangeliums als eine einfache, natürliche Weiterentwicklung der jüdischen Anschauungen auffassen und es ist durchaus unberechtigt und unbewiesen, wenn manche moderne Kritiker das Neue in der frohen Botschaft Christi auf ein allergeringstes Mindestmass zurückführen. Der Sohn Gottes hatte der Menschheit soviel Neues und Wichtiges zu sagen, dass auch die Wissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts noch immer vieles daran zu lernen hat.

Der göttliche Lehrmeister schöpfte diese seine Lehren auch nicht aus den Quellen der jüdischen Gelehrsamkeit. Aber er knüpfte als weiser Lehrer, wo er konnte, an Vorhandenes und Bekanntes an, um dadurch seine Zuhörer auf das Verständnis seines neuen Evangeliums vorzubereiten und sie zur gläubigen Annahme der hohen Wahrheiten seiner neuen Offenbarung weiterzuführen. Dabei musste er auch überall die falschen Anschauungen und irrigen Lehrmeinungen der pharisäischen Führer des Volkes zurückweisen.

Ebendeshalb ist es für das Verständnis seiner Lehre unbe-

dingt erforderlich, sowohl jene Anknüpfungspunkte als auch diese falschen Meinungen bei den jüdischen Lehrern aus jener Zeit recht zu beachten.

Dazu kommen mancherlei besondere religiöse, soziale und politische Zustände des jüdischen Volkes, die in den Reden und Aussprüchen des Herrn berührt oder in Anspielungen vorausgesetzt werden. Ohne eine genaue Kenntnis dieser Zustände wird wiederum gar manches Wort des Evangeliums uns dunkel und unklar bleiben.

12. Die Synoptiker und Johannes. Wenden wir uns nun zunächst dem Inhalt der Lehre Jesu zu. Wir können darin zwei Hauptteile unterscheiden: die sittlichen Vorschriften und die dogmatischen Lehren.

1) Man hat schon oft, und nicht erst in unseren Tagen, auf den grossen Unterschied zwischen den Synoptikern, d. h. den drei ersten Evangelien, und dem Johannesevangelium hingewiesen. Während dieses sich vor allem durch seinen hohen dogmatischen Lehrgehalt auszeichnet, haben jene vorzüglich, wenngleich nicht ausschliesslich, einen mehr moralischen Charakter. Die Lehren und Vorschriften, die sie uns aus dem Munde des Heilandes berichten, beziehen sich vor allem auf die rechte Ordnung des christlichen Lebens. Verhältnismässig selten spricht der Herr in diesen drei ersten Evangelien von den grossen Glaubenswahrheiten, die den Hauptgegenstand seiner Reden beim heiligen Johannes bilden.

Dieser Unterschied hat manchem ungläubigen Gelehrten Anlass geboten, von einem Widerspruch zwischen den Synoptikern und Johannes zu sprechen. Doch von einem Widerspruch kann nicht die Rede sein. Eine befriedigende Erklärung des Unterschiedes finden wir in der verschiedenen Gegend und den verschiedenen Verhältnissen, die bei den Reden des Heilandes in den Evangelien vorausgesetzt werden.

2) Die drei ersten Evangelisten schildern uns hauptsächlich die Wirksamkeit des Heilandes in Galiläa. Er hatte es hier mit einem einfachen Landvolke zu tun. Die Bewohner waren meist Ackerbauer, Handwerker, Hirten und Fischer, die mit ihrer Hände Arbeit sich ihren Unterhalt verdienen mussten. Fern von Jerusalem kamen sie weniger in Berührung mit den Pharisäern und Schriftgelehrten, die in der heiligen Stadt ihren Hauptsitz

hatten. Sie standen deshalb auch den Schulmeinungen und Lehrstreitigkeiten der verschiedenen Parteien ferne.

Bei seiner Wirksamkeit für diese Galiläer musste der Heiland daher mehr die praktischen Bedürfnisse berücksichtigen. Er hatte hier keine Veranlassung, auf die grossen theologischen Streitfragen einzugehen. Statt dessen zeigte er hier seinen Zuhörern, worauf es bei der rechten Ordnung des Lebens im neuen Gottesreiche vor allem ankommt. In der Bergpredigt und in den meisten Gleichnissen aus dieser galiläischen Zeit legt er ihnen daher hauptsächlich sittliche Vorschriften und praktische Lebensregeln vor, aus denen sie die Bedingungen für die Teilnahme an dem messianischen Himmelreiche entnehmen konnten.

3) Der heilige Johannes ergänzt dieses Bild der galiläischen Wirksamkeit des Herrn durch die Schilderung seiner Tätigkeit in Jerusalem. Hier stand Christus bei seinen Festbesuchen jedesmal den Pharisäern und Schriftgelehrten unmittelbar gegenüber. Seine Lehrvorträge wurden dadurch zu Streitreden mit seinen Gegnern, vor denen er besonders auch seine eigene göttliche Würde und sein Verhältnis zum Vater zu verteidigen hatte.

So erklärt sich jener Unterschied leicht aus den verschiedenen Verhältnissen, die vorausgesetzt werden

14. Hauptgrundsatz der sittlichen Ordnung. Auch für das Verständnis der sittlichen Vorschriften Jesu ist die Beachtung der entgegenstehenden pharisäischen Lehren von der grössten Bedeutung. Wir sehen dies klar bei dem Hauptgrundsatz aller wahren Sittlichkeit, den Christus gegenüber der Scheinheiligkeit seiner Gegner mit allem Nachdruck dem Volke und noch mehr seinen Jüngern vorlegte.

1) Es war vielleicht am Tage nach der ersten wunderbaren Brotvermehrung. Der Herr befand sich mit seinen Aposteln und einer grossen Volksmenge auf dem Wege von der Ebene Genesareth nach Kapharnaum. Auch Pharisäer und einige Schriftgelehrte von Jerusalem befanden sich unter der Menge und lauerten auf eine Gelegenheit, eine Anklage gegen ihn zu finden, um damit sein Ansehen beim Volke zu untergraben.

Sie bemerkten, dass einige von den Jüngern mit ungewaschenen Händen Brot assen. Wahrscheinlich hatten sie auch schon von der grossen Volksspeisung gehört, bei der die Tausende jedenfalls auch das gesegnete Brot gegessen hatten, ohne sich

vorher die Hände zu waschen. Das bot ihnen den willkommenen Anlass zu dem Vorwurf: „*Warum halten sich deine Jünger nicht an die Überlieferung der Alten, sondern essen das Brot mit unreinen Händen?*“.

Christus weist ihren Vorwurf zunächst mit einer viel schwereren und wahren Anklage zurück: „*Schön hebt ihr selbst das Gebot Gottes auf, um eure Überlieferungen zu befolgen. Moses hat gesagt: Du sollst Vater und Mutter ehren, und: Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, soll des Todes sterben. Ihr aber sagt: Wenn einer zu Vater oder Mutter spricht: Qorban d. h. Opfergabe (für Gott) ist das, womit ich dir helfen könnte, so lasst ihr ihn nichts mehr tun für seinen Vater oder seine Mutter, und hebt das Wort Gottes auf durch eure Satzung, die ihr überliefert habt. Und dergleichen tut ihr noch vieles*“.

Wegen der Wichtigkeit der Sache begnügt sich der Heiland nicht mit dieser mehr indirekten Entgegnung. Er ruft die Leute herbei, die sich in einiger Entfernung zurückgehalten hatten, und legt ihnen den grossen Grundsatz aller wahren Sittlichkeit vor, den er nachher seinen Aposteln noch eingehender erklärt: Das sittlich Böse kann nicht von aussen in den Menschen hineinkommen, sondern hängt allein vom inneren Menschen ab, von seinem Willen und dessen Verhältnis zu der von Gott aufgestellten Norm (Mt 15, 1–20; Mk 7, 1–23).

2) Christus berührt hier den wesentlichsten Punkt, in dem sich die neue Lehre des Evangeliums von dem alten Gesetze unterschied, so wie es von den Führern des Volkes und den berufenen Lehrern in Israel aufgefasst wurde. Um aber die ganze Tragweite seiner Worte zu verstehen, müssen wir uns die falschen Satzungen der Pharisäer zuerst klar machen, denen der Herr die Hauptregel seines neuen Sittengesetzes gegenüberstellt.

Neben den Regeln des menschlichen Handelns, wie sie im geschriebenen Gottesworte der Bücher des Alten Testaments und vor allem in den zehn Geboten enthalten sind, waren in den letzten Jahrhunderten vor Christus von den jüdischen Gesetzeslehrern zahlreiche Satzungen aufgestellt worden, die als „Überlieferungen der Alten“ Gesetzeskraft erhielten und allmählich sogar über die Autorität der Heiligen Schrift gestellt wurden. Eine Hauptklasse dieser Satzungen bezog sich auf die verschiedenen Vorschriften über die gesetzliche Reinigkeit,

und unter diesen wurde gerade in den Tagen Christi besonders auf das Waschen der Hände vor dem Essen das grösste Gewicht gelegt. Nach jüdischer Tradition stimmten schon die beiden Schulen des *Hillel* und des *Schammai*, der zwei grossen „Alten“ aus der Zeit unmittelbar vor Christus, die sich sonst meist feindlich gegenüberstanden, hinsichtlich dieser Regeln über das Händewaschen miteinander überein, und die verpflichtende Kraft dieser Regeln wurde gerade in den Tagen Christi von beiden Schulen aufs neue bestätigt.

So war es also gerade einer der Hauptpunkte der pharisäischen Gerechtigkeit, dessen Nichtbeachtung bei dieser Gelegenheit dem Heiland und seinen Jüngern zum Vorwurfe gemacht wurde. Sich darüber hinwegsetzen hiess, es mit den beiden Hauptschulen und ihrem grossen Anhang im Volke verderben.

3) Aber furchtlos und mit aller Entschiedenheit stellte der Herr in seiner Antwort die ganze Hohlheit des pharisäischen Formelwesens an den Pranger. Er brandmarkt ihr heuchlerisches Vorgehen mit dem Hinweis auf ein Beispiel, das ihre Scheinheiligkeit unwiderleglich offenbarte.

Er greift einen Fall aus dem Gebiete der Weihegelübde heraus, für das die Überlieferungen der Alten schon damals eine Menge von Einzelbestimmungen aufgestellt hatten. Wollte man eine Sache als Gott geweiht bezeichnen und sie dadurch dem gewöhnlichen Gebrauche entziehen, so war die übliche Formel für ein solches Gelübde: *Qorban*, d. h. Gabe oder Gott gegeben, ist dieses oder jenes. Dem Sinne der Worte nach wurde damit eine Sache Gott oder dem Dienste des Tempels geweiht. Tatsächlich verband man damit aber für gewöhnlich nur die Absicht einer Verpflichtung bestimmten Personen gegenüber, die in der Formel genannt wurden: *Qorban* ist dieses oder jenes *für dich*. Die Wirkung eines solchen Gelübdes war nur, dass die Sache in bezug auf die in der Formel genannten Personen ebenso zu betrachten war, als sei sie in Wirklichkeit Gott oder dem Tempel geweiht. In jeder anderer Hinsicht konnte der also Gelobende frei über sein Eigentum verfügen.

Der Heiland zeigt nun schlagend an dem Beispiele des vierten Gebotes, wie die pharisäischen Führer des Volkes, die solche Scheingelübde nicht nur billigen, sondern auch befördern und

ihre Einhaltung strenge verlangen, dadurch ihren Überlieferungen zuliebe tatsächlich das Wort Gottes aufheben und sich an den wichtigsten Bestimmungen des göttlichen Gesetzes vorbeidrücken. Zu der im vierten Gebote verlangten Ehre von Vater und Mutter gehörte und gehört einst wie jetzt auch die Unterstützung von seiten ihrer Kinder, auf die sie im Alter oder in der Not Anspruch haben. Wenn sie aber um diese Unterstützung hatten, so genügte es für den Sohn zu erwidern: Qorban ist, womit ich euch helfen könnte, und er war frei von jeder Verpflichtung gegen die Eltern. Ja, er durfte ihnen sogar keinerlei Unterstützung mehr zuwenden, da er damit sein als gültig anerkanntes Gelübde gebrochen haben würde. Erst später fand man dafür den Ausweg, dass er in einem solchen Falle die Unterstützung einer dritten Person schenken und diese hinwiederum sie den bedürftigen Eltern zukommen lassen könnte.

Wahrlich, mit vollem Recht konnte Christus solchen Heuchlern das prophetische Wort des Isaias entgegenhalten: *„Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, sein Herz aber ist fern von mir. Umsonst verehren sie mich: die Lehren, denen sie folgen, sind Menschenatzungen“* (Is 29, 13).

Mit diesen ihren Menschenatzungen hatten sie in der Tat das Gebot Gottes zu nichte gemacht.

14. Die acht Seligkeiten. Christus begnügt sich nicht damit, den Hauptgrundsatz der sittlichen Ordnung in seinem Reiche vorzulegen. Er verkündet auch die hauptsächlichsten Einzelpunkte seines Programmes in dem grossen Reichsgesetz der acht Seligkeiten.

Auch dieser kurze Inbegriff der christlichen Sittenordnung tritt in mancher Hinsicht in eine neue Beleuchtung, wenn wir dabei den Hintergrund der Zeitverhältnisse gebührend in Betracht ziehen.

1) Schon bei der Verkündigung dieses neuen Gesetzes wollte Christus dem Charakter des neuen Bundes im Gegensatz zum alten Rechnung tragen. Darum schreibt er jetzt sein Gesetz nicht mehr unter Blitz und Donner und furchterregenden Zeichen seiner Majestät auf steinerne Tafeln. Er wollte es jedem seiner Jünger ins Herz hinein schreiben, und er schreibt es in der Sprache der Liebe. Hatte es einst in jedem Gebote geheissen: Du sollst, so beginnt er jetzt jeden Teil seines Programmes

mit dem beglückenden: Selig sind, die so handeln, und er fügt jedem Teile auch die Verheissung des himmlischen Lohnes hinzu: denn ihrer ist das Himmelreich.

Dabei sind die einzelnen Punkte seines neuen Reichsgesetzes nichts anderes als der Ausdruck der Gesinnungen seines eigenen Herzens. Er lässt uns einen Blick in das Heiligtum seines Innern tun und zeigt uns hier das erhabenste Vorbild der Vollkommenheit des neuen Bundes. Diesem Bilde sollen alle seine Jünger ähnlich zu werden suchen. An seinem Beispiele sollen sie den Geist kennen lernen, der die Befolgung der Gebote im Reiche Christi beseelen muss.

2) Dieser Geist steht aber im vollsten Gegensatz zum herrschenden Zeitgeiste der Pharisäer. Deshalb tritt der neue Gesetzgeber zunächst der Quelle aller Unordnung im Leben des Einzelnen wie im Leben der Völker entgegen, die sich in diesem Zeitgeiste so traurig offenbarte. Das ganze Streben der pharisäischen Führer des Volkes ging auf die Güter und Ehren und Genüsse der Welt. Dieses Streben entspricht eben der dreifachen bösen Begierlichkeit, die nach den Worten des heiligen Johannes überhaupt in der Gott fremden und Gott feindlichen Welt herrscht (1 Joh 2, 16).

Dieser ungeordneten Anhänglichkeit des Menschenherzens stellt der Heiland in den drei ersten Seligkeiten die Gesinnungen gegenüber, die das Herz losreissen sollen von der Versunkenheit ins Irdische: Losschälung, Sanftmut und Demut, Entsagung.

3) Demselben ungeordneten Zeitgeiste der Pharisäer gegenüber bezeichnet er dann in den drei folgenden Seligkeiten auch positiv die Tugenden, die zur rechten Ordnung des Lebens in seinem Geiste und nach seinem Beispiele führen: in bezug auf Gott das Verlangen nach der wahren Gerechtigkeit in der Erfüllung des Willens Gottes; in bezug auf den Nächsten die gerade von den Pharisäern so sehr verkannte Barmherzigkeit in der Übung der Liebe, und in bezug auf das eigene Ich die volle Reinheit des Herzens.

4) Endlich zeichnet Christus in den beiden letzten Seligkeiten das Bild der höchsten Vollendung, zu der seine Jünger in der Durchführung seines Geistes gelangen sollen. Gegenüber dem feindseligen Hasse und der alles trennenden Parteileidenschaft der Pharisäer sollen sie Bringer des Friedens sein, d. h. der voll-

kommenen Ordnung, indem sie für die Verbreitung des guten Geistes Christi überall eintreten und wirksam tätig sind.

Als höchstes Ideal in diesem apostolischen Wirken zeigt er ihnen schliesslich gegenüber dem Triumph des pharisäischen Egoismus und der selbststüchtigen Eigenliebe den erhabensten Heroismus der wahren Gottesliebe: nach dem Beispiele ihres Meisters überall nur das Beste und Edelste in Wort und Tat anstreben und doch dafür nur Undank, Verleumdung und Verfolgung von den Menschen als Lohn ernten.

An Gelegenheit, diesen Geist des höchsten christlichen Heroismus zu üben, sollte es ihnen gerade im Hinblick auf die Feindschaft der Pharisäer nicht fehlen.

15. Die Lehre von Gott. Unter den dogmatischen Wahrheiten im Inhalt der Lehre Jesu tritt uns an erster Stelle die Lehre von Gott entgegen.

1) Das jüdische Volk hielt nach der Lehre des Alten Testaments strenge den Glauben an *einen* Gott fest.

Nach dem Plane der Vorsehung war es ja die besondere Aufgabe des auserwählten Volkes, inmitten der Abgötterei und des Unglaubens der Heidenwelt den wahren Gottesglauben rein und unvermischt von Geschlecht zu Geschlecht zu bewahren. Die schweren Strafgerichte, mit denen der Herr sein Volk bei jedem Versuche des Abfalles zum Götzendienste heimsuchte, hatten schliesslich den Erfolg, dass wenigstens seit dem babylonischen Exil keine Gefahr für einen solchen Abfall mehr bestand.

Schon in den Tagen Christi, und vielleicht auch bereits vorher, fand dieser Glaube an den einen Gott seinen täglichen Ausdruck in dem sogenannten *Schema'*, d. h. dem Bekenntnisgebet, das jeder erwachsene männliche Israelit am Morgen und am Abend verrichten musste. Es begann mit dem Satze des Deuteronomiums: „*Höre, Israel, der Herr dein Gott ist ein Gott*“ (Deut 6, 4). Nach dem hebräischen Anfangswort „*schema*“ „*höre!*“ hat es auch seinen Namen. Gerade dieses tägliche Morgen- und Abendgebet musste viel dazu beitragen, das Glaubensbewusstsein bei allen Israeliten lebendig zu erhalten.

Von einer Mehrheit der Personen in diesem einen Gott lag in den Büchern des Alten Testaments keine klare Offenbarung vor. Die Andeutungen des Geheimnisses, die wir im Lichte der

christlichen Lehre in manchen Stellen finden, wurden von den jüdischen Lehrern nicht verstanden. Diese traten vielmehr einer solchen Auffassung ablehnend und feindlich gegenüber.

Dazu hatten die Rabbiner in ihrer Gotteslehre den Allerböcsten vollkommen vermenschlicht. Wenn wir auch die abgeschmackten talmudischen Fabeln über das Studium Gottes in der Thora bei Tage und in der Mischna bei der Nacht, über sein Spielen mit dem Leviathan in den drei letzten Stunden eines jeden Tages, über sein Tragen der Gebetsriemen u. dgl. nicht ohne weiteres in die Zeit Christi zurückversetzen dürfen, so werden doch die Ansätze zu einer so unwürdigen Lehre vom Wesen Gottes schon damals nicht gefehlt haben.

Jedenfalls sehen wir schon aus den Evangelien, dass die jüdischen Lehrer bereits in den Tagen Christi Gott als den barmherzigen Vater und Belohner nur für Israel und die Nachkommen Abrahams dem Fleische nach in Anspruch nahmen. Für die Heidenwelt galt ihnen der Herr nur als der strenge und furchtbare Richter, von dem sie keine Gnade und Barmherzigkeit zu erwarten hatten. Und ebensowenig können die Zöllner und öffentlichen Sünder nach der Lehre der Pharisäer Gnade und Verzeihung von Gott hoffen.

2) Wenn wir diesen zeitgeschichtlichen Hintergrund vor Augen halten, so begreifen wir, wie vorsichtig der Heiland in der Offenbarung der wahren Gotteslehre vorangehen musste.

Er suchte daher seine Zuhörer und auch seine Jünger zuerst auf das Verständnis der erhabenen Geheimnisse seines neuen Evangeliums vorzubereiten. Vor allem betont er die rein geistige Natur Gottes: „*Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten*“ (Joh 4, 24). Überall ist diese geistige Natur Gottes und seine Verehrung im Geiste und in der Wahrheit die Voraussetzung der Lehre Christi auch in den drei ersten Evangelien. In geistiger Vollkommenheit sollen alle dem himmlischen Vater ähnlich zu werden suchen (Mt 5, 48).

Diesen himmlischen Vater zeigt er dem Volke sodann als den Allbarmherzigen, der alle Menschen mit seiner Vaterliebe umfasst, der „*seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und Regen sendet für Gerechte und Sünder*“ (Mt 5, 45). Auch die verhassten Zöllner und die verachteten öffentlichen Sünder

können bei ihm Barmherzigkeit und Verzeihung finden, wenn sie nur in wahrer Bussgesinnung sich zu ihm bekehren. Ja, diese barmherzige Liebe gegen die Sünder gehört so sehr zum Wesen Gottes, dass *„über einen Sünder, der Busse tut, im Himmel grössere Freude sein wird als über neunundneunzig Gerechte, die der Busse nicht bedürfen“* (Lk 15, 7).

3) Hingegen sehen wir überall, wie der Heiland hinsichtlich seiner eigenen göttlichen Würde und seines Verhältnisses zum Vater sowie in der Offenbarung des Geheimnisses der heiligsten Dreifaltigkeit die grösste Zurückhaltung beobachtet.

Bei dem starren jüdischen Monotheismus hätte er für solche Lehren im Anfang nicht nur kein Verständniss bei seinen Zuhörern gefunden, sondern sie damit nur von sich gestossen. Wo er in seinen Reden in Jerusalem den Lehrern des Volkes gegenüber auf seine Gottessohnschaft zu sprechen kommt, tut er es daher mit der grössten Vorsicht und nachdem er durch zahlreiche und unleugbare Wunderzeichen den Beweis für die Rechtmässigkeit seines Anspruches erbracht hatte.

Ebenso bereitete er seine Apostel zuerst durch seine Wunder auf die Erkenntnis seiner Allmacht und Gottheit vor und fordert dann erst von ihnen beim Abschluss seiner galiläischen Wirksamkeit vor der Verkündigung der neuen hierarchischen Ordnung seiner Kirche am Tage von Cäsarea Philippi das öffentliche Bekenntnis seiner göttlichen Würde (Mt 16, 13—19).

Auch für die allmähliche Offenbarung der heiligsten Dreifaltigkeit benutzt er die sich bietenden Gelegenheiten zum Hinweis auf die einzelnen göttlichen Personen. Aus dem feierlichen Taufbefehl, den er seinen Aposteln vor der Himmelfahrt erteilt, sehen wir, dass er diese Offenbarung für sie auch zum Abschluss gebracht hatte und daher die Wahrheit von dem einen Namen und Wesen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes als ihnen bekannt voraussetzen konnte (Mt 28, 19).

16. Die Lehre vom Messias und seinem Reiche. Die Erwartung des Messias und seines Reiches war in den Tagen Christi besonders im jüdischen Volke in aller Herzen lebendig. Um aber die Lehre des Herrn über seine messianische Würde und sein messianisches Reich recht zu verstehen, müssen wir auch hier die jüdischen Lehren darüber vor Augen haben.

1) Das Alte Testament hatte an vielen Stellen ein Bild des

kommenden Messias entworfen. Teils in direkten Verheissungen, teils in typischen Vorbildern war der Erlöser dem Volke Israel vorherverkündet worden.

Auch die jüdische Überlieferung hielt an der messianischen Bedeutung einer sehr grossen Zahl von alttestamentlichen Stellen fest. Man führt sogar 456 solcher Texte an, die in den rabbinischen Schriften vom Messias verstanden werden. Aber das Bild, das die jüdischen Ausleger aus diesen Stellen vom Messias und seinem Reiche entwerfen, war in vielen Beziehungen zu einem Zerrbild geworden.

Der Hauptgrund der falschen Auslegung ist wohl darin zu suchen, dass die Erbschuld, die infolge der Sünde Adams auf dem Menschengeschlecht lastet, von den Lehrern in Israel nicht mehr als Sündenschuld im eigentlichen Sinne aufgefasst wurde. Sie leugnen zwar nicht die Folgen der Sünde des ersten Stammvaters für alle seine Nachkommen, aber sie beschränken dieselben fast ganz auf die äusseren, natürlichen Übel, die zudem noch grösstenteils den späteren Sünden des Volkes zugeschrieben werden. Ausser dem Tode gehört dazu vor allem der Verlust der Freiheit und Selbständigkeit des Volkes und ihre Knechtschaft unter dem Joche der Römer.

2) Deshalb gilt ihnen der verheissene Messias nicht mehr als geistiger Erlöser der Menschen von der Schuld der Sünde. Denn für das Bedürfnis einer solchen Erlösung von innerer Schuld fehlte ihnen das Verständnis. Daher trat auch das von den Propheten so oft angekündigte Leiden des Messias und sein Charakter als Priester und Lehrer für sie ganz in den Hintergrund.

Nach ihren Anschauungen sollte der kommende Retter vor allem ein König sein, der mit starker Hand sein Volk von der Herrschaft der verhassten Römer befreien würde. Rache an den Feinden und Unterdrückern und politische Befreiung seines Volkes wird der Anfang seiner Herrschaft sein.

3) Daher wird auch das Reich, das er aufrichten soll, als ein grosses weltliches Königtum betrachtet, in dem Israel über alle Völker herrschen wird. Denn die Heiden können nur dann an diesem Reiche Anteil haben, wenn sie in allem Israeliten werden und das ganze Gesetz auf sich nehmen.

Die geistige Natur dieses Reiches wurde immer mehr nach

den ganz ins Irdische versunkenen Anschauungen und Wünschen umgeformt. Die ältesten jüdischen Schriften aus dem letzten vorchristlichen und dem ersten nachchristlichen Jahrhundert zeigen uns in ihren Beschreibungen der Messias Herrschaft, wie sehr sich die Hoffnungen und Erwartungen des Volkes auf Irdisches und Sinnliches richten. In der syrischen Baruch-Apokalypse, die aus jüdischen Kreisen stammt und dem letzten Viertel des ersten Jahrhunderts n. Chr. angehört, wird diese Hoffnung auf irdische Freuden im Reiche des Messias also beschrieben: „Und nachdem er alles, was in der Welt ist, überwunden und sich für immer in Frieden auf den Thron seines Königreiches gesetzt hat, wird er sich in Wonne offenbaren und Ruhe wird erscheinen. Dann wird Gesundheit im Tau herabsteigen und Krankheit sich entfernen. Sorge und Trübsal und Seufzer werden unter den Menschen verschwinden und Freude wird auf der ganzen Erde einziehen. . . Die Weiber werden ohne Schmerzen gebären“ usw. (Kap. 73).

4) Wo solche irdische Anschauungen im Volke herrschten, musste der Heiland auch in der Offenbarung seiner messianischen Würde mit der grössten Vorsicht und Zurückhaltung vorgehen. Wir sehen dies überall in seinem Auftreten vor den Jüngern, dem Volke und den Gegnern.

Schon die bescheidene Selbstbezeichnung „*der Menschensohn*“ lässt uns diese Zurückhaltung erkennen. Sie lenkte zwar die Aufmerksamkeit aller auf die Erfüllung der Weissagung Daniels hin (Dan 7, 13), vermied aber alles, was die irdischen Messiaserwartungen erregen konnte.

Aus derselben Rücksicht auf diese weltlichen Hoffnungen ist in manchen Fällen auch das Verbot zu erklären, von seiner messianischen Würde oder von seinen Wundern zu reden. Er wollte jeden Anlass einer Erregung im Volke vermeiden und seinen Gegnern keine Gelegenheit bieten, vor der Zeit mit Gewalt gegen ihn einzuschreiten. Aus dem gleichen Grunde antwortete er auf die feierliche Frage der Johannesjünger: „*Bist du es, der da kommen soll?*“, d. h. Bist du der Messias?, nur mit dem Hinweis auf die Erfüllung der Weissagung des Isaias über seine Wunder (Mt 11, 2–6; Lk 7, 18–23).

Eine ähnliche Zurückhaltung beobachtete er in der Ankündigung seines Leidens, für das er bei den herrschenden Anschau-

ungen keinerlei Verständnis weder bei dem Volke noch auch im Kreise seiner Jünger erwarten konnte. Erst nachdem er die Apostel durch seine Lehre und seine Wunder in der Erkenntnis seiner Gottheit befestigt und das feierliche Bekenntnis ihres Glaubens bei Cäsarea Philippi entgegengenommen hatte, „*begann er ihnen zu zeigen, er müsse nach Jerusalem gehen und von den Ältesten, den Schriftgelehrten und den Hohenpriestern vieles leiden, getötet werden und am dritten Tage wieder auferstehen*“ (Mt 16, 21).

5) Auch die Lehre Christi von seinem messianischen Reiche steht überall in direktem Gegensatz zu den irdischen Vorstellungen der Juden und erhält erst durch diesen Gegensatz ihre rechte Beleuchtung.

Der Name, mit dem Christus dieses Reich bezeichnete, ist „*Gottesreich*“ oder „*Himmelreich*“. Der letztere Ausdruck, der sich fast ausschliesslich beim heiligen Matthäus findet, ist aus der volkstümlichen jüdischen Redeweise zu erklären. Denn die Ehrfurcht vor dem heiligen Gottesnamen gab den Juden Anlass, statt „Gott“ in manchen Fällen „Himmel“ oder „Herrlichkeit“ oder „Majestät“ zu setzen. So war „Himmelreich“ der volkstümliche Ausdruck für „Gottesreich“. Es kann nicht auffallen, dass Christus sich dieses dem Volke bekannten Namens bediente, noch auch, dass der erste Evangelist allein, der für die Judenchristen in Palästina sein Evangelium in aramäischer Sprache schrieb, gerade diese Bezeichnung beibehalten hat, während die übrigen das den Heidenchristen verständlichere „Reich Gottes“ dafür gebrauchten.

Christus verkündet dieses Himmelreich in der den Israeliten geläufigen Bedeutung, aber ohne die falschen Beimischungen, die der irdische Sinn der Juden hinzugefügt hatte. Er tritt als der von den Propheten verheissene Messias vor sein Volk hin und kündigt ganz im Sinne der Propheten das Nahen des messianischen Gottesreiches an. Dieses Reich ist daher nach seiner Lehre vor allem ein geistiges Reich in der Verwirklichung der Herrschaft Gottes unter den Menschen und in den einzelnen Menschen. Zur Teilnahme an ihm ist nicht die äussere Abstammung von Abraham, sondern die Erfüllung des Willens Gottes erforderlich: „*Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines himmlischen Vaters erfüllt*“ (Mt 7, 21).

Die Herrschaft Gottes soll aber nicht bloss in den einzelnen Menschen gesondert und für sich betrachtet verwirklicht werden, sondern auch in einem wahren und eigentlichen Reiche, in einer geistigen, religiösen Gemeinschaft, die den eingeborenen Sohn Gottes selbst zum Haupte hat und nach der von ihm gegebenen Verfassung und nach seinen Gesetzen regiert wird. Denn so hatten die Propheten das Reich des Messias vorhergesagt. Nach dem Vorbilde des Gottesstaates im Alten Testamente soll die Leitung dieses messianischen Reiches des neuen Bundes nach der Himmelfahrt des Herrn durch seine sichtbaren, menschlichen Stellvertreter ausgeübt werden. Deshalb erwählt Christus den heiligen Petrus zum Oberhaupte seines Reiches und bestimmt die Apostel zu seinen Gehilfen in der Leitung desselben.

Das neue Gottesreich soll nicht auf das jüdische Volk beschränkt sein, sondern alle Völker umfassen und es wird bis an das Ende der Zeiten bestehen. Alle Menschen sollen durch dasselbe zur wahren inneren Heiligung geführt werden, wenn sie den wahren Glauben festhalten, die Gebote erfüllen und die Gnadenmittel benutzen wollen, mit denen Christus seine Stiftung ausgestattet hat.

Daher ist auch die Herrlichkeit des neuen Reiches zunächst eine geistige. Sie wird zwar auch in seliger Freude offenbar werden, aber erst am Ende der Zeiten in der Glorie des Himmels. Dieser glorreichen Zeit des triumphierenden Reiches geht aber als vorbereitende Stufe die Zeit des Kampfes im Gottesreich auf Erden voraus. Sie ist für jeden einzelnen der Arbeitstag, an dem er sich in treuer Erfüllung des göttlichen Willens den Denar der himmlischen Seligkeit verdienen soll. Er wird ihm am Ende seines Lebens ausgezahlt werden und dann beginnt für jeden im Reiche der Glorie der ewige Genuss seines Lohnes.

So treten die einzelnen Züge des Bildes, das uns Christus von seinem messianischen Reiche entwirft, sozusagen in jeder Linie dem Zerrbilde der irdischen Messiaserwartungen des jüdischen Volkes entgegen.

§ 2. Die Form der Lehre Jesu

17. Anklänge an die jüdische Lehrweise. Wie für den Inhalt, so wird uns auch bei der Form der Lehre Jesu das

Verständnis durch die Berücksichtigung der Zeitverhältnisse und der jüdischen Lehrweise in manchen Stücken erleichtert.

1) Schon das Auftreten Jesu als Lehrer im allgemeinen hielt sich in vieler Hinsicht an die herkömmlichen Formen der jüdischen Lehrer.

Als Nikodemus, einer der angesehensten Lehrer in Israel, am ersten Osterfeste bei der Nacht zu Jesus kam, eröffnete er die Unterredung mit den Worten: „*Rabbi, wir wissen, dass du ein gottgesandter Lehrer bist*“ (Joh 3, 2). Er gibt ihm den Titel „Rabbi“, den die jüdischen Lehrer führten, und anerkennt, dass er durch seine Wunderzeichen sich als einen von Gott gesandten Lehrer ausweise. Der Heiland war eben gleich vom Beginne seiner öffentlichen Wirksamkeit an als Lehrer aufgetreten, der nach Art der jüdischen Rabbis Schüler um sich sammelte. Von diesen begleitet, war er als Wanderlehrer von Ort zu Ort gezogen, um seine Lehrtätigkeit auszuüben.

Die gewöhnlichste Art dieser Tätigkeit war nach jüdischem Brauche der Lehrvortrag in der Synagoge der einzelnen Ortschaften. Hier versammelte sich die Gemeinde allwöchentlich zur Feier des Sabbat. Nach den liturgischen Gebeten wurde ein Abschnitt aus dem Gesetze oder den Propheten nach der schon damals feststehenden Ordnung vorgelesen. An diese Lesung schloss sich die Erklärung und praktische Anwendung nach Art einer Homilie, die in der Regel von einem einheimischen oder einem zugewanderten fremden Lehrer gehalten wurde.

Der Heiland folgte diesem Brauche, und so sehen wir ihn gleich vom Beginne seiner öffentlichen Wirksamkeit an in den Synagogen von Kapharnaum, von Nazareth und der anderen Orte Galiläas an den Sabbaten seine Lehrvorträge an die versammelte Gemeinde richten.

Es entsprach ebenfalls den Gewohnheiten der jüdischen Lehrer, wenn er bei den feierlichen Mahlzeiten am Sabbat in Tischgesprächen seine Lehre vorlegte, oder in privaten Unterredungen seine Jünger unterrichtete, oder auch an einzelne Personen sich wendete, die ihm dazu Gelegenheit boten. Freilich zeigt er sich dabei erhaben über die jüdischen Vorurteile, wenn er auch die arme Samariterin am Brunnen von Sichem unterweist und für sein Evangelium gewinnt (Joh 4, 4–29).

Wo sich dann eine grössere Volksmenge um ihn geschart

hatte, ergab es sich von selbst aus den Umständen, dass er auch längere Lehreden im Freien von einem Hügel oder von einem Schifflein aus halten musste. Ebenso war er seinen Gegnern in Jerusalem gegenüber genötigt, sich in theologische Disputationen einzulassen und in Streitreden seine Lehre zu verteidigen.

2) Gemeinsam mit diesen Gegnern hielt Christus in seiner ganzen Lehrtätigkeit den Anschluss an das Alte Testament fest.

Wir sahen aber schon im ersten Vortrag (S. 24—26), dass dabei von einer einfachen Anpassung an den jüdischen Standpunkt gar keine Rede sein kann. Er spricht vielmehr seine eigene Überzeugung aus, wenn er immer und überall die Autorität der Heiligen Schrift als letzte Instanz anruft, die jede Frage und allen Streit entscheidet, und aus der er den Inhalt seiner Lehre und die Beweise für seine Predigt entnimmt.

3) Auch in dem äusseren Aufbau der Lehre und in der rednerischen Gestaltung des Vortrages kann man einzelne Anklänge an die jüdische Lehrweise finden.

Dazu gehört z. B. der Brauch, zuerst den Lehrsatz hervorzuheben, dann den Beweis und die Erläuterung dafür zu geben, endlich den Lehrsatz am Schluss in gleicher oder wenig veränderter Form zu wiederholen. So lesen wir in der Bergpredigt das Gleichnis vom guten und schlechten Baum in der folgenden Form: Zuerst schickt Christus den Hauptsatz voraus, der durch das Gleichnis veranschaulicht werden soll: „*An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen*“. Er erläutert diesen Satz in den folgenden Versen: „*Erntet man denn von Dornen Trauben oder von Disteln Feigen?*“ usw. Dann wiederholt er am Schlusse: „*Also werdet ihr sie an ihren Früchten erkennen*“ (Mt 7, 16—20).

4) Noch näher berührt sich die Form der Lehre Jesu mit der rabbinischen Lehrweise in dem mannigfachen rednerischen Schmuck, mit dem er die Wahrheiten veranschaulicht und seinen Worten Anmut und Schönheit verleiht.

Der heilige Hieronymus sieht schon in der häufigen Verwendung von Bildern und Gleichnissen eine Gewohnheit der orientalischen und namentlich der syrischen Lehrer und Redner. Es kann nicht auffallen, dass uns manche dieser Bilder und Vergleiche in ähnlicher Form auch in den rabbinischen Schriften

begegnen. Aber selbst wenn Christus dabei zuweilen schon Bekanntes und den jüdischen Lehrern Geläufiges verwendete, gab er doch dem alten Bilde stets einen neuen Inhalt und eine neue Bedeutung. Auch die einfachste Parabel aus seinem Munde erhebt sich in ihrer schlichten Schönheit und in ihrem tiefen inneren Gehalte weit über die Proben rabbinischer Weisheit, in denen man ein ähnliches Gleichnis findet.

Ebenso wie solche den Zuhörern geläufige Bilder benutzte der Heiland hie und da auch landesübliche Sprichwörter und volkstümliche Redeweisen, in denen die „Weisheit auf der Gasse“ irgendeine praktische Wahrheit kurz und treffend zum Ausdruck brachte.

In all diesen Fällen wird uns die Lehre Jesu auch hinsichtlich ihrer Form aus den Gebräuchen des Volkes und den Verhältnissen des Landes verständlicher.

§ 3. Einzelne Beispiele

18. Das Gleichnis vom Säemann. Aus der reichen Fülle des Stoffes mögen noch einzelne Beispiele das Gesagte erläutern. Nehmen wir zuerst das Gleichnis vom Säemann.

1) Wir kennen alle die schöne Parabel, die der Heiland als erste in seinem längeren Lehrvortrage über das Himmelreich von einem Schifflein aus am Westufer des Sees Genesareth vorlegte.

Der Säemann streut seinen Samen auf den Acker. Dabei fällt einiges an den Weg hin und wird von den Vorübergehenden zertreten und von den Vögeln gefressen. Anderes fällt auf steinigem Grund, wo es zwar schnell aufspriest, aber dann gar bald von der Sonne versengt wird und verdorrt. Ein dritter Teil fällt unter die Dornen und wird von diesen erstickt. Anderes fällt endlich auf gutes Erdreich und bringt dreissig- und sechzig- und hundertfältige Frucht.

2) Zum rechten Verständnis dieser Worte müssen wir uns vor allem eine richtige Vorstellung von dem Acker machen, wie ihn der Heiland vor Augen hat. Denn wenn wir dabei an unsere gut gepflegten und sorgfältig bebauten Felder denken, so lässt sich das Gleichnis einfach nicht begreifen.

Zwar mochte es auch am See Genesareth und anderswo hie

und da ähnliche Ackerfelder geben, die zum grossen Teile aus gutem und fruchtbarem Erdreiche bestehen. Daneben wurden aber auch die schmalen Rücken und Abhänge der Hügel und die Talsohlen als Ackerland benutzt. Bei der gebirgigen Natur des ganzen Landes war und ist dies weitaus das gewöhnlichste. Bei einem solchen Acker begnügt sich der palästinische Bauer in der Regel damit, den harten Boden mit der Hacke oder mit dem recht einfachen Pfluge etwas zu lockern, um dann gleich seinen Samen auszustreuen. Zuweilen verfährt er auch in umgekehrter Reihenfolge. er streut zuerst den Samen aus und kratzt dann den Acker mit seinem Pfluge auf, um so den Samen unter die Erde zu bringen.

3) Ein solches Feld weist für gewöhnlich zunächst den einen oder anderen kleinen Fusspfad auf, der quer hindurch läuft. Wenn auch in den Tagen Christi die Beduinen das Land noch nicht durchstreiften, so werden es doch wohl die Bewohner und die durchziehenden Wanderer hinsichtlich der Wege durch diese Felder kaum anders gehalten haben. Wir sehen auch im Evangelium Christus den Herrn mit seinen Jüngern „*durch die Saaten*“ gehen und zwar so nahe der Saat, dass die Jünger anfangen, Ähren auszurupfen (Mt 12, 1; Mk 2, 23; Lk 6, 1). Ebenso ist im Talmud von öffentlichen und privaten Wegen durch den Acker die Rede und von solchen, die im Sommer und Winter begangen werden.

Andere Teile eines derartigen Feldes sind steiniger Boden, wie wir es aus der felsigen Beschaffenheit des ganzen Landes leicht begreifen. Stellenweise tritt der harte Fels ganz zu Tage, während anderswo eine dünne Erdschichte den Felsboden bedeckt. Vielfach ist auch die Oberfläche mit grossen und kleinen Steinen und Felsstücken übersät, und der Eigentümer lässt sie meist ruhig liegen, zumal sie auch die Feuchtigkeit des Bodens etwas gegen die Sonnenglut schützen können.

Auch an Dornen und Disteln fehlt es nirgends, und würde es selbst dann nicht fehlen, wenn der palästinische Fellach mehr Sorgfalt und Mühe auf die Reinhaltung seines Ackers verwendete, als er es nach seiner Gewohnheit zu tun pflegt. Denn all die spitzigen und stacheligen Kräutlein und Sträuchlein wissen sich und ihre fliegenden Samenkörnchen in den Löchern und Ritzen des Gesteins, wo sie etwas Erde zum Wachsen finden,

gar leicht dem Auge und der Hand des Ackerers zu entziehen. Dabei müssen wir beachten, dass in den Worten des Gleichnisses von einem Aufwachsen der Dornen zugleich mit dem Getreide die Rede ist. Daher werden wir unter diesen Dornen nicht alte Sträucher und Dornbüsche auf dem Felde und noch weniger Hecken oder Zäune längs des Ackers zu verstehen haben, sondern am besten die verschiedenen auf den Feldern Palästinas alljährlich aufwuchernden Distelarten und vielleicht auch kleinere, frisch aufwachsende Dornsträucher. Denn der griechische Ausdruck für „Dornen“, der in der alexandrinischen Übersetzung des Alten Testaments für sechs verschiedene hebräische Worte gebraucht wird, steht als allgemeine Bezeichnung für dorniges Unkraut. Darunter sind aber vor allem die mächtigen, schnell wachsenden Disteln, die sich mit ihren gefiederten Samen schnell verbreiten und überall einnisten, der Entwicklung des Getreides gefährlich. Am Westufer des Sees Genesareth, wo der Heiland diese Parabel vorlegte, kann man sich noch heute leicht von der Üppigkeit dieser Distelgewächse überzeugen. Zu beiden Seiten des Pfades dringen sie selbst dem Reiter noch durch die Kleider oder gehen ihm gar über den Kopf. Kein Wunder, dass sie bald allen guten Samen in ihrer Nähe ersticken.

Neben den Pfaden und Steinen und dornigen Disteln bietet das Feld aber auch je nach seiner Lage mehr oder weniger gutes Erdreich. Wir sahen schon im dritten Vortrage (S. 187. 190), dass in Palästina der eigentliche Humusboden fast ganz fehlt. Er wird aberr besonders in vulkanischen Gegenden, wie es gerade an den Ufern des Sees Genesareth der Fall ist, durch eine braune Lehmerde ersetzt, die aus der Verwitterung der obersten Lavaschicht entstanden ist. Auch diese bietet fetten und fruchtbaren Boden, wo dem Samenkorn Erde und Feuchtigkeit und Wärme nicht fehlen.

4) Auf diesem guten Erdreich bringt der Same dreissig- und sechzig- und hundertfältige Frucht.

Die verschiedenen Grade der überaus grossen Fruchtbarkeit stimmen mit der Wirklichkeit vollkommen überein. Nur müssen wir beachten, dass Christus nicht von einem so reichen Ertrage der ganzen Aussaat redet, sondern nur desjenigen Theiles derselben, bei dem kein äusseres Hindernis sich der besten und günstigsten Entwicklung entgegenstellte.

Von Übertreibung kann dabei keine Rede sein. Auch von Isaak lesen wir, dass er zu Gerar in der Philisterebene in Süd-Palästina säte und hundertfach erntete (Gen 26, 12). Ähnliches berichten uns verschiedene Schriftsteller, auch aus dem ersten christlichen Jahrhundert, über Palästina, Nordafrika, Babylonien und andere Gegenden. Die heutigen Erfahrungen auf den Feldern von *'Ain et-Tâbihga* und in der Ebene Genesareth bestätigen diese alten Berichte von der grossen Fruchtbarkeit des Bodens.

So wird jeder Zug dieses Gleichnisses im Lichte der Verhältnisse des Heiligen Landes klar und verständlich.

19. Das Unkraut. Die Parabel vom Unkraut unter dem Weizen bietet uns ein schönes Beispiel dafür, wie die Kenntnis der einstigen und heutigen Verhältnisse Palästinas sogar die besten Beweise liefert, um die Echtheit des Gleichnisses gegen die Einwürfe der ungläubigen Kritik zu verteidigen.

Es genügt hier, kurz die einzelnen Punkte zu beleuchten, mit denen man gerade in unseren Tagen diese Echtheit aus den Angaben des heiligen Textes zu bestreiten versucht hat.

1) Den ersten Anstoss findet man in dem „höchst auffallenden Zug“, dass der Feind bei der Nacht komme und das Unkraut unter den Weizen säe. Man meint, das Unkraut „pflege zwischen dem Weizen von selber zu wachsen, und der Feind eines Landmannes werde bequemere Mittel kennen, dem Nachbar zu schaden“.

Es ist jedenfalls ein recht kühnes Vorgehen, sich so gegen den Evangelisten zu erheben und die Worte, die er als Ausspruch des Heilandes berichtet, als eine ungeschickte Erfindung hinzustellen.

Doch bei etwas mehr Bekanntschaft mit den orientalischen Verhältnissen würden die Kritiker diesen Anstoss vermieden haben. Man hat schon des öfteren darauf hingewiesen, dass derartige Streiche eines Feindes im Orient häufig waren und noch sind. Auch aus Indien und selbst von Irland werden ähnliche Beispiele berichtet.

Besonders bezeichnend für das häufige Vorkommen solcher Fälle im Altertum ist aber die Tatsache, dass sogar das römische *Corpus iuris* sich ausdrücklich damit befasst: „Celsus wirft die Frage auf, wenn einer Lolch oder Hafer in die Saat eines anderen

geworfen hat, um sie zu verunreinigen“ usw. Wenigstens diese Stelle hätte zu gösserer Vorsicht im Auftreten gegen das Evangelium mahnen sollen, zumal sie schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts häufig genug angeführt worden ist.

Dass übrigens bei gut gereinigtem Saatkorn und einem nicht allzu vernachlässigten Ackerfelde das Unkraut in solcher Menge, wie es das Gleichnis voraussetzt, „zwischen dem Weizen von selber zu wachsen pflege“, könnte man wohl auch mit Fug und Recht als eine „höchst auffallende“ Behauptung bezeichnen. Doch steht sie durchaus nicht allein da in den kritischen Ausführungen, wie wir bald sehen werden.

2) Es wird ferner im Text der Parabel beanstandet, dass nach den Worten des Evangeliums das Unkraut erst als solches erkannt und vom Weizen unterschieden wird, als die Ährenbildung begann und die Frucht ansetzte. Man findet darin eine mit der Wirklichkeit „unverträgliche Behauptung“, weil nach der Aussage des alten Theophrast das richtige Unkraut sich schon durch seine Blätter von dem Weizen bedeutend unterscheiden soll.

Alle Achtung vor der Autorität des Theophrast! Aber sie wird zu Unrecht hier gegen das Evangelium oder vielmehr gegen die Worte Christi angerufen. Denn er redet gar nicht von dem Unkraut, das in der Parabel gemeint ist.

Die Art dieses Unkrautes können wir nach den Andeutungen des heiligen Textes ziemlich sicher bestimmen. Es muss eine vom Weizen verschiedene Pflanze sein, die ihm aber doch so ähnlich ist, dass sie sich erst zur Zeit der Ährenentwicklung von ihm unterscheiden lässt. Denn dieses ist in der Tat, wie die Kritiker behaupten, der Sinn der Worte: „*Als die Saat sprossete und Frucht trieb, da wurde auch das Unkraut kenntlich*“ (Mt 13, 26). Die nachdrückliche Betonung des Zeitpunktes, in dem man das Unkraut vom Weizen unterscheiden kann, tritt in den griechischen Worten noch deutlicher hervor. Das Gewächs muss auch so mit dem Weizen vermischt aufspriessen, dass man es nicht ohne grossen Schaden des Getreides entfernen kann. Denn der Hausvater fürchtet, dass die Knechte beim Sammeln des Unkrautes zugleich mit ihm auch den Weizen ausreissen würden (Mt 13, 29). Im reifen Zustande muss man es aber vom Weizen sondern und in Bündeln dem Feuer übergeben können.

Diese Merkmale weisen deutlich auf ein Unkraut hin, das in Palästina wie auch im nördlichen und südlichen Europa ganz gewöhnlich auf den Weizenfeldern vorkommt. Es ist der sogenannte Taumellolch oder das Tollkorn (*Lolium temulentum* L.). Seine Blätter sind nur wenig verschieden von denen des Weizens. Bevor die Ähren sich in der Saat entwickeln, ist es daher selbst dem geübten Auge kaum möglich, das Unkraut vom Weizen zu unterscheiden. Aber sobald sich neben der einen vollen Ähre des Weizenhalmes beim Lolch die vielen kleinen Ährchen in den Ausschnitten der Spindel zu bilden beginnen, dann kann freilich jedes Kind das böse Gras erkennen.

Wollte man aber jetzt dieses Tollkorn ausjäten, so würde leicht auch ein guter Teil des Weizens mit verderben. Denn es wächst in Büscheln zusammen und vermengt seine Wurzeln mit denen des guten Kornes. Es bleibt in der Regel nichts anderes übrig, als bis zur Ernte zu warten und dann entweder beim Mähen die grossen Unkrautbüschel zu sammeln oder aber das Korn nachher einer gründlichen Reinigung zu unterwerfen. Das erste führt leichter und sicherer zum Ziele und der erfahrene Landmann wird mit dem Hausvater in der Parabel diesem Mittel den Vorzug geben. Dass dann die Bündel dem Feuer übergeben werden, kann uns namentlich im Orient nicht auffallen und wird das gefährliche Unkraut am sichersten unschädlich machen.

Zu der sachlichen Übereinstimmung mit den Worten Christi kommt beim Lolch noch die Ähnlichkeit des heutigen arabischen Namens *zuwan*, in dem manche dieselbe Wurzel wie in dem griechischen und lateinischen *sizania* erblicken. Ausserdem hatte gerade der Lolch im Altertum eine gewisse Berühmtheit als das Unkraut unter dem Weizen *par excellence*. Nicht nur wird gerade von diesem „unglückseligen“ Kraut oft hervorgehoben, dass es gerne die Weizenfelder heimsuche. Man fabelte auch schon zu Theophrasts Zeiten im vierten Jahrhundert v. Chr. von einer Verwandlung des Weizens in Lolch, wohl durch die Beobachtung irregeleitet, dass in nassen Jahren viele Weizenkörner nicht aufgehen, während der Lolch ganz gut gedeiht. Der Same dieses Unkrautes kann sogar mehrere Jahre in der Erde liegen, ohne seine Keimfähigkeit zu verlieren.

Die Meinung, dass Weizen sich in Tollkorn verwandle, finden wir auch bei den Talmudisten, während die Parabel im

Evangelium deutlich die aus verschiedenen Samen entstehenden Pflanzen unterscheidet. Eben diese Unterscheidung macht auch die Annahme völlig hinfällig, es sei unter dem Unkraut der Getreidebrand oder eine andere Pilzart zu verstehen. Wenn neuere Kritiker die „schwarzen Körner“ als einzigen Unterschied des Lolches vom Weizen hervorheben, so scheinen sie wohl an diesen Getreidebrand zu denken und den wirklichen Lolch gar nicht zu kennen, ebensowenig wie andere, die den Lolch „der Form seiner Frucht nach dem Weizen ähnlich“ finden.

3) Die angeführten Worte der Parabel, dass das Unkraut erst bei der Ährenbildung kenntlich wurde, bereiten den Kritikern noch einen weiteren Anstoss. Sie erklären es als „auf dem Acker unmöglich, dass die zizania erst erscheinen, wo der Weizen schon Frucht gebracht hat“, besonders weil „der Lolch sogar früher aufzugehen pflegt als der Weizen“.

Die Haltlosigkeit dieses Einwurfes dürfte aus dem Gesagten klar genug hervorgehen. Die Behauptung von dem früheren Aufgehen des Lolches ist wiederum „höchst auffallend“. Denn zu den Gepflogenheiten des Lolches gehört es gerade, wie schon bemerkt wurde, dass er mit dem Aufgehen auch wohl Jahre lang wartet. Ausserdem ist es in der Parabel gar nicht gesagt, dass das Unkraut gleich in einer der ersten Nächte nach dem Weizen gesät wurde.

Ebensowenig sind die Worte Christi vom ersten „Erscheinen“ des Unkrautes oder vom vollendeten „Fruchtbringen“ des Weizens zu verstehen. Sie bezeichnen, wie wir gesehen haben, gerade das für den Lolch so charakteristische Merkmal sehr zutreffend und in vollkommenster Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, dass erst bei der Ährenbildung sein Unterschied vom Weizen im Ackerfelde äusserlich kenntlich wird.

Nur wer die Wirklichkeit nicht kennt, kann an dieser höchst beachtenswerten und durchaus naturwahren Schilderung Anstoss nehmen und ihr ein allzu kühnes „Unmöglich“ entgegenhalten.

4) Im letzten Verse der Parabel findet man sogar vier grosse Schwierigkeiten auf einmal. Die betreffenden Worte lauten: *„Zur Zeit der Ernte will ich den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, um es zu verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer“* (Mt 13, 30).

Man stösst sich zunächst daran, dass hier die Schnitter von den gewöhnlichen Knechten unterschieden werden. Wir wissen aber schon aus dem letzten Vortrage (S. 223f), dass diese Unterscheidung den palästinischen Verhältnissen vollkommen entspricht. Für die regelmässigen Arbeiten während des Jahres reichen bei einem Landmann oder einem Weinbauer die Mitglieder der Familie und die gewöhnlichen Knechte aus. Aber zur Zeit der Ernte muss er fremde Kräfte in Anspruch nehmen, um die auf einen kurzen Zeitraum sich zusammen-drängenden Arbeiten bewältigen zu können. Diese Erntearbeiter, die sich alljährlich in grösseren Erntegebieten als Tagelöhner anwerben lassen, sind die „Schnitter“ in unserer Parabel.

Ferner soll das Sammeln der Lolchhalme vor dem Weizen eine ungebührliche „Zurückstellung des bei der Ernte Wichtigsten“ sein. Aber auch bei diesem Einwurf übersieht oder misskennt man die wirklichen Verhältnisse. Denn will der Landmann vermeiden, dass die reifen und ganz lose in den Ährchen sitzenden Samenkörner des Lolches über den ganzen Acker gestreut und mit den Weizenkörnern auf der Tenne vermischt werden, so wird er gerade so handeln, wie der Hausvater in der Parabel. Wie schon bemerkt, lässt er beim Mähen zuerst die grossen Unkrautbüschel sammeln und dann erst den Weizen in Garben binden.

Doch wozu lässt er auch das Unkraut in Bündel zusammenfassen? Man meint, das wäre eine überflüssige Arbeit. Aber auch dieses hat seinen guten Grund. Denn es geschieht, um das Ausfallen der Lolchkörner etwas zu verhindern, und sodann um diese Bündel leichter nach Hause bringen zu können, wo sie als gutes Brennmaterial sehr willkommen sind.

Gerade in diesem Verbrennen findet man aber die letzte Schwierigkeit und gibt damit zugleich den klarsten Beweis der vollkommenen Unkenntnis der in Betracht kommenden orientalischen Zustände. Denn freilich, im Orient, und dazu noch in der heissen Erntezeit mit ihren 30 bis 40° C., an eine „Ofenheizung“ zu einem „behaglichen Feuer“ „im Herd“ „in der Küche oder Wohnstube“ auch nur zu denken, kann doch keinem in den Sinn kommen, der auch nur etwas von den früher besprochenen palästinischen Zuständen kennt. Aber in der kleinen Backofenhütte, die bei keiner Wohnung fehlt, ist bei dem grossen

Mangel an Holz oder gar Kohlen auch das „*Gras des Feldes*“ zum Heizen sehr willkommen (vgl. Mt 6, 30; Lk 12, 28) und es genügt vollständig, um den Steinen auf dem Boden des Backofens oder auch den Seitenwänden der Hütte die zum Backen der Brotfladen nötige Hitze zu geben.

Derartige Schwierigkeiten, die hochgelehrten Werken der angesehensten Kritiker des zwanzigsten Jahrhunderts entnommen sind, zeigen aber deutlicher als lange Abhandlungen, wie notwendig die Kenntnis Palästinas für das Verständnis der Lehre Jesu ist, und wieviel Dunkel das Licht der Oriens noch zu verscheuchen hat.

20. Das Senfkörnlein. Ähnlich wie beim Unkraut sehen wir auch beim Senfkörnlein den grossen Nutzen der Kenntnis des Oriens in einer doppelten Beziehung: für die positive Erklärung der Worte des Heilandes und für die Abwehr der gegen den heiligen Text erhobenen Schwierigkeiten.

1) Wenn wir uns in der Flora des Heiligen Landes umschauen, so ermöglichen uns auch hier die Angaben des Textes der Parabel eine sichere Bestimmung der vom Heiland gemeinten Pflanze.

Im Text des Evangeliums werden folgende Punkte hervorgehoben, die uns diese Bestimmung ermöglichen: Zunächst der Name, der im Lateinischen ähnlich wie im Griechischen *sinâpis* lautet. Er bezeichnet ein ganz winziges Samenkorn, das kleiner ist als die übrigen Gartengewächse. Er wird auf dem Felde oder im Garten gesät. Die Pflanze gehört zu den krautartigen, jährlich sich erneuernden Gewächsen. Sie spriest schnell auf und wird im Vergleich mit den übrigen Gemüsepflanzen so gross wie ein Baum. Sie treibt grosse Zweige, auf die sich die Vögel des Himmels gerne setzen (Mt 13, 31f; Mk 4, 30—32; Lk 13, 18f).

2) Diesen Merkmalen entspricht vollkommen die gewöhnliche palästinische Senfpflanze.

Sie gehört zur Familie der Kreuzblütler (*Cruciferae*) und zur Gattung, die den alten Namen *Sinâpis* auch bei den Botanikern beibehält. Bei den Arabern führt sie den Namen *chardal*, der sich auch in der Mischna und in der syrischen Übersetzung des Neuen Testaments sowie bei syrischen Schriftstellern findet.

Von den verschiedenen Arten dieser Gattung, die in Palä-

stina ähnlich wie in unseren Gegenden wild und mancherorts auch kultiviert wachsen, hat der schwarze Senf den meisten Anspruch auf die Ehre, die vom Heiland gemeinte Pflanze zu sein. Auch diese Art wurde von *Linné* noch als *Sinâpis* bezeichnet. Sie wird aber jetzt richtiger zu der nahe verwandten und dem Aussehen nach täuschend ähnlichen Gattung *Brassica* gerechnet und *Brassica nigra* genannt. Beim Volke behält sie aber in Palästina wie anderswo den Namen „Senf“ bei. Sie wächst in Palästina wie bei uns überall wild und wurde schon in alter Zeit wie noch jetzt vielfach im Garten oder auf dem Felde gesät, um ein beliebtes Speiseöl und das bekannte Küchengewürz aus dem Samen zu gewinnen, der auch als Senfpflaster medizinische Verwendung findet. Zu denselben Zwecken wird anderswo auch der weisse Senf (*Sinapis alba*) und hie und da auch eine bei Jericho vorkommende dritte Art (*Sinapis inunca*) angebaut. Falls in den Tagen Christi auch die beiden letzteren Arten im palästinischen Garten gepflanzt wurden, müsste der schwarze Senf sich mit diesen seinen Halbschwestern in die Ehre der biblischen Pflanze teilen.

3) Das Samenkorn dieser Senfpflanze ist recht klein und winzig und war den Juden als solches bekannt. Es wurde deshalb in sprichwörtlichen Redensarten gerne verwendet und kommt namentlich bei jüdischen Schriftstellern häufig vor, um etwas ganz Kleines zu bezeichnen. Auch im Koran findet sich diese Redensart. Dass andere Sämereien, wie z. B. der Mohnsame, noch kleiner sind, tut der Wahrheit der Worte Christi keinen Eintrag, wie wir schon im ersten Vorgange sahen (S. 54 f) und wie seit den Tagen des seligen Albert d. Gr. schon oft hervorgehoben wurde.

Die angeführten Arten der Senfpflanze gehören zu den krautartigen, einjährigen Gewächsen. Sie sprossen in kurzer Zeit hoch über die anderen Kräuter hinaus. Namentlich in wärmeren Gegenden und an fruchtbaren Standorten werden sie sehr gross und im unteren Teile des Stengels holzartig. Besonders am feuchten und fetten Ufer des Jordan, z. B. nicht weit von Jericho, nördlich von der Mündung des *Wâdî-el-Qelt*, kann man sich von dem üppigen Wachstum und der Grösse dieser Senfstauden leicht überzeugen. Sie erreichen dort eine Höhe von 3 bis 4 Metern. Der beste Kenner der palästinischen Flora, *G. E. Post*,

bemerkt mit Recht, man könnte sich nicht wundern, wenn ein Araber von einem Senfbaume redete, da er sogar viel kleinere Sträucher als Baum bezeichnet. So sind die Worte: „*Es wird zu einem Baume*“ gerade bei dieser Senfstaude im Vergleich mit den übrigen Gartengewächsen ganz gerechtfertigt und wohlbe-gründet.

4) Dass die Vögel sich in solchen Sträuchern gerne nieder-lassen, versteht sich namentlich in Palästina eigentlich schon von selbst. Denn es gibt zwar mancherlei Vögel, aber wenigstens in vielen Gegenden nicht so gar viele Bäume und Sträucher.

Der Senfstrauch hat aber für diese beschwingten Gäste auch noch eine ganz besondere Anziehungskraft. Denn besonders die Goldfinken und Stieglitze lieben den Senfsamen ausseror-dentlich und fliegen in Scharen herbei, um auf den Zweigen aus-zuruhen und die schwarzen Körnchen aus den reifen Schoten herauszupicken.

So entspricht die gewöhnliche Senfpflanze, und insbesondere der schwarze Senf, allen Merkmalen, die uns in der Parabel an-gegeben werden.

5) Nach einigen neueren Erklärern sollte aber doch nicht die Senfpflanze, sondern die exotische *Salvadora persica* der wahre Senfbaum der Parabel sein. Man behauptete, derselbe wachse überall den Jordan entlang, am See Genesareth und selbst bei Damaskus, und werde von den Arabern allgemein als Senfbaum (*chardal*) bezeichnet. Er sei ein grosser Baum mit vielen Zweigen und entspreche deshalb am besten den Worten des Herrn.

In einem der verbreitetsten neueren Kommentare zum Neuen Testament wurde diese Meinung von der *Salvadora* zur Grundlage einer hochkritischen Quellenscheidung bei unserer Parabel gemacht. In der ursprünglichen Quelle habe der Senf-baum *Salvadora* gestanden, und dieser folge Lukas. Markus habe daraus die Senfstaude gemacht, und Matthäus schreibe bald etwas von Lukas ab über den Senfbaum, bald von Markus über den Senfstrauch.

Doch das ganze kritische Gebäude ist auf Sand gebaut. Für Kenner der Flora des Heiligen Landes ist die Frage längst und mit voller Sicherheit entschieden. Schon vor fünfzig Jahren hatte der Engländer *H. B. Tristram* darauf hingewiesen, dass das Vorkommen der *Salvadora* am Jordan und am See Tiberias

sehr zweifelhaft sei, und dass sie dort sicher nie blühen und Frucht tragen könne. Es ist eine Pflanze des tropischen Klimas, die in Palästina nur in der tiefen Senkung am Toten Meere sich findet. Dort ist eben eine ganz eigenartige, tropische Vegetation vorhanden, die sonst nirgendwo im Heiligen Lande gedeiht. Das eigentliche Verbreitungsgebiet der *Salvadora persica* ist das innere Algier, Abyssinien, Süd-Arabien und Indien, und *E. Boissier* nennt in seiner klassischen *Flora orientalis* als ihren einzigen Fundort im vorderen Orient das ägyptische Ufer des Roten Meeres.

Der schon genannte *G. E. Post* bestätigt zwar das Vorkommen dieser tropischen Pflanze am Toten Meere. Er stellt aber mit Nachdruck fest, dass sie nur dort und sonst nirgends in Palästina sich findet. Auch der Name *chardal* für diese Pflanze blieb ihm ganz unbekannt, obwohl er gerade den arabischen Pflanzennamen eine grosse Aufmerksamkeit zuwandte. Ganz besonders hebt er dann noch hervor, dass dieser sogenannte Senfbaum nie in den Gärten gepflanzt werde und gar kein Baum, sondern nur ein Strauch sei, der im Dickicht wachse und selten eine Höhe von über sechs bis acht englischen Fuss erreiche.

Damit fällt die ganze Annahme von dem persischen „Senfbaum“ und mit ihr das kritische Kartenhaus in sich selbst zusammen.

21. Der gute Hirt. Eines der schönsten und anmutigsten Bilder des Evangeliums wird uns vom heiligen Johannes im Gleichnis vom guten Hirten geboten (Joh 10, 1–16). Christus lässt uns hier die Sprache seines Herzens vernehmen, und es ist die Sprache der uneigennützigsten, freigebigsten und aufopferndsten Liebe.

Vonseiten der neueren Kritik hat man auch gegen die Echtheit dieses Gleichnisses Einspruch erhoben. Zur Begründung dieses Widerspruches wagt man es, den heiligen Johannes der Unkenntnis palästinischer Sitten und Gebräuche zu beschuldigen. Man meint, die einzelnen Behauptungen des Textes seien nicht einspruchsfrei, das Dasein eines Türhüters bei einer so kleinen Herde (denn der Hirte rufe ja jedes Schaf bei besonderem Namen!) sei „höchst auffallend“ usw.

Wir haben da wiederum ein ganz klassisches Beispiel eines kritischen Baues, der sich auf dem Sande der eigenen Unkennt-

nis der einschlägigen Verhältnisse erhebt. Denn wenn irgendwo, so wird gerade bei diesem Gleichnisse jeder einzelne Zug auch durch die heutigen Verhältnisse in Palästina auf das schönste bestätigt und erläutert.

1) Achten wir zunächst auf den Hirten und die Herde.

Der Hirt ist in der Regel auch Eigentümer der Herde, wo es sich um kleine ländliche Verhältnisse und nicht um Grossgrundbesitzer handelt. Wegen der vielen Beschwerden und Gefahren, die das Hirtenleben mit sich bringt, ist das Weiden der Herde eine für den gewöhnlichen Tagelöhner wenig verlockende Arbeit. Reiche Herdenbesitzer müssen aber die Sorge für ihr Gross- und Kleinvieh Fremden überlassen, die sie für Geld oder öfters für einen Teil des Ertrages der Herde in ihre Dienste nehmen.

Die Herde ist je nach den Gegenden und nach dem Reichtum des Besitzers verschieden, von den nach hunderten oder tausenden zählenden Kamelen, Pferden und Rindern eines reichen Scheich bis zu den kleinen Schaf- und Ziegenherden des kleinen Mannes. Für unser Gleichnis kommen nur die Herden von Kleinvieh in Betracht, die der Mehrzahl nach aus Schafen bestehen. Doch weiden in der Regel auch eine Schar Ziegen mit diesen zusammen.

Die Schafe sind von Natur furchtsam und scheu, und dem Feinde gegenüber ganz wehrlos. Sie zeigen aber grosse Anhänglichkeit an den Hirten und erkennen sofort den Laut seiner Stimme. Sie gewöhnen sich auch bald an die Namen, die ihnen von den Hirten noch jetzt oft gegeben werden und die in der Regel von der Farbe oder von besonderen Kennzeichen der Tiere hergenommen sind. Dem Rufe des eigenen Hirten folgen sie willig und gerne. Wenn dagegen ein Fremder sie lockt, horten sie zuerst auf und laufen dann scheu davon.

Besonders eigentümlich ist bei den Schafen der Mangel an Ortssinn, den man leicht an ihnen beobachten kann. Es geschieht daher nicht selten, dass sie sich verlaufen und allein den Weg zur Herde nicht mehr zurückfinden. Von Natur scheint dieses Tier eben für das Leben in der Herde und unter der Obhut des Menschen geschaffen zu sein.

2) Das Gleichnis setzt auch eine gemeinsame Hürde und einen Türhüter voraus, wiederum ganz den Verhältnissen im Heiligen Lande entsprechend.

Eben wegen ihrer Hilflosigkeit und der mancherlei Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, werden die Schafe in der Nacht an einem gemeinsamen Platze untergebracht, der ihnen einige Sicherheit gewährt. Wo in einer Gegend grosse, natürliche und künstlich erweiterte Höhlen oder Grotten sich finden, werden diese mit Vorliebe von den Hirten mit ihren Herden aufgesucht. So ist es z. B. an manchen Stellen der Wüste Juda, auch bei Jericho am Berge Quarantania und ähnlich in der Umgebung des Sees Genesareth der Fall.

In anderen Gegenden, wie sie der Heiland in unserem Gleichnis wohl eher vor Augen hat, werden freie Plätze mit einer Mauer von losen Steinen und Dornestrüpp darauf, oder auch bloss mit einer Dornhecke eingefriedigt. Eine Öffnung, die mit Pfählen oder Dornbüschen verschlossen wird, dient als Ein- und Ausgang.

Wo mehrere kleine Herden in einer Gegend zusammenweiden, wird auch wohl eine gemeinsame Hürde als Unterkunft für die Nacht benutzt, und eine solche wird in unserem Gleichnis vorausgesetzt. Wegen der mancherlei nächtlichen Feinde muss aber ein Hirte beim Eingang Wacht halten, während die übrigen in der Nähe unter freiem Himmel oder in einer Grotte von den Mühen des Tages ausruhen. Dieser Wächter ist zugleich der Türhüter, den der Heiland in der Parabel erwähnt und der durchaus nichts Auffallendes hat. „Höchst auffallend“ müsste man vielmehr die kritische Voraussetzung nennen, dass entweder der Hirte nach des Tages Arbeit auch noch die Mühe der Nachtwache übernehmen sollte, oder dass er seine Herde ohne Wächter in der Nacht schutzlos den Feinden preisgeben wollte.

3) Was endlich die Herde auf der Weide und ihre Feinde betrifft, so bleiben die Hirten mit ihren Herden während des grösseren Theiles des Jahres vom Frühling bis zum Anfang der winterlichen Regenzeit im Oktober oder November, und in manchen Gegenden auch noch länger, unter freiem Himmel auf den öffentlichen Weideplätzen. In der Regel sind es hügelige Orte, wo am Abhange und in den Tälern besonders das niedrige Gestrüpp und die kleinen Pflänzlein am Boden den Schafen und Ziegen auch den Sommer hindurch etwas Nahrung bieten. In anderen Teilen des Landes werden die Herden in die Steppe ge-

trieben, wo sie an den spärlichen Kräutern sich gütlich tun können.

Am frühen Morgen kommen deshalb die einzelnen Schäfer wieder zur Hürde und werden vom Torwächter eingelassen. Jeder kennt seine Schafe und lockt sie mit ihren Namen herbei. Sie kennen auch ihn, hören auf seinen Ruf und scharen sich folgsam um ihn. Er führt sie dann aus der Hürde hinaus und geht vor ihnen her zum Weideplatz, indem er vielleicht auf seiner Hirtenflöte ein Liedchen erschallen lässt. Es ist heute in Palästina die gewöhnliche, allgemein befolgte Regel, dass der Schäfer seine Herde führt, nicht treibt, indem er vor ihnen hergeht, nicht aber ihr folgt. Auch in manchen Stellen der Psalmen wird dies vorausgesetzt (vgl. Ps 22, 2; 76, 21; 77, 52 f; 79, 2). Dabei braucht er über Tag in manchen Gegenden keinen Hund, während des Nachts bei der Hürde meist mehrere, oft sechs Hunde zusammen mit dem Wächter die Schafe gegen alle nächtlichen Feinde behüten müssen.

Unter diesen Feinden sind heutzutage Wölfe und Schakale die gefährlichsten, hie und da auch noch Bären, wie z. B. im Antilibanos in der Nähe des Hermon. Diese Tiere halten sich namentlich in den tiefen, fast unzugänglichen Schluchten eines Weidegebietes auf und suchen bei der Nacht sich ihre Beute zu holen. Nicht selten geschieht es aber, dass sie, vom Hunger getrieben, auch am hellen Tage und vor den Augen des Hirten einen Angriff unternehmen, und so kann dieser schon solchen Feinden gegenüber Gelegenheit haben, sein Leben für die Schafe aufs Spiel zu setzen.

Andere Feinde sind die Diebe und Räuber, die ehemals wie heute im Orient es ganz besonders auf Herdenraub abgesehen hatten. Sie bitten beim Torwächter nicht um Einlass und gehen nicht durch die Türe zur Herde hinein, sondern steigen über die Mauer, über die sie leicht auch ohne Leiter hinüberklettern können, und nehmen und schlachten, was sie bekommen können. Zuweilen überfallen sie auch mit Gewalt die Herden auf dem Weideplatz, erschlagen den Hirten und treiben die Schafe weg.

Durch solche Feinde wird das Hirtenleben ausserhalb der sicheren Grenzen des bewohnten Landes ganz besonders zu einem opfervollen und gefährlichen, bei dem sich die Feigheit

des Mietlings zeigt, aber auch die aufopfernde Liebe und Treue des guten Hirten bis in den Tod bewährt.

Zu jedem Zuge dieses Bildes, in dem der Heiland uns seine eigene Opferliebe und Hirtentreue schildert, bietet uns so das heutige Hirtenleben im Heiligen Lande die schönste Erläuterung und Bestätigung.

22. Nathanael unter dem Feigenbaume. Wie die grösseren Gleichnisse, so liefern uns auch die kürzeren Gespräche des Heilandes überall den Beweis, dass wir zum richtigen Verständnis seiner Worte nur durch die Berücksichtigung der Verhältnisse des Heiligen Landes gelangen können.

Nehmen wir das Wort, das für die Berufung des Nathanael den Ausschlag gab: „*Bevor Philippus dich rief, als du unter dem Feigenbaume warst, habe ich dich gesehen*“ (Joh 1, 48).

1) Wenn wir die Worte einfach so betrachten, wie sie lauten, können wir sie in einem doppelten Sinne verstehen. Der Satz: „*als du unter dem Feigenbaume warst*“ kann entweder mit dem vorhergehenden „*Bevor Philippus dich rief*“ oder mit dem folgenden „*habe ich dich gesehen*“ verbunden werden. Der Sinn ist also entweder: „*Bevor Philippus dich unter dem Feigenbaume rief, habe ich dich gesehen*“, oder: „*Bevor Philippus dich rief, habe ich dich unter dem Feigenbaume gesehen*“.

Für jede dieser beiden Erklärungen lassen sich bedeutende Gewährsmänner aus alter und neuer Zeit anführen. Wenn wir auf der einen Seite für die erste Auffassung Männer wie *Chrysostomus*, *Thomas von Aquin*, *Theophylakt*, *Schanz* und auf der anderen für die zweite Meinung Namen wie *Euthymius*, *Caietan*, *Tolet*, *Jansenius*, *Maldonat* finden, so wird manchem die Entscheidung mit Rücksicht auf die Autorität wohl etwas schwer werden.

Zugunsten der zweiten Ansicht hat man aus dem Text und dem Zusammenhang nicht zu verachtende Gründe vorgelegt. Aber der entscheidende Beweis für diese zweite Erklärung dürfte aus den Umständen der Zeit und des Landes zu entnehmen sein, obwohl anscheinend noch niemand darauf hingewiesen hat.

2) Über die Zeit gibt uns der Zusammenhang beim heiligen Johannes ziemlich sicheren Aufschluss.

Der Heiland befand sich auf dem Wege vom unteren Jordan nach Galiläa. Es war bald nach dem vierzigstägigen Fasten in

der Wüste und wenige Tage vor seinem ersten Wunder auf der Hochzeit zu Kana. Nach dieser Feier zog er nach Kapharnaum hinab, blieb aber dort nur wenige Tage. Denn Ostern war nahe und er begab sich zur Teilnahme an diesem Feste nach Jerusalem (Joh 2, 12 f).

Die Berufung des Nathanael und der übrigen ersten Jünger fällt also in die Zeit vor Ostern. Wir können zwar nicht genau bestimmen, wie lange vorher es gewesen sei. Aber wir müssen wenigstens einige Wochen annehmen und dürfen nicht über einige Monate hinausgehen.

Für unsere Frage genügt aber diese Zeitbestimmung vollständig.

3) Wie steht es in diesen Wochen oder Monaten vor Ostern mit dem Feigenbaume in Palästina?

Er wächst überall im Lande und war gewiss auch längs des Weges zu finden, auf dem der Heiland nach Galiläa zog. Aber er gehört zu den wenigen Bäumen, die im Heiligen Lande während des Winters ihre Blätter ganz verlieren. Der Oelbaum, der Johannesbrothbaum, die verschiedenen Arten von Steineichen und so viele andere Bäume und Sträucher behalten auch im Winter ihren grünen Schmuck. Aber der Feigenbaum streckt vom November bis zum April seine kahlen, weissgrauen Äste blätterlos in die Luft. Deshalb entnimmt der Heiland gerade von ihm auch das Gleichnis für die Zeichen der Vollendung: „Wenn sein Zweig schon zart wird und die Blätter hervorsprossen, so merket ihr, dass der Sommer naht“ (Mt 24, 32; Mk 13, 28).

4) Unter dem Feigenbaume weilen ist in der Heiligen Schrift ein beliebter Ausdruck bei der Schilderung friedlicher Zeiten. Er wird im Alten Testamente gerne mit dem Sitzen unter dem Weinstock verbunden: „Ein jeder wird unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaume sitzen und niemand wird ihn erschrecken“ (Mich 4, 4).

Man hat zwar behauptet, dass sich hierin die Sitten im Orient ganz geändert hätten; denn heute vermieden es die Leute, unter dem Feigenbaume zu sitzen. Aber richtig ist daran nur, dass man während der Feigenernte vielfach das längere Verweilen unter dem Baume für schädlich hält, wohl in Verbindung mit der Beobachtung, dass der Feigensaft, der beim Pflücken der Früchte aus dem Stiele quillt, den Augen nachteilig sein soll.

Auch mögen sich an feuchten Orten gegen Abend die Fieber erregenden Mücken gerne unter dem Baume aufhalten.

Eines dürfte aber sicher sein und wird auch durch die heutigen Gewohnheiten der Bewohner Palästinas bestätigt, dass man nicht im Winter, sondern im heissen Sommer und Herbste unter dem kühlenden Schatten der Weinlaube und des Feigenbaumes zu sitzen pflegt. Wem sollte es denn auch einfallen, im Winter die kahlen Äste als schützendes Obdach aufzusuchen?

5) So bleibt auch für Nathanael das Weilen unter dem Feigenbaume nur für den Sommer und Herbst verständlich. In den Wochen oder Monaten vor dem Osterfeste liesse sich dafür gar kein Grund ausfindig machen.

Daraus folgt dann aber notwendig, dass Philippus ihn nicht unter dem Feigenbaume gerufen hat, um ihn zum Heilande zu führen. Vielmehr erinnert der Herr den Nathanael an ein Begebnis, das längere Zeit zurücklag, das aber für ihn sehr bedeutungsvoll und nur ihm allein bekannt gewesen sein muss. Der Sinn der Worte ist also: „Du fragst, woher ich dich kenne? Nun, damals, als du unter dem Schatten des Feigenbaumes weiltest, habe ich dich gesehen.“ Diese Erinnerung war für Nathanael so überwältigend, weil er darin das allsehende Auge dessen erkannte, der auch die Herzen und Nieren prüft und die geheimsten Dinge erforscht. Deshalb antwortet er auch sofort mit dem Bekenntnis seines Glaubens: „*Rabbi, du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels*“ (Joh 1, 49).

23. Zurückblicken beim Pflügen. 1) Zu Beginn seines sogenannten Reiseberichtes führt der heilige Lukas drei Beispiele an zur Erläuterung der Bedingungen, die Christus von seinen Jüngern forderte. Das dritte dieser Beispiele berichtet er mit den folgenden Worten: „*Ein anderer sagte: Ich will dir folgen, Herr, aber lass mich zuvor von zu Hause Abschied nehmen. Jesus antwortete ihm: Niemand, der seine Hand an den Pflug legt und zurückblickt, ist tauglich für das Reich Gottes*“ (Lk 9, 61 f).

Der Sinn der Worte ist in der Hauptsache klar. Ein Ackersmann, der beim Pflügen zurückblickt, ist nicht tauglich für seine Arbeit. Ebensowenig taugt auch ein Jünger für die vollkommene Nachfolge des Heilandes in seinem Reiche, wenn er nach Hause zurückblickt und nur mit halbem Herzen dem neuen Berufe folgen möchte. In den Verhältnissen, wie sie in diesem

Falle vorliegen mochten, und in der inneren Verfassung des Kandidaten, der sich zur Nachfolge anbot, konnte der Heiland auch noch einen besonderen Grund finden, weshalb er mit so grossem Nachdruck die volle Losschälung des Herzens betonte.

2) Doch weshalb darf denn der Landmann beim Pflügen nicht zurückschauen?

Ganz allgemein gibt man als Grund an: damit die Furche nicht krumm werde! Und man beruft sich dafür auf den alten *Plinius*, der schon die krummen Furchen beim Pflügen nicht leiden konnte.

Der Grund scheint auch ohne die Autorität eines so ehrwürdigen Gewährsmannes ganz einleuchtend, wenigstens wenn wir an unsere einheimischen Felder in der Ebene denken, wo die langen und geraden Furchen der Stolz eines jeden Pflügers sind.

3) Und doch ist dieser Grund als Erklärung der Worte des Heilandes ganz und gar nicht am Platze.

Erinnern wir uns nur an das, was wir schon früher vom Acker und vom Pfluge im Heiligen Lande gehört haben. Diese Felder auf den schmalen Hügelrücken, an den Abhängen oder in den nicht breiten Talsohlen, mit den vielen Steinen und dem oft sehr seichten Boden auf dem felsigen Untergrund, wie kann man da überhaupt nur an schöne, gerade Furchen denken, selbst wenn der Pflug noch so gut wäre und der Pflüger noch so behutsam vor sich blicken wollte!

Dabei dürfen wir uns den orientalischen Pflug gar nicht dem unsrigen ähnlich vorstellen. Mit solch einer modernen europäischen Pflugschar und ihrem ganzen Zubehör liesse sich auf jenen Feldern Palästinas gar nichts anfangen. Sie könnte dort höchstens in den wenigen Ebenen verwendet werden. Auf den gewöhnlichen Feldern, wie sie im ganzen Lande überall zu finden sind, hat die Erfahrung den Ackersmann längst gelehrt, dass er nicht tief einschneidende Furchen ziehen kann, sondern nur mit einem ganz leichten und einfachen Pfluge die Oberfläche des Bodens etwas zu lockern braucht, um den Samen unter die Erde bringen zu können.

Wenn man daher einem Pflüger auf einem solchen Ackerfeld zuschaut, so wird man Mühe haben, überhaupt nur etwas einer Furche Ähnliches zu entdecken.

In den Tagen Christi waren die gewöhnlichen Felder in Palästina nicht anders wie heute, und auch der Pflug war ebenso einfach, wie wir aus alten Bildern und Funden wissen und auch ohne solche aus der Natur der Sache schliessen müssten. Deshalb lässt sich also der angegebene Grund von den geraden Furchen für die Worte Christi nicht aufrecht halten, trotzdem gelehrte und ungelehrte Ausleger ihn immerfort und allorts wiederholen.

4) Den wahren Grund erkennen wir ohne grosse Schwierigkeit, wenn wir nur dem Pflüger, wie ihn der Heiland vor Augen hatte, einmal etwas zuschauen.

Er muss darauf achten, dass er mit seinem leichten Pfluge glücklich an den grösseren Steinen und den Felsstücken auf seinem Acker vorbeikommt. Deshalb dreht er bald rechts und bald links, wie es eben die Beschaffenheit des Bodens erfordert.

Ebendeshalb muss er auch mit seinen Augen überall seiner Plugschar vorausseilen, um sie dann mit sicherer Hand glücklich an allen Hindernissen vorbeizulenken. Wollte er die Hand an den Pflug legen, aber mit seinen Augen rückwärts schauen, so würde er gar bald an einen Stein oder Felsblock festfahren.

Er wäre nicht tauglich zum Pflügen.

24. Noch vier Monate bis zur Ernte. 1) Nach der Unterredung am Jakobsbrunnen bei Sichem, in der sich Christus der Samariterin als Messias geoffenbart hatte, kamen die Jünger aus der Stadt mit Mundvorrat zurück und luden ihren Meister zum Essen ein. Das Weib hatte in der Freude des Herzens seinen Krug am Brunnen zurückgelassen und war in die Stadt geeilt, um ihren Landsleuten die frohe Botschaft zu bringen, und viele von ihnen gingen auch aus der Stadt hinaus zum Brunnen hin.

Der Heiland sah sie kommen und wies seine Jünger auf die Bekehrung dieser armen und von den Juden so verachteten Samariter hin. Das war die geistige Nahrung, von der er ihnen sagte: „*Meine Speise ist, dass ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, um sein Werk zu vollbringen*“.

Er fügt dann die Worte bei: „*Saget ihr nicht: Noch vier Monate sind bis zur Ernte? Siehe, ich sage euch: Erhebet eure Augen und betrachtet die Felder: sie sind schon gelb zur Ernte*“ (Joh 4, 27–35).

2) Ohne auf andere Fragen einzugehen, wollen wir hier nur die Worte ins Auge fassen: „*Saget ihr nicht: Noch vier Monate sind bis zur Ernte?*“ (V. 35).

Sie bereiten manchen von den neuesten katholischen Auslegern grosse Schwierigkeiten. Einige wollen darin nur eine sprichwörtliche Redensart sehen, die bei den Juden bekannt gewesen wäre. Man würde dann keine Bestimmung der Zeit dieser Unterredung aus den Worten entnehmen können. Denn ein solches Sprichwort soll nur den Sinn haben: zwischen Saat und Ernte sind vier Monate, d. h. es ist noch Zeit genug, an diese Arbeit zu denken. Das liesse sich natürlich während des ganzen Jahres sagen, ohne dass man daraus auf eine bestimmte Jahreszeit schliessen könnte.

Gegen diese Erklärung sprechen die Verhältnisse Palästinas ein entscheidendes Wort. Die Aussaat geschieht, wie wir gesehen haben, gleich nach den ersten Regenfällen, die Ende Oktober oder anfangs November einsetzen. Sobald der Boden durch den ersten Regen etwas aufgeweicht und angefeuchtet worden ist, sorgt der Landmann gleich für die Bestellung seines Ackers. Die Zeit der Ernte ist je nach der Lage einer Gegend etwas verschieden. Sie beginnt in frühen Lagen Ende April und ist fast überall gegen Ende Mai abgeschlossen. Also sind zwischen Saat und Ernte nicht vier, sondern durchschnittlich sechs Monate. Es ist nicht einzusehen, wie daraus ein Sprichwort entstehen sollte: „*Noch sind vier Monate bis zur Ernte*“. Irgendein Beweis für das Vorkommen eines solchen Sprichwortes bei den Juden oder bei anderen Völkern ist auch nicht einmal versucht worden.

Dazu entspricht auch die von Christus gebrauchte Form der Worte gar nicht den Voraussetzungen für eine solche sprichwörtliche Redensart. Es heisst nicht: Zwischen Saat und Ernte sind vier Monate, sondern: Noch sind vier Monate bis zur Ernte. Das Wörtchen „noch“ bezieht sich nach dem allgemeinen Sprachgebrauch auf die Zeit, wann die Worte gesprochen werden und von der man bei der Berechnung der vier Monate ausgeht. Es wäre ganz willkürlich, dasselbe auf die Zeit der Aussaat zu beziehen, wenn die Worte z. B. im April oder Mai gebraucht würden.

3) Andere Erklärer sehen die Unmöglichkeit der sprichwört-

lichen Auffassung ein, und geben zu, dass die Worte einen Schluss auf die Zeit gestatten, in der sie gesprochen wurden. Da sie aber diese Zeit aus anderen Gründen, auf die wir hier nicht eingehen wollen, eben im April oder Mai suchen, so müssen sie auch eine Weise ausfindig machen, um von diesem Zeitpunkte an vier Monate bis zur Ernte herauszubringen. So stellten sie die Meinung auf, wir müssten bei diesen Worten an Sommer-saaten denken, deren Ernte wir demnach im September anzusetzen hätten.

Gegen eine solche Meinung erhebt aber das alte wie das neue Palästina noch entschiedener Einspruch, als gegen die sprichwörtliche Auffassung. Einer der Hauptvertreter dieser zweiten Ansicht hat früher selbst mit grossem Nachdruck betont: „So lange Palästina steht, hat es dort nur eine Ernte gegeben,“ nämlich die Ernte im April und Mai. Und darin hatte er ganz sicher recht. Wo immer die Heilige Schrift von Säen und Ernten im Lande redet, beziehen sich ihre Worte auf die einzige Saat und Ernte, die man im ganzen Lande kennt. Sie ist auch nach den unveränderten klimatischen Verhältnissen Palästinas die einzig mögliche. Denn wie wir sahen, ist nach zahlreichen Aussprüchen des Alten und Neuen Testamentes und nach den heutigen Erfahrungen ohne Frühregen keine Aussaat und ohne Spätregen keine ordentliche Ernte denkbar. Der Frühregen fällt aber nicht im April oder Mai, sondern Ende Oktober oder anfangs November, und der Spätregen im März und nicht im August oder September.

Es ist nicht nötig, bei dieser „geradezu verzweifelten Lösung“ länger zu verweilen. Sie kann das Licht des Orients wirklich nicht ertragen.

Mit einem Worte sei auch nur die nicht minder verzweifelte Lösung erwähnt, die neuestens aufgestellt wurde. Man bricht die unbequemen Worte mit Gewalt aus ihrem Zusammenhang beim heiligen Johannes heraus und versetzt sie einfach in die Rede Christi bei der Sendung der zweiundsiebzig Jünger. Man braucht Gewalt und zeigt dadurch klar, dass man Unrecht hat.

4) Die einzige Erklärung, die den Worten gerecht wird und mit den Verhältnissen Palästinas übereinstimmt, versteht unter der Ernte die gewöhnliche Getreideernte im April und Mai. Sie

verlangt daher mit vollem Recht, dass die Worte vier Monate vor dieser Zeit, also etwa im Dezember, gesprochen wurden.

Daraus ergibt sich dann aber mit Notwendigkeit die Schlussfolgerung, für die auch das grüne Gras bei der ersten Brotvermehrung ebenso gebieterisch eintritt: wir müssen beim heiligen Johannes, und deshalb auch im öffentlichen Leben Jesu, wenigstens drei und wahrscheinlich auch vier Osterfeste annehmen.

Die Theorie von der einjährigen Wirksamkeit Jesu, die sich mit zwei Osterfesten begnügt, steht im offenen Widerspruch mit dem Texte des Evangeliums und mit den natürlichen Verhältnissen Palästinas.

25. Schluss. Wir könnten mit der Reihe der Beispiele noch lange fortfahren. Doch wir müssen schliessen.

Die bisherigen Ausführungen zeigen zur Genüge, was das Licht des Orients für das Leben und die Lehre Jesu bedeutet. Es lehrt uns die menschlich bedingten Formen kennen, in denen der Gottmensch leben und lehren wollte. Ebendadurch führt es uns zum tieferen Verständnis der für alle Zeiten gültigen Normen und göttlichen Wahrheiten, die das Evangelium vom Sohne Gottes uns darbietet.

So strahlen uns in diesem Lichte die Ewigkeitswerte der Frohbotschaft in neuem Glanze entgegen. Die unscheinbare und oft uns so fremde und zuweilen gar rauhe Schale öffnet sich und lässt uns die kostbare Perle finden, die sie verborgen hielt.

Der Sohn Gottes will uns in diesen äusseren Formen seines Lebens menschlich näher treten, um uns wieder inniger an sich zu ziehen und im Besitze der kostbaren Perle zum wahren Glücke zu führen.

I. Stellenverzeichnis

Kursiv gedruckte Seitenzahlen bezeichnen in diesem und in den folgenden Verzeichnissen ausführliche Behandlung.

		Seite			Seite
Gen	I	72—76	Job	20, 14—16	60f
	I, 7	47		29, 23	199
	16 f	47		37, 18	47. 52
	7, 11	47		38, 22	47
	8, 22	197		39, 14	43 f. 55—57
	9, 6	47		42, 7	30
	10, 6	210		7f	61
	12, 16	205		12	205
	14	231 f	Ps	13, 1	30
	14, 10	195		22, 2	321
	18, 6—8	216		52, 1	30
	19	194 f		76, 21	321
	24, 10 ff	205		77, 52 f	321
	15	221		79, 2	321
	26, 12	310		93, 17	197
	27, 28. 39	199		102, 15 f	196
	37, 25	203		103, 2	52
	43, 11	203		110, 8	7
	49, 17	63		136, 6	47
Ex	22, 26 f	214		140, 4	60
Lev	2, 4	213		144, 13	7
	7, 9	213	Spr	8, 27	47
	11, 6	57—60		16, 15	199
	9—12	263		19, 12	199
	26, 26	213		13	212
Num	31, 50—52	215		22, 28	9
Deut	6, 4	298		27, 15	212
	11, 13—17	233		31, 13. 19	226
	14	198		21 f. 24	226
	13, 13. 28	199	Pred	2, 6	225
	14, 7	57—60		10, 18	212
	22, 10	223	Hohes L	2, 11	197
	24, 6	222	Weish	8, 16	247
	12 f	214	Ekkli	24, 18	203
Jos	6, 1—26	238 f		39, 17	203
	24, 16—26	83—86		30	47
Richt	8, 11	210	Is	1, 23	225
	9, 8—13	204		3, 18—24	215
2 Kön	1, 21	199		5, 2	232
3 Kön	16, 34	239		23	230
	17, 1	199		14, 29	61—64
	18, 5 f	276		18, 6	197
4 Kön	18, 21	202		28, 1. 7	242
Judith	1, 5	90 f		29, 13	296
Job	1, 3. 17	205		30, 6	61—64
	19	196		36, 6	202

		Seite			Seite
Ier	3, 3	199	Mt	16, 13—19	300
	4, 11	196		18	14. 167 f
	5, 24	198		21	303
	10, 13	48		17, 27	260 f
	12, 5	191		18, 1	254
	18, 17	196		20, 20 f	254
	25, 10	222		24, 29	47. 48
	49, 19	191		32	323
Ez	17, 10	196		26, 54	26
	19, 12	196		28, 11—15	96. 112
	38, 12	234		19	168. 300
Dan	3, 64	199	Mk	1, 13	257
	7, 13	302		29	285
Os	6, 3	199		2, 1—12	282—290
	7, 4. 6 f	213		23	308
	13, 15	196		3, 22	95
	14, 6	199		4, 10—22	172
Joel	2, 1—11	233		26—29	2
	23—25	198 f		27	28
Am	7, 1	199		30—32	2. 315—318
Mich	3, 5	61		31	54 f
	4, 4	323		35—41	266—269
Ag	1, 10	199		5, 1	268
Zach	11, 3	191		6, 32—44	272—281
I Mak	6, 30	206		45—53	269—272
	8, 6	206		7, 1—23	294—296
	12, 6—23	87		13	25
Mt	5, 18	26. 102		8, 6	277
	45. 48	299		13, 24	48
	6, 30	315		28	323
	7, 16—20	306	Lk	4, 44	263
	21	303		5, 1—11	132. 259—265
	8, 18—27	266—269		17—26	282—290
	28	268		6, 1	308
	9, 1—8	282—290		7, 18—23	302
	33 f	95		8, 22—25	266—269
	11, 2—6	302		9, 10—17	272—281
	27	166 f		58	252
	12, 1	308		61 f	324—326
	22—24	95		10, 22	166 f
	13, 3—9	307—310		11, 5	280
	18—23	172		15	95
	22	54 f		12, 28	315
	24—30	310—315		13, 18 f	2. 315—318
	31 f	2. 315—318		15, 7	300
	37—43	172		16, 17	102
	14, 13—21	272—281		29. 31	25
	22—34	269—272		17, 26—29. 32	25
	15, 1—20	294—296		22, 24	254
	35	277 f		32	14

		Seite			Seite
I, k	24, 25—27	26	Joh	10, 35	26
	44—46	26		17, 12	26
Joh	1, 48	322—324		19, 35	168 f
	49	324		21	151
2, 10		125		21, 1—14	259—266
	12 f	323		5	252
3, 2		305		20—23	151
	8	1 f		24	87. 164
4, 4—29		305	Apg	1, 6	254
	6	251		1 Kor 14	29
24		299		14, 14	29
	27—35	326	1 Tim	3, 15	14
35		326—329		2, 17	37
	5, 39	25	Hebr	10, 19 f	132
45—47		25		Jak	198
	6, 1—15	272—281	2 Pet	5, 7	15
15—21		269—272		1, 20 f	164
	22	273	1 Joh	1, 1. 3	297
61—69		33		2, 16	48
	10, 1—16	318—222	Apok	6, 13	222
				18, 22	

II. Personenverzeichnis

Abdias, Hausverwalter des Achab

276

Abel 202

Abraham 9. 183. 215f. 232. 234.

299. 303

Achab 239. 240. 241. 276

Adam 9

Sel. Albert d. Gr. 316

Alexander d. Gr. 204. 210

Amenophis IV 240

Amri 241

Hl. Andreas 259. 261f

Antiochus d. Gr. 206; — Eupa-
tor 206

Apollonius von Tyana 99f. 117

Arnobius 96

Hl. Augustinus 4. 9—11. 33. 73.

87. 89. 91. 96

Augustus 248

Bartolo S di 18

Basilides 104

Hl. Basilius 4. 7. 79

Baethgen F 57

Bauer B 115

Baur F Chr 99f. 128. 131. 133

bis 135. 141. 146. 153. 155. 158

Benedikt XII 16

Hl. Bernhard 141f

Bernheim E 67. 141f. 143

Berta 19

Beyschlag W 170

Blanckenhorn M 195

Bochart S 56

Boissier E 318

Hl. Bonaventura 11f. 79

Brehm A 56

Bugge C A 155f. 174

Burckhardt 56

Caietan Th 322

Caracalla 244

Celsus 96. 97f. 106. 109. 110.

112. 130. 141. 142f

Cerdo 101

Cham 210

Cheyne T K 170

Hl. Chrysostomus 4. 7f. 10. 322

Cicero 81

Comte A 245

Cook 57

Hl. Cyrill von Alexandrien 264

Darwin Ch 144

David 210

Delitzsch Frz 57

Dereser 57

De Smedt Ch 143

Diderot D 107f

Didiot J 18

Dillmann A 57

Drews A 116

Elias 9. 276

Elisäus 9

Enoch 9

Esau 199

Eusebius von Cäsarea 6f. 96. 99f

Euthymius 322

Eva 9

Ezechias 237

Faulhaber M von 255

Faye H 18

Fechner G Th 126f

Fillion L, Cl 117.

Furrer K 57. 123. 175. 246

Gatt G 227

Gedeon 210

Göschel C F 121

Goethe W von 106

Hl. Gregor von Nazianz 7

Hagen J 49. 50. 52

Harnack A von 100. 141. 143.

144. 145. 146f. 150—152. 153.

154f. 156. 157. 163. 165. 166f

Hart Ch 56

Hartmann E von 176

Hase K von 99

Hegel 108. 121. 128. 130

Henggeler O 63

Herbert von Cherbury 105f

Herodes d. Gr. 125. 231. 248

Herodot 62

Hesychius 262

Hiel 239. 240

Hierokles 99f

Hl. Hieronymus 4. 8f. 66. 79.

96. 257. 306

- Hillel 295
 Hitzig F 128
 Hobbes Th 105f
 Holtzmann H J 168
 Houghton W 57
 Hüffer 142
 Hulst Mgr d' 19. 22
Jakob 199. 203
 Jamblichus 98f
 Jansenius C 322
 Jehu 241
 Jensen P 116
 Jeroboam 241
 Ikaros 171
 Joatham 204
 Hl. Johannes Apostel 145. 150f;
 — der Täufer 208
 Johannes XXII 15f
 Jonas 7. 25. 203
 Jonathas 87
 Hl. Joseph 66. 104. 249f
 Josephus Flavius 207. 259. 272.
 281
 Josue 83. 84
 Hl. Irenäus von Lyon 103f. 177
 Isaak 199. 310
 Hl. Judas Apostel 104
 Judas der Makkabäer 206
 Julian der Apostat 100. 112
 Jülicher A 167. 169—175. 176.
 246
 Hl. Justin 5f
 Justinian 238
Kain 202
 Kalthoff A 116
 Kant I 108
 Karge P 242
 Kaulen F 91
 Keim K Th 99. 267
 Kinzler 56
 Hl. Klemens von Rom 15
 Klemens VI 16
 Kohl H 242
 Konstantin d. Gr. 236. 237. 238
 Köstlin 135
 Kreyher J 127
 Kunze J 174
Lange J P 260f
 Lenormant F 18. 34
 Leo XIII 15. 17—23. 27. 31.
 32. 33. 38—41. 42f. 45. 65.
 69—72. 82
 Lesêtre H 57
 Lessing G E 97. 106. 109. 110f.
 112. 141
 Leunis 56
 Linné C von 59. 316
 Loisy A 18. 23f. 33. 89. 148. 169
 Loreta G 56
 Lot 193; Frau des — 25
 Hl. Lukas 147. 148f. 157. 268
 Luther M 57
Macalister R A St 241
 Maldonado J 322
 Marcion 101—103. 177
 Hl. Maria 39. 66. 95. 103. 246.
 249f; — Magdalena 259
 Martin 56
 Hl. Matthäus Apostel 148f
 Hl. Matthias Apostel 104
 Meffert 117
 Moses 25. 215. 233
 Mozart 124
Nabuchodonosor 90
 Napoleon I 180
 Nathanael 322—324
 Newman J H 18. 90
 Nikel J 69
 Nikodemus 305
 Noe 9. 25
Oedipus 179
 Oedmann S 56
 Origenes 4. 6. 78. 96. 97f
 Osorkon II 241
Paulus, Hl., Apostel 134. 135. 145.
 147. 149
 Paulus H E G 109. 110. 117
 bis 120. 127. 128. 129. 130.
 136. 137. 141. 142. 153. 158.
 159. 161. 162
 Perty M 127
 Hl. Petrus Apostel 14. 15. 134.
 149. 167f. 260. 261. 263. 264.
 265. 266. 282. 284. 304.
 Pfleiderer O 167
 Hl. Philippus Apostel 104. 322.
 324
 Philo 115
 Philostratus Fl 99f
 Pilatus P 117
 Pius IX 39; — X 23f. 33. 45
 Plinius 207. 325
 Porphyrius 98f. 106. 109. 141.
 142f

- Post G E 57. 316f. 318
 Pythagoras 98f
 Radziwill N 216
 Rebekka 221
 Reimarus E III; — H S 97.
 109. 110—115. 129. 133. 141.
 153. 158. 159. 162. 164. 173.
 176
 Reisner 242
 Renan J E 108. 129. 136—138.
 153. 158. 159. 176. 246
 Riehm E 57
 Rohling A 18. 34
 Rosenmüller E F K 56
 Rütenik K A 121
 Salomo 25
 Sauberlich-Sommer B 116f
 Savi P 19
 Schammai 295
 Schanz P 171. 322
 Schelling 121
 Schenkel D 123. 158. 175
 Schick K von 236
 Schleiermacher F 106. 108. 121f.
 123. 128. 131. 137. 158. 168
 Schmid J L III
 Schmiedel O 150. 166
 Schnappinger 260f
 Schnehen W von 176
 Scholz 57
 Schumacher G 287
 Schwegler 135
 Schwöbel V 184
 Seitz J 117
 Sellin E 238. 241
 Semeria G 19
 Seneca 115
 Septimius Severus 244
 Shipley 57
 Slade H 126
 Smith W B 116
 Socin A 57
 Sophar der Minäer 60. 61
 Spinoza B de 97. 106f. 109. 110.
 112. 117. 119. 120. 127. 141.
 162. 164. 173
 Strauss D F 98f. 107f. 108. 109.
 110. 115. 123. 124. 128—133.
 134. 136. 141. 145. 146. 149.
 153. 155. 158. 159
 Tacitus 117
 Taine H 245
 Tannenberg H 116f
 Tarphon 5
 Theophrast 311. 312
 Theophylakt 322
 Tiberius 117
 Tindal M 106
 Hl. Thomas Apostel 104; — von
 Aquin 4. 11. 12f. 29. 79. 322
 Toledo F 322
 Tobler T 180
 Tristram H B 55f. 63. 207.
 317f
 Tryphon 5
 Valentin Häretiker 101. 104
 Volkmar 135
 Voltaire F M A de 107f
 Watzinger C 238. 248
 Weiss B 158—160. 162. 170.
 175f. 176
 Weisse C H 123—126. 131
 Wellhausen J 157
 Wernle P 153. 154. 155. 156.
 157. 161f. 162f. 164. 165. 175
 Wetzstein 57
 Wilson 193
 Woolston Th 106
 Zacharias 120
 Zahn Th 103
 Zebedäussöhne 254. 262
 Zeller E. 120. 129. 134. 135
 Zimrida Fürst von Lachis 240
 Zöllner J H F 126

III. Orts- und Sachverzeichnis

- Abendmahlparabel 170f
 Abfall vom Glauben 33
 Abgaben in Palästina 226—230
 Abgeschlossenheit Palästinas 231f
 Abhängigkeit Palästinas von
 Gott 232f
 Abschiedsreden Jesu 152
 Acker in Palästina 216f. 220.
 223—225. 307f. 325f; — gerät
 225
 Ägypten 179f. 182. 183. 184. 185.
 203. 205. 208. 209. 232. 234.
 240f
 'Ain et-Tâbigha 190. 211. 217.

263. 264. 281. 310; — et-tine 276
 Akaba 194
 Akko 192. 209
 Alexandria 248; alexandrinische Philosophie 115; — Schule 78
 Hl. Altarssakrament, Verheissung 33; Vorbild 275
 Alter des Menschengeschlechtes 76
 Amarnabriefe 240f
 Amsterdam 106
 Änderung des Klimas in Palästina 201
 Angel 261
 Anklänge an die jüdische Lehrweise 304—307
 Annakirche in Jerusalem 237
 Anpassung an die menschliche Ausdrucksweise 37. 60. 66. 71; — an die menschlichen Verhältnisse 246f
 Anschluss an das Alte Testament 24—26. 306
 Antilibanos 188. 212. 217. 234. 321
 Antiochia 259
 Antipatris 209
 Antonia, Burg 237
 Apokalypse 135; — des Baruch 302
 Apokryphen 140; — Evangelien 103—105
 Apologeten 82
 Apostel 95. 253f. 258. 270; — geschichte 147
 Arabah 188. 191. 194. 195
 Araber 210f; Arabien 183. 185
 Arbeiter in Palästina 218—220. 223—225
 Armenien 206; Armenier 211
 Armut Christi 15f. 249f. 252. 280
 Arnon 192
 Arten, literarische, in der Bibel 30f. 77—86. 88
 Askalon 209
 Assyrien 180. 205f. 210. 234
 Astronomie und Bibel 47—49
 Athen 248
 Athos, Malerhandbuch 284
 Atmosphärische Erosion 185 bis 187
 Auftreten Jesu als Lehrer 305f

Augenschein bei äusseren Naturerscheinungen 48—51. 65 bis 69; — geschichtlicher 66f. 70f
 Augenzeugschaft der Evangelisten 149. 153. 163f
 Ausgrabungen im Orient 180; — in Palästina 235—244
 Aussaat in Palästina 198. 223. 327
 Aussagen Gottes in der Bibel 43—45
 Aussätzige, Heilung 143. 282
 Autorität der Bibel für Christus 24—26. 306
 Azotus 209
 Babylon 248; — ien 180. 183. 310; — ischer Schöpfungsbericht 76; — e Sprache in Palästina 240f
 Backofen 213. 221. 222. 225. 314f
 Barmherzigkeit Gottes 299f
 Basel 123. 153. 154
 Basilika über der Geburtsgrötte 238; — über dem hl. Grab 236
 Batanäa 278
 Bauern in Palästina 211—230
 Bäume in Palästina 203. 323; Parabel vom guten und schlechten Baum 306
 Bebauung des Ackers 198
 Beduinen 211. 225f. 229. 308
 Beeroth 208
 Beerseba 208
 Beirut 197. 201. 204. 234
 Belehrung, religiöse, in der Bibel 34. 37. 42—45. 53; — keine profanwissenschaftliche 35 bis 37. 53
 Beqä'a (Hochebene von Cölesyrien) 217. 218
 Bergpredigt 25. 26. 293. 296
 Berlin 128. 167. 262
 Beschäftigung der Bewohner Palästinas 220—226
 Beschwernis des Lebens Jesu 250—254
 Besessener, Heilung 95f
 Besitzverhältnisse in Palästina 216f
 Bethel 239
 Bethesdaeich 237. 284
 Bethlehem 124. 208. 209. 217. 225. 238. 246f. 256

- Bethsaida 259. 260. 263. 264.
 265. 270; — Julius 263. 272 f.
 274
 Betrugshypothese 95—97. 98.
 107. 110—117. 130. 135. 158.
 162. 173
 Bevölkerung Palästinas 211
 Bewässerung 225
 Bewohner Palästinas und ihr
 Leben 210—230
 Beziehung zwischen Bibel und
 Palästina 230—235; beim Le-
 ben Jesu 254—259
 Bibel und Babel 182; — und Ge-
 schichte 65—91; — und Natur-
 wissenschaft 45—64; — und
 Palästina 230—235. 254—259
 Bibelkommission 22. 88; — kri-
 tik, negative 106f. 108—177;
 —übersetzung, griechische 206.
 309
 Bilād Beschāra 217
 Bildersprache der Evangelien 119
 Blaubeuren 128
 Blindgeborene, Heilung 163
 Blumen in Palästina 203f. 274
 Bodengestaltung Palästinas 184
 bis 190
 Botanik 54f. 201—204
 Brennmaterial in Palästina 221.
 314f
 Brot 213. 215. 221. 222. 280f; —
 bereitung 221. 222; — ver-
 mehrung 120. 123. 125. 160f.
 161. 252. 270. 271. 272—281.
 293f. 329
 Brücke der Töchter Jakobs 209.
 279
 Buddhisten 177
 Büffel in Palästina 205
 Cäsarea am Meere 207. 209; —
 Philippi 300. 303
 Cedron 209
 Chamäleon 207
 Chān Dschubb Yūsef 209; —
 Minyeh 209. 263
 Charakter des Lebens Jesu 247
 bis 254; — Palästinas 230 bis
 235. 254f; — sittlicher, Jesu
 176
 Charismen 29
 Cheopspyramide 179
 Chirbet Semmāqa 242
 Christus und die Irrtumslosig-
 keit der Bibel 24—26; Kampf
 gegen — 93f; Person Christi
 95. 96. 131. 174. 175—177; s.
 Gottheit Christi; Leben Jesu;
 Lehre Jesu; Messias; Reich
 Gottes.
 Chronologie der Bibel 76
 Compositio loci 290
 Corpus iuris 310f
 Cyrene 248
 Dach, flaches 212. 225. 283. 285 bis
 290
 Damaskus 209. 232. 234. 259. 278
 Dardanellen 254
 Darmstadt 129
 Darstellungsweise der Evangeli-
 sten 107. 119
 Dauer des öffentlichen Lebens
 Jesu 329
 Deckplatten bei der Dachter-
 rasse 288. 289f
 Deisten 105f
 Dekapolis 210
 Demut des Lebens Jesu 247—250
 Denkmäler der christlichen
 Kunst 283f
 Depression der Jordansenkung
 188. 194. 195
 Der'a im Ostjordanland 197
 Dialog im Buche Job 30
 Disteln 204. 308f
 Diwan 213
 Dogmatische Lehren Jesu 292f.
 298—304
 Doketismus 101. 103
 Döperlin im Kanton Zürich 123
 Dorfbrunnen 221
 Dornen 204. 308f
 Dothain 209
 Hl. Dreifaltigkeit 112. 144. 168.
 298f. 300
 Dreschtenne 218
 Drusen 211
 Dschebel Dschermak 193. 267
 Dschölän 189. 192. 209
 Ebal 186
 Ebionitenevangelium 103
 Echtheit der Evangelien 95. 100.
 107f. 109. 148—152
 Ed-Dikke 242

- Ed-Dschisch 242
 Einhorn 206
 Einwanderer in Palästina 220
 Einzug der Israeliten 201. 210
 Eklektizismus der modernen Kritik 158
 El-Batêha 263. 274. 276. 279. 281
 Elefant 206
 Eleona 237
 Eleutheropolis 209
 El-Muntar 209
 Elusa 208
 Emmaus 26
 Empore in den Synagogen 243
 Engannim 209
 En-Nabratên 242
 Entstehung der Evangelien 95. 132f. 141. 145—152. 157
 Entwicklung, natürliche 35f. 78. 144f. 165f. 168
 Enzyklopädisten 107f
 Ephesus 248
 Erbsünde nach jüdischer Lehre 301
 Erdbeben 189. 195; — öl 195; — rutsch 186
 Erforschung einzelner biblischer Stätten 235—244
 Erhaltung des biblischen Textes 29f. 89—91
 Erlangen 102
 Ernte in Palästina 198. 223f. 326—329; — abgaben 227. 229; — arbeiter 218. 223f. 314; — zeit 198. 327
 Erosion, atmosphärische 185 bis 187
 Erscheinungen des Auferstandenen 126
 Ertragssteuer 227
 Esdrelon 186. 190. 193. 209. 240. 241
 Esther, Buch 91
 Euphrat 180. 205. 232. 234. 259
 Europäer in Palästina 211. 214. 215
 Evangelien 89. 93—178; — apokryphe 103—105; das fünfte Evangelium 245—247
 Exegese, freie 17. 31—92
 Exil, babylonisches 183. 206. 298
 Existenz Christi, Leugnung 115 bis 117
 Exodus, Buch 113
 Fabeln, jüdische, über Christus 95f. 98. 112; — über Gott 299
 Fallwinde 268f
 Fasten Christi 257
 Fauna Palästinas 205—208
 Feigenbaum 322—324
 Feigenkaktus 202
 Feinde der Herde 321f
 Feldarbeit 220. 223—225
 Fellachen (Bauern) in Palästina 211—230
 Felsentunnel von Siloe 237; — von Gezer 241
 Festungsbauten in Jericho 239f; — in Megiddo 241
 Feuchtigkeit der Luft 196. 197 bis 200
 Fische 207. 252. 259—261; — er 258; — fang, wunderbarer 98f. 132. 259—266; — netz 261f
 Flora Palästinas 201—204
 Form der Lehre Jesu 304—307
 Fortschritt der Wissenschaften 2f. 28. 32. 46. 92. 138—141
 Frage, biblische 19. 31. 32. 33
 Fragmente, Wolfenbütteler 110 bis 115
 Frau in Palästina 220—223. 225f
 Freidenker, französische 107f
 Freund in der Nacht, Parabel 280
 Fruchtbarkeit in Palästina 309f
 Frühregen 198. 232. 233. 328
 Furchen, krumme 325
 Fussbekleidung 214
 Galaad 192. 203. 209; — balsam 191
 Galaterbrief 135
 Galiläa 193f. 203. 217. 218. 242 bis 244. 247. 249. 250. 254. 256. 258. 282. 292f. 322. 323
 Garizim 186
 Gartenarbeit 222. 224
 Gaulanitis 278
 Gaza 192. 197. 200. 201. 204. 209. 212. 217. 219f. 227
 Geburtsgeschichte Christi 95.

103. 124; — kirche in Bethle-
hem 238
Geist Christi 297f
Geistigkeit Gottes 299; — des
messianischen Reiches 301f.
303f
Gelähmte von Kapharnaum, Hei-
lung 281—290
Gelboa 190
Geldstück im Maul des Fisches
119. 126. 260f
Gemüse in Palästina 204. 216.
222. 224
Genesareth 186. 188. 189f. 191.
192. 196. 201. 202. 207. 209.
212. 217. 218. 242. 252. 255.
258f. 259—290. 293. 307f. 309.
310. 317. 320
Geologie Palästinas 184f
Gerar 310
Gergesa 268
Gerstenbrot 252. 280
Geschichte und Bibel 18. 21.
23. 65—91
Geschichtsforschung und Wun-
der 141f
Gethsemani 26
Getreidebau in Palästina 204.
216. 222. 227
Gezer 241
Ghizeh 179
Ghôr 191. 192. 193. 200. 209.
268. 269. 271
Gichtbrüchige von Kapharnaum
281—290
Giftschlangen in Palästina 61.
63. 207
Gilgameschsage 116. 177
Glaube an einen Gott bei den
Juden 298
Glaubenswahrheiten in der Lehre
Christi 292f. 298—304
Glaubwürdigkeit der Evange-
lien 88. 95. 118. 130f. 141.
149. 153—177
Gleichnisse, jüdische 97. 307; s.
Parabeln
Gliederung Palästinas 190—195
Glossolie 29
Glutwind 196
Gnadengaben 29
Gnostiker 15. 101. 103f. 134
Golgatha, Lage 236
Gott, Lehre von 298—300
Gottheit Christi 96. 103. 112.
123. 144. 150. 151. 160. 166.
174. 175f. 267. 293. 300. 302
Grabenbruch 187f. 189
Grabeskirche 236
Graswuchs in Palästina 202. 273.
274. 275—278. 329
Griechen in Palästina 210. 211;
— land 183
Grossgrundbesitzer 216f. 319.
Grotten 249. 252. 320
Guter Hirt 318—322
Haifa 192. 197. 200. 201. 204. 219
Hamburg 106. 111
Händewaschen bei den Juden
293—296
Handmühle 213. 222
Handschriftenkunde 139. 140
Handwerker in Palästina 218.
219. 225f. 249. 250
Haran 221
Hase, wiederkäuender 57—60
Hasmonäer 248
Hauptgrundsatz der sittlichen
Ordnung 293—296
Hauptland der Bibel 182—184
Haurân 189
Haus in Palästina 211—213.
225; — gerät 213. 225. 226. —
tiere 205
Hebron 200. 208. 255
Hedschasbahn 209f
Heidenchristen 134
Heidelberg 110. 117. 123. 129
Heilbäder in Palästina 190
Heilbronn 129
Heilungswunder Christi 113. 121.
123. 124. 131. 132. 133. 135.
137. 160
Hellenistische Bewohner Palä-
stinas 210; — Sprache 146
Herde 319
Hermon 188. 200. 205. 232. 267.
268. 321
Herodium 209
Hethiter 234
Heuschrecken 207f. 233
Hilfswissenschaften, biblische
139
Himmelfahrt Christi 120

- Himmereich 254. 293. 297. 303f.
 307
 Hintergrund der Evangelien 139.
 146. 245—247
 Hirten in Palästina 318—322
 Hochzeitmahl, königliches 170f
 Höhenheiligtum in Gezer 241
 Höhlen in Palästina 186. 320
 Hulehsee 188. 189. 190. 191. 202.
 209
 Humusboden 186. 187. 189. 190.
 309
 Hund 206; — bei der Herde 321
 Hundsfluss 234
 Hürde 319f
 Hyperbel 51
 Jakob 186. 192
 Jaffa 192. 197. 201. 204. 209.
 212. 217. 218. 231
 Jairus, Tochter des 122
 Jakobsbrunnen 251. 252. 305. 326
 Jamnia 209
 Jarmuk 186. 190. 192
 Idumäa 193; — er 248
 Jericho 192. 197. 203. 204. 209.
 238—240. 257. 316. 320
 Jerusalem 31. 64. 96. 197. 200.
 201. 206. 208. 209. 210. 216.
 217. 218. 219. 229. 235—237.
 242. 247. 248f. 256. 259. 270.
 278. 282. 284. 292f. 303. 323
 Jesuskultus, moderner 175f
 Indien 207. 310
 Inhalt der Lehre Jesu 290—304
 Innere Gründe beim Kampf ge-
 gen die Evangelien 98. 99. 102.
 106. 108. 132f. 145. 155f. 167
 Insekten 207f
 Inspiration 5. 6. 7. 8. 9. 12. 14f.
 15. 17. 18. 21. 23. 24. 27—29.
 30. 41. 42. 45. 82. 83. 89. 137
 Job, Buch 30. 52. 53. 206
 Johannesevangelium 102. 129.
 131. 146. 149—152. 154. 159.
 162f. 163f. 165f. 172; — Ver-
 hältnis zu den Synoptikern 292f
 Johannesjünger 302
 Jordan 119. 184. 185. 186. 188.
 190f. 193. 194. 195. 196. 200.
 203. 205. 207. 209. 210. 229.
 255. 257. 263. 264. 267. 268.
 269. 276. 279. 316. 317. 322
- Josue, Buch 238f
 Irbid 242
 Irland 310
 Irrlehrer, alte 100—105
 Irrtumslosigkeit der Bibel 1—92
 Issy 136
 Italien 183
 Judäa 193. 210. 247. 250. 254.
 258. 282
 Judaismus 134
 Juden in Palästina 211; — chri-
 sten 103. 134; jüdische Schrift-
 ausleger 94—97
 Judith, Buch 91
 Jugendgeschichte Christi 102.
 103. 157; s. Geburtsgeschichte
 Kairo 179
 Kalvarienberg, Lage 236
 Kana in Galiläa 120. 123. 125.
 160. 163. 209. 323
 Kant-Laplacesche Theorie VIII. 75
 Kapharnaum 25. 33. 102. 242.
 258. 270. 271f. 273. 278. 281
 bis 290. 293. 305. 323
 Karmel 192. 193. 200. 202. 206.
 209. 212. 219. 242
 Katakomben 140. 283
 Katholiken in Palästina 211; ka-
 tholischer Charakter des Mat-
 thäusevangeliums 154. 167f
 Kefr Bir'im 242. 243; — Kenna
 209
 Keräze 242. 243. 279
 Kindespflichten gegen die El-
 tern 294—296
 Kindheitsevangelium, arabisches
 104; — des Thomas 104
 Kirche, Organisation 167f
 Kison 186
 Kleidung in Palästina 213—215.
 222. 225f; — Christi 249
 Kleinasiens 183. 184. 187. 234
 Kleinvieh 205. 227. 319
 Klima Palästinas 195—201. 251f;
 keine Änderung 201
 Knechtsgestalt Christi 246f. 248
 bis 250
 Kolonisten in Palästina 220
 Konzessionisten 177
 Konzilien über die Irrtums-
 losigkeit der Bibel 13—15
 Kopfbedeckung in Palästina 214

- Koran 104. 221. 316
 Korintherbriefe 134
 Kosmologie 72—76
 Kräuter in Palästina 203f
 Kreta 210
 Kreuzweg in Jerusalem 236f
 Kriechtiere in Palästina 207
 Kriegsabgaben 228
 Kritik der Evangelien 93—178;
 — der Parabeln 310—315.
 317f. 318f
 Krokodil 207; — fluß 202. 207.
 Kubêbe 229
 Kulturpflanzen in Palästina 204
 Kunst, christliche 140. 283f
 Küste Palästinas 192f. 200. 204.
 207. 231; — städte 210; —
 strasse 209
 Lachis 240f
 Lage, zentrale, Palästinas 233
 bis 235
 Lahme von Kapharnaum 281
 bis 290
 Land der Bibel 179—244
 Lasttiere 205. 217
 Laubhütte auf dem Dache 213;
 — fest 271. 275
 Lava 185. 187. 189. 190
 Lazarus, Auferweckung 122. 125f
 163
 Leben Jesu 95f. 103. 128f. 131.
 135. 136—138. 157—165. 184.
 197. 244; Dauer des öffentli-
 chen — 329; — und Lehre
 Jesu im Lichte des Orients
 245—329
 Ledschah 189
 Lehmerde 187. 190. 309; —
 hütten 212; — terrasse 212.
 283. 286f.
 Lehre Jesu 97. 98. 165—175.
 290—329
 Lehrweise der Rabbiner 305. 306f
 Leibrock 213
 Leiden Christi 103. 112. 144. 162;
 — des Messias 301. 302f
 Leipzig 126
 Leontes 188
 Levantiner 211
 Leviathan 299
 Libanon 188. 193. 205. 211. 212.
 216. 217. 232. 234
 Licht des Orients für das Land
 der Bibel 179—244; — für das
 Leben und die Lehre Jesu
 245—329
 Lieblingsjünger 163. 251
 Lisänmangel 184
 Lolch 44f. 310. 312f. 314
 Losschälung des Herzens 297.
 325
 Löwe 205f
 Ludwigsburg 128. 129
 Lukasevangelium 102. 146f.
 162. 171. 172
 Macchien 203
 Magnetische Erklärung der Wun-
 der Christi 123—126. 131
 Malerhandbuch vom Berge
 Athos 284
 Marburg 246
 Marienquelle in Jerusalem 237;
 — in Nazareth 250
 Manichäer 15. 104
 Mantel 213f. 225
 Märchen der apokryphen Evan-
 gelien 104f
 Markt 222
 Markusevangelium 102. 146f.
 148f. 162. 172
 Maroniten 211
 Materialismus 106. 129
 Matthäusevangelium 102. 146f.
 162. 167f. 171. 172. 303
 Mauern von Jericho 239f; —
 von Jerusalem 236. 237
 Medizin bei der Erklärung der
 Wunder 142. 143
 Meeresstrasse 209. 278
 Megiddo 209. 241. 287
 Meilensteine 208
 Mekkapilger 214
 Memphis 179
 Menschenart in Gottes Wort
 230f; — sohn 174. 302; — liche
 Erscheinungsweise Christi 246f.
 329; — werdung 37. 98. 246f
 Mergelbildung 184
 Meron 242
 Mesopotamien 180. 184. 185. 210.
 231f. 234
 Messias 95f. 131. 244. 300—304;
 Bilder des messianischen Hei-
 les 198. 225; Kunde vom —

- 234f; jüdische -erwartungen
 253. 254. 270. 300—302. 304
 Meteorologie 47
 Militärsteuer 227
 Mischna 299. 315
 Mittelalter über die Irrtumslosig-
 keit der Bibel 11—13; -meer
 184. 187. 193. 195; -ursachen
 bei Wunderberichten 107. 120
 Moab 189. 192. 207
 Modernisten 177
 Mohammedaner 104. 211. 237.
 264
 Monotheismus der Juden 298f.
 300
 Monreale 284
 Montanismus 134
 Moralische Erklärung der Wun-
 der 120—123. 131. 137. 158
 Mühseligkeit des Lebens Jesu
 250—254
 München 129
 Mythen 98. 108; — theorie 110.
 128—133. 145f. 158. 159
 Nachtigall in Palästina 207
 Nahr el-'Audschâ 192. 193; —
 el-Qasimiyeh 193; — ez-Zerqâ
 192. 207
 Nahrung in Palästina 215f; —
 Christi 252
 Naim, Jüngling von 122
 Natter 60f. 62
 Naturalismus 106. 111
 Naturerscheinungen, äussere 45
 bis 52. 65—69
 Natürlichkeitserklärung der
 Wunder Christi 110. 117—127.
 130. 158. 159. 160. 161. 175f
 Naturwissenschaft und Bibel 18.
 20f. 23. 35. 43f. 45—64. 65 bis
 69; — in den Parabeln 173f;
 -wunder Christi 121f. 143
 Nazareth 25. 116. 189. 197. 200.
 247. 249. 256f. 305
 Negeb 193
 Nervöse Erscheinungen zur Er-
 klärung der Wunder Christi
 123. 142. 143
 Netze beim Fischfang 261f.
 Neues in der Lehre Christi 291
 Neuplatoniker 98; -pythagoräer
 99
 Neuzeit über die Irrtumslosig-
 keit der Bibel 13. 31—91
 Niederschläge in Palästina 197
 bis 200
 Niedrigkeit des Lebens Jesu
 247—250
 Nil 179. 180. 248. 259
 Ninive 25. 90. 248
 Noch vier Monate bis zur Ernte
 326—329
 Nordafrika 310
 Nubien 207; — scher Sandstein
 184
 Obergemach 212. 285
 Obstbäume in Palästina 204. 216.
 225
 Offenbarung 74. 75. 105f. 108f.
 144. 231. 232; s. übernatürliche
 Ordnung
 Öffentliches Leben Christi, An-
 fang 257—259; Dauer 329
 Ölberg 237
 Orangen 204
 Orient, Licht des 179—329; —
 Erforschung 179—182; —über
 die Irrtumslosigkeit der Bibel
 5—8
 Orontes 188
 Orthodoxe in Palästina 211
 Osterfest 271. 275. 278; — e im
 öffentlichen Leben Christi 329
 Ostafrika 187. 188; -jordan-
 land 189. 190. 191f. 197. 201.
 205. 209. 242. 250. 251; -
 wind 196
 Ostraka von Samaria 241f.
 Pachtverhältnisse in Palästina 217f
 Palästina 179—244. 246f. 248;
 — als Schauplatz der bibli-
 schen Geschichte 230—244;
 — des Lebens Jesu 254—259;
 — Fruchtbarkeit 310
 Palimpseste 140
 Palmyra 232. 234. 259. 278
 Panbabylonisten 177; -theisten
 104. 105. 106. 111
 Pappelstämme 212. 286f
 Päpste über die Irrtumslosig-
 keit der Bibel 15—24
 Papyrus 202f; — fragmente 140
 Parabeln Christi 44. 52. 54f. 97.
 124. 125. 165. 168—175. 247.

291. 293. 306f; — vom grossen Abendmahl 170f; — Freund in der Nacht 280; — guten Hirt 318—322; — königlichen Hochzeit 170f; — reichen Prasser 25; — wachsenden Saat 2; — Säemann 307 bis 310; — Senfkörnlein 315 bis 318; — Unkraut 310—315
- Paris 136. 226
- Pascendi, Enzyklika 23
- Passatwinde 196
- Paulinismus 134
- Paulusbriefe 101f
- Peräa 191
- Petersfisch 260f
- Petrinismus 134
- Pflanzenwelt Palästinas 201 bis 204
- Pflug in Palästina 224. 225. 308. 325f; Pflügen 223; — und Zurückblicken 324—326
- Phänomene, natürliche 45—52. 65—69
- Pharisäer 15f. 125. 137. 258. 282. 291. 292f. 293—296. 297f. 299
- Philemonbrief 101
- Philister 210
- Philosophen, heidnische 97—100
- Phönizier 231
- Photographie im Dienste der Forschung 139f
- Platzregen 186. 187
- Pontus 101
- Pracht des Jordan 191
- Primat des Petrus 167f. 265. 304
- Profanwissenschaftliche Angaben der Bibel 18. 34. 35—38. 42—45. 63
- Prophezie 28f
- Providentissimus Deus, Enzyklika 17—21. 22. 23. 31. 32. 34. 38—41. 42f. 45. 65. 69—72
- Psychische Erklärung der Wunder 120—123. 158
- Psychologie bei der Erklärung der Wunder 143
- Putzsucht 215
- Pyramiden 179
- Qorban 294—296
- Quarantania, Berg 257. 320
- Quellen, heisse, in Palästina 190
- Quellen der bibl. Geschichte 86 bis 89; -scheidung in den Evangelien 155f. 159
- Rabbi 305; — ner 54. 97. 301
- Rationalisten 108—138; — Vorläufer 105—108
- Raubtiere in Palästina 205f. 325f — vögel 206
- Ravenna 224
- Rebenkultur 224
- Regenzeit 185. 197—199. 212. 251. 275f; -menge 197f; Zahl der Regentage 197f
- Reich Gottes 250. 255. 303f; — des Messias 300—304
- Religionsphilosophie 98f. 106f. 108. 128
- Richtung des Windes beim Seesturm 268f; — beim Seewandeln 269—271
- Rom 101. 248. 284
- Romanerzählung Renans 136 bis 138. 158
- Römerbrief 134; -strassen in Palästina 208. 251
- Rotes Meer 188. 194. 208. 318
- Rückläufige Bewegung zur Tradition 145—148. 178
- Saat, wachsende, Parabel 2
- Sabbatmahl 305
- Säemann, Parabel 307—310
- Safed 189. 193. 217
- St. Nicolas du Chardonnet 136
- Salzfische von Tarichäa 259; -kräuter 203
- Salvadora 317f
- Samaria 193. 203. 254; — Stadt 240. 241f; — ter 210. 326; — terin 305. 326
- S. Apollinare Nuovo in Ravenna 284
- Sandschlange 63
- S. Marco in Venedig 284; — Saba in Rom 284
- St. Gallen 180
- Saron 192
- Scala Tyriorum 192
- Schafe in Palästina 192. 205. 217. 227. 319f; Schäferhund 321
- Schaffhausen 123

- Schauplatz der Bibel 230–244;
 — des Lebens Jesu 254–259;
 — der Lehrvorträge Jesu 290f
 Scheingewölbe 212. 287–290; —
 heiligkeit der Pharisäer 293
 bis 296; — tote 120. 122
 Schema'-Gebet 298
 Schichtenbildung 184f. 187
 Schifflein Petri 264. 265
 Schlangen in Palästina 60f; 207
 — fliegende 61–64
 Schleppnetz 262. 264 265. 266
 Schnee 200
 Schnitter und Knechte 314
 Schöpfung 98; — bericht 72–76
 Schriftgelehrten 258. 282. 292f.
 293–396
 Schutzmauer der Dachterrasse
 288f
 Schwierigkeiten gegen die Irr-
 tumslosigkeit der Bibel 17. 18.
 45–64
 Scirocco 196. 197
 Scythopolis 209
 Seesturm 119. 123. 161. 259.
 266–269; -wandeln 119.
 161. 259. 269–272. 275; -
 winde 196. 200; -wunder
 259–272
 Selbstoffenbarung Jesu 166f
 Seligkeiten, acht 296–298
 Senfbaum und — strauch 173.
 317f; — körnlein, Parabel 52.
 54f. 92. 173. 315–318
 Sephela 192. 193. 210
 Sichem 83. 84. 186. 193. 204. 208.
 209. 210. 251. 305. 326
 Sidon 231
 Siloeteich und -tunnel 237
 Simonsfisch 260f
 Sinneswahrnehmung, unmittel-
 bare 48–51. 65–69
 Sinope 101. 102
 Sittliche Vorschriften Jesu 292
 bis 298
 Skorpione 208
 Sodoma 194f
 Sommersaaten VIII. 224. 328
 Sozialdemokratische Wissen-
 schaft 116f
 Soziale Verhältnisse in Palästina
 211–230
 Spätregen 198f. 223. 232. 233.
 328
 Spezerien 203
 Sphinx 179
 Spiritistische Erklärung der
 Wunder Christi 126f
 Sprachengabe 29
 Stadium 272
 Stadtmauern in Jerusalem 236.
 237; -tore 236. 237
 Steindecke für die Dachterrasse
 287. 290
 Sterne, vom Himmel fallende 47.
 48. 52. 54.
 Steuern in Palästina 226–230;
 -pächter 227. 229
 Strassen in Palästina 208–210.
 251. 258f; -bauabgaben 228
 Sträucher 203
 Strauss, Vogel 43f. 55–57. 206
 Streitreden Jesu 293. 306
 Sturmwind 196. 197. 267f
 Stuttgart 128
 Subjektivismus 92. 143. 164f.
 170f
 Sumpfbildung 193. 202f. 206f;
 -pflanzen 202f
 Sünder, öffentliche 299f
 Syllabus Benedikt XII 16; —
 Pius X 24
 Synagogen Galiläas 242–244
 Synoptiker 146f. 148f. 162. 165f.
 292f
 Syrien 183. 185. 208. 240f
 Tabor 209
 Tafelhorst 188; -land 185. 187
 Tage der Schöpfung 75f; -
 löhner in Palästina 218–220;
 -werk der Frau 220–223
 Talmud 54. 96. 137. 299. 308.
 312
 Tarichäa 259
 Tatsachen, naturgeschichtliche
 52–64. 65
 Tau 199f. 232
 Taufformel 168. 300
 Taunnelloch 312f
 Teiche 225; — Bethesda 237
 Tektonische Veränderungen 185.
 186. 187–189
 Tell Dschezer 241; — el-Amarna
 240; — el-Hësi 240f; — el-

- Mutesellim 206. 241. 287f. 289;
 — Hümm 242. 243. 263. 264. 268.
 279; — Ta'annek 241
 Tempelberg 237; -steuer 259.
 260f; -vorhang 132
 Temperatur in Palästina 196. 200f
 Tendenzkritik 110. 131. 133—135.
 158
 Terrassen 204. 224; — des Da-
 ches 283. 285—290
 Textkritik 139. 155f
 Thaanach 241
 Theben in Böotien 179; — in
 Ägypten 248
 Thermalquellen in Palästina 190
 Thomasevangelium 104
 Thora 84. 299; -schrein 243
 Tiberias 189. 190. 197. 200. 201.
 209. 260. 263. 264. 265. 281
 Tiefe des Sees Genesareth 264.
 265
 Tierwelt Palästinas 205—208
 Tigris 180. 232. 234
 Tischgespräche 305
 Tobias, Buch 91
 Toledoth 77f. 79. — Jëschû'a
 95. 96
 Tollkorn 312f
 Tonscherben von Samaria 241f
 Totenerweckungen 120. 122. 125f
 143
 Totes Meer 184. 188. 189. 190. 191.
 192. 193. 194f. 205. 207. 257.
 318
 Trachonitis 189
 Tréguier 136
 Tübingen 99. 128. 133; -er
 Schule 110. 131. 133—135.
 141. 146
 Türhüter bei der Hürde 318.
 319f. 321
 Tyrus 192. 193. 204. 231
 Überlieferung des biblischen Tex-
 tes 89—91; -en der Alten
 294—296
 Übernatürliche Ordnung 4. 28f;
 — Leugnung 108—138. 141 bis
 146. 157. 165
 Umgang Christi mit den Aposteln
 253f; — mit dem Volke 252f
 Umm el-'Amed 242; — el-Qa-
 nâtir 242
 Unbefleckte Empfängnis 39
 Unfehlbarkeit des Papstes 29
 Ungeziefer 208
 Unkraut, Parabel 14f. 52. 172.
 173f. 310—315
 Urschichte, biblische 77—79
 Ursprung der Evangelien 145 bis
 152
 Venedig 284
 Verborgenes Leben Christi 256f
 Verkehrswege in Palästina 191.
 208—210. 251
 Vermittlungstheorien 177
 Versuchung Christi 25f
 Verwitterung 187. 190. 309
 Via dolorosa in Jerusalem 236f;
 — maris 209. 278
 Vigilantiae, Schreiben Leo XIII
 22
 Vögel in Palästina 206f
 Völkertafel 210
 Volkstradition in der Bibel 77
 bis 79
 Voraussetzungen für die Irr-
 tumslosigkeit der Bibel 27 bis
 31; -losigkeit 143f
 Vorsehungswunder nach B.
 Weiss 160f
 Vulgata 206. 271. 286
 Vulkanische Erscheinungen in
 Palästina 187. 189f. 193. 195;
 — Gegend 309
 Wâdi Artâs 225; — es-Sant 209
 Wahrhaftigkeit der Evangelisten
 154. 162. 163f
 Wahrheit der biblischen Ge-
 schichte 78—89; — relative
 71f
 Wald in Palästina 192. 203
 Wanderlehrer 305; -ungen
 Christi 250—252
 Waschen der Hände bei den Ju-
 den 293—296
 Wasser 185. 186. 216. 221. 225;
 — holen 221; -krug 221. 223;
 -leitungen 288; -pfeife 213.
 222 f; — zum Trinken aus dem
 See Genesareth 281
 Wege in Palästina 191. 208—210.
 251; -steuer 227. 228
 Weihegelübde 295f
 Weinbau 204. 217. 224. 225; -

- stock 216; Sitzen unter dem
 — 324
 Weise der Steuererhebung 228
 bis 230
 Weltsystem, ptolemäisches und
 kopernikanisches 38. 47. 51
 Westjordanland 189f. 190. 192
 — 195. 203. 251. 255
 Winde in Palästina 185. 186f.
 196f; -richtung beim See-
 sturm 268f; — beim Seewan-
 deln 269—271
 Wohnung in Palästina 211—213;
 — Christi 249
 Wolfenbütteler Fragmente 110
 bis 115; s. Reimarus
 Wucherer 227. 229
 Wunder Christi 95f. 98f. 105f.
 106f. 108f. 113f. 118 bis
 127. 130. 131. 137f. 141 bis
 143. 144. 145. 158. 160. 163.
 259 — 290. 300; apokryphe
 — 104f; — relative 121; —
 Unmöglichkeit 98. 108f; s.
 Heilungswunder, Naturwun-
 der, Seewunder, Totenerwek-
 kungen
 Wunderbaum des Jonas 203
 Wurfnetz 261f
 Wüste, arabische 232; — Juda
 193. 257. 320; — syrische 192.
 206. 209. 231f; -tafel 185
 Zahlen in der Bibel 90
 Zauberei zur Erklärung der Wun-
 der Christi 96
 Zehnte 217. 218. 227. 229
 Zeitgeist der Pharisäer 297f
 Zentrale Lage Palästinas 233 bis
 235
 Zerka Ma'in 190
 Ziegel VIII. 286. 289f
 Zisternen 221. 225
 Zitationen, stillschweigende 31.
 86—88
 Zollabgaben 227
 Zöllner 229. 299f
 Zoologie 55—64. 205—208
 Zôr 191
 Zugnetz 261. 262. 264. 265. 266
 Zugvögel 207
 Zürich 93. 99. 123. 129. 246
 Zurückblicken beim Pflügen 324
 bis 326
 Zweck, religiöser 42—45. 53

A. M. D. G.

Die heiligen vier Evangelien und die Apostelgeschichte

Uebersetzt und erklärt

von **Dr. Johann Mader**, Professor

Mit schwarzer Einfassung, Titelbild in Lichtdruck, Original-Buchschmuck von Ph. Schumacher, 2 Karten in Chromolithographie. XLIV und 800 Seiten. Format 165:240 mm.

Broschiert	Mk. 12.— Fr. 15.—
In Halblederband mit Rotschnitt	Mk. 14.— Fr. 17.50
In Original-Einband mit reicher Goldpressung, Rotschnitt	Mk. 18.— Fr. 22.50
In Original-Einband mit reicher Goldpressung, Goldschnitt	Mk. 20.— Fr. 25.—
In Original-Einband, ganz Kalbleder, Hohlgoldschn.	Mk. 24.— Fr. 30.—

Das Werk wurde durch zahlreiche bischöfliche Empfehlungen ausgezeichnet

Das würdig und fein ausgestattete Verlagswerk der Firma Benziger & Co. in Einsiedeln: „Die heiligen vier Evangelien und die Apostelgeschichte übersetzt und erklärt von Dr. Johann Mader, Professor der Theologie in Chur“, haben wir bei genauer Prüfung als ein ganz auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehendes Bibelwerk erfunden, das sowohl in der sorgsamsten Uebersetzung, als in der reichhaltigen Erklärung, wie in den vorausgestellten und nachfolgenden zusammenhängenden Erörterungen über biblische Einleitungs- und Streitfragen überall den gewiegten Fachmann und berufenen Lehrmeister verrät, der hier sein Bestes bietet, die reife Frucht langjähriger Studien und inniger Vertrautheit mit dem heiligen Buch. Man kann dem Werke nur weiteste Verbreitung wünschen.

(sig.) ✱ **Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg,**

Der Verfasser dieser deutschen Ausgabe der vier Evangelien und der Apostelgeschichte will ein „getreues Abbild des ursprünglichen Wortlautes der genannten testamentlichen Schriften und in seiner Erklärung ein kurz begründetes Verständnis von deren Inhalt bieten“.... Im grossen und ganzen entspricht das Werk vollkommen dem vom Verfasser intendierten Zweck; es entspricht auch durchwegs den Anforderungen, welche die Neuzeit an ein solches Werk stellt. Die Erklärungen begründen gegenüber früheren Werken dieser Art entschieden einen bedeutenden Fortschritt; sie können in jeder Beziehung als mustergültig bezeichnet werden. „In der Beschränkung zeigt sich der Meister“ — gilt auch hier. Das Ganze ist sehr übersichtlich gehalten. Gründliche Wissenschaft ist mit vernünftiger Kritik gepaart; die Resultate der anderen biblischen Forschungen sind zweckmässig verwertet. Die Darstellung selbst ist sehr klar und präzise. Das vorzügliche Werk verdient die beste Empfehlung. Es hat denn auch eine Reihe von Kirchenfürsten demselben anerkennende Besprechung und Empfehlung gewidmet. Das Buch, das sehr hübsch und solid ausgestattet ist, kann nicht bloss dem gebildeten Laien, sondern auch dem Theologen, insbesondere dem Prediger und Katecheten treffliche Dienste leisten...
Dr. Heigl in „Katechetische Blätter“, München.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Biblorum Sacrorum juxta Vulgatam Clementinam nova editio

breviario perpetuo et concordantiis aucta, adnotatis etiam locis
qui in monumentis fidei solemnioribus et in Liturgia Romana
usurpari consueverunt

Von Dr. Aloysius Gramatica.

Auf Dünndruckpapier XII, 1152 u. 24 Seiten. Form. 160:245 mm.

Broschiert Mk. 10.— Fr. 12.—

Elegant gebunden Mk. 12.— Fr. 15.—

*Das Werk wurde ausgezeichnet durch ein Anerkennungsschreiben Sr. Eminenz
Kardinal Rampolla, weiland Präsident der päpstlichen Kommission des Vulgata-Textes.*

Als Text bietet Gramatica entsprechend den kirchlichen Vorschriften die Klementinische Vulgata von 1592, nicht sklavisch, sondern mit zeitgemäss umgestalteter und namentlich einheitlicher Orthographie und sinn- gemäss abgeänderter Interpunktion. Zu dem so zurecht gerichteten Text fügt der Herausgeber auch noch andere wertvolle Zugaben. Der obere Rand enthält eine fortlaufende Inhaltsangabe in geschlossener Darstellung. Der äussere Rand bietet die Parallelstellen, und zwar abgestuft nach ihrem Werte. An diese Parallelen, durch welche die Bibel sich selbst erklärt, schliessen sich Verweise auf Zitate in dogmatischen Urkunden, wie sie in Denzingers Euchiridion zusammengestellt sind, und im Catechismus Romanus und in liturgischer Verwendung im kirchlichen Gebrauche. Man darf es dem Verfasser glauben, dass dies ein mühevolleres Werk war. Er hat dadurch aber seiner Ausgabe einen hohen praktischen Wert verliehen, besonders für den Prediger. *Biblische Zeitschrift, Freiburg, Brsg.*

Die Apostelgeschichte

Dem christlichen Volke zur Betrachtung vorgelegt

von Dr. Ferdinandus Rüegg, Bischof.

Mit Titelbild, 2 Kopfleisten und 1 Karte: Missionsreisen des
heiligen Paulus. 328 Seiten. Format 120:185 mm.

Broschiert Mk. 2.40 Fr. 3.—

In Original-Einband mit Goldpressung, Rotschnitt. . . Mk. 3.40 Fr. 4.25

===== *Ausgezeichnet durch ein päpstliches Anerkennungsschreiben* =====

Dem in einzelne kleinere und nach Umständen grössere Sinnabschnitte getheilten heiligen Text, der in Grossdruck nach Arndts Uebersetzung geboten ist, werden jedesmal einige erläuternde Bemerkungen vorangestellt und je nach der praktischen Verwendbarkeit religiös-sittliche Reflexionen beigegeben. Der ganze heilige Bericht ist in 93 Nummern zerlegt, die mit gutgewählten Aufschriften ausgestattet sind; ausserdem ist in Schlagworten der wichtigste Inhalt der betreffenden Nummer hervorgehoben. Diese ausschliesslich praktischen Zielen dienende Ausgabe der Apostelgeschichte ist im edelsten Sinne populär geschrieben und eine wirklich angenehme Lektüre. Mithelos wird der Leser in das Verständnis dieses interessanten Buches des Neuen Testaments eingeführt und angeleitet, den heiligen Text auf die aktuellen Lebensfragen anzuwenden.

Dr. Vinzenz Hartl in „Theologisch-prakt. Quartalschrift“, Linz.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Die Geschichte der katholischen Kirche

in ausgearbeiteten Dispositionen zu Vorträgen für Vereine, Schule und Kirche, zugleich ein kirchengeschichtliches Nachschlage- und Erbauungsbuch für die katholische Familie

Von **Anton Ender**, Professor.

Vierte, verbesserte und ergänzte Auflage. 1088 Seiten. Format 165:245 mm.

Broschiert Mk. 15.— Fr. 18.75
In Original-Einband, Hohlrotschnitt Mk. 20.— Fr. 25.—

Ein höchst originelles und zeitgemässes Werk, das in unsern Tagen, wo die Feinde unserer Kirche ihre Waffen vornehmlich dem Gebiete der Kirchengeschichte entnehmen und Unsummen von kirchenhistorischen Lügen, Irrtümern und Verdrehungen durch Wort und Schrift verbreiten, für die gebildeten Katholiken ein Rüstzeug bildet, um die kirchenhistorischen Irrtümer der Gegenwart zu widerlegen und die wahre Geschichte der Kirche in die breitesten Schichten der Bevölkerung zu tragen. Professoren, Predigern, Religionslehrern und Vereinsleitern bietet das Werk ein bequemes, Zeit und Mühe sparendes Hilfsmittel für kirchengeschichtliche Vorträge. Den Universitäts- und Gymnasialstudenten gibt der Verfasser ein Buch in die Hand, welches den in verschiedenen kirchen- und weltgeschichtlichen Werken zerstreuten Stoff in ausführlichen, leicht zu memorierenden Dispositionen zur Vorbereitung auf das Examen enthält. Wegen seines apologetischen Charakters ist es für jeden Gebildeten ein Nachschlagebuch, sich selbst und andere zu belehren, welche mit dem antikirchlichen Zeitgeist und seinen kirchengeschichtlichen Lügen in Berührung kommen. — Das Werk kann auf Vollständigkeit Anspruch machen, da kein kirchengeschichtliches Ereignis von Bedeutung übergangen und mehr als sonst in Werken dieser Art auch die Weltgeschichte herbeigezogen ist. Eine besondere Aufmerksamkeit ist der grossartigen zivilisatorischen Tätigkeit der Kirche auf allen Gebieten des Wahren, Guten und Schönen im Mittelalter zugewendet, ohne jedoch auch die dunklen Punkte im Leben einzelner Personen und Stände der Kirche, welche die Feinde mit Vorliebe heranziehen und übertreiben, zu verschweigen. Reich ist das Werk an lebendigen Charakterzeichnungen, und bei passender Gelegenheit ist hingewiesen auf das sichtbare Walten der göttlichen Vorsehung im Leben der Kirche, Völker und Fürsten. Das mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe und Freimut verfasste Werk sollte in keiner Bibliothek fehlen.

Akademia, Berlin.

.... In seiner Art ein ganz vorzügliches, einzigartiges Buch! Mit *meisterhaftem* Geschick, wissenschaftlichem Ernst und pragmatischem Blick, versteht es Ender, selbst die verwickeltsten Geschichtsläufe zu reichen Uebersichten mit Fleisch und Blut, Geist und Leben, zu gestalten. Enders Kirchengeschichte ist ein Bibliothekbuch ersten Ranges für Pfarrer, Religionslehrer auf mittleren und höheren Schulen, Prediger, Konferenzredner. Die übersichtliche Ausstattung trägt sehr zur Brauchbarkeit des Buches bei....

Schweizerische Kirchenzeitung, Luzern.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Roma

Die Denkmale des heidnischen, unterirdischen,
neuen Rom in Wort und Bild

Von **Dr. P. Albert Kuhn** O. S. B., Professor.

Siebente, vollständig umgearbeitete und neu illustrierte Auflage. Mit farbigem Titelbild, 938 Abbildungen im Text und auf 40 Einschaltbildern, sowie 3 Plänen von Rom. 606 Seiten.
Format 205:305 mm.

In Original-Einband mit Goldpressung, Farbschnitt Mk. 22.—, Fr. 27.50
In Original-Einband mit Goldpressung, Goldschnitt Mk. 26.—, Fr. 32.50

Schon im früheren Gewande eines der besten unter den zahlreichen Werken über die Ewige Stadt, gilt dies ganz besonders von der vorliegenden Neubearbeitung. Liebevoller Begeisterung für die altherwürdigen Stätten spricht aus den lebensvollen Schilderungen. Tiefe Geschichtskennntnis und feiner Kunstsinn schufen ein reifes Werk von wundervoller Einheit in der Mannigfaltigkeit, von erstaunlicher Fülle bei grösster Kürze. Eine edle Sprache vereinigt sich mit herrlichem Bilderschmuck, die der monumentalen „Roma“ auch für die Zukunft den Ehrenplatz einräumen. Das Werk birgt in sich selbst die beste Empfehlung.

Dr. A. Kohl in „Die katholische Welt“, Limburg.

Wer P. Kuhn's immense Gelehrsamkeit, sein sachliches klares Urteil von dessen grosser Kunstgeschichte her kennt, wird von vornherein geneigt sein, an die Lektüre jeder Publikation des hochgeschätzten Kunstgelehrten mit einer hochgehenden Erwartung heranzutreten. Bei der siebenten Auflage seines vielgebrauchten Werkes „Roma“ wird der Leser gewiss keine Enttäuschung erleben, wenn er viel erwartet. Die Arbeit gehört zu jenen Werken, worin ein wissenschaftlicher, sein Material gründlich beherrschender Kopf in einem klaren, ansprechenden, allgemein verständlichen Deutsch zu uns redet. Zugleich mit der Darstellung der Ewigen Stadt erhebt vor unseren Augen aber auch ein gut Stück ihrer Profan-, Kultur- und Kunstgeschichte. Die Lektüre des Buches ist Erholung und Unterricht zugleich für alle, die über ein gewisses Mass von Allgemeinbildung verfügen. Solchen, welche sich Rom einmal mit eigenen Augen besehen wollen, ist das Studium des Buches dringend anzuraten. Die warmherzige Darstellung, die zahlreichen, wohl gelungenen Abbildungen und die Stadtpläne lassen die Stadt bereits in deutlichen Umrissen vor dem Geiste erstehen, ehe das leibliche Auge sie geschaut hat.

Hermann Herz in „Die Bücherwelt“, Bonn.

Als ein Monumentalwerk ragt Kuhns „Roma“ aus der Masse der Rom schildernden Publikationen hervor. Mit gewohnter Meisterschaft versteht es der gelehrte Autor den Leser seiner „Roma“ durch das heidnische Rom, durch das Rom der Katakomben und durch dasjenige der Neuzeit zu führen. Klare, lichte, volkstümliche Sprache vermittelt dem Wissbegierigen eingehende, wissenschaftliche, exakte Kenntniss all der Herrlichkeiten und Merkwürdigkeiten der Ewigen Stadt.

Dr. Rüegg in „Petrus Blätter“, Trier.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Der Vatikan

Die Päpste und die Zivilisation. Die oberste Leitung der Kirche

Von **Georg Goyau, Andreas Pératé, Paul Fabre**, ehemalige Mitglieder der Ecole Française de Rome. Mit einer Einleitung von Sr. Eminenz dem Kardinal Bourret, Bischof von Rodez und Vabres und einem Nachwort von dem Vicomte E. Melchior de Vogué, Mitglied der Académie Française. Aus dem Französischen übersetzt von **Professor Karl Muth**. Mit 532 Autotypien und 14 Lichtdruck-Beilagen. XII und 788 Seiten. 195:290 mm. In Orig.-Einband mit Relief- u. Goldpress., Goldschnitt Mk. 30.— Fr. 37.50

Es ist ein grossartiges Panorama, das vor unsern Augen entrollt wird. Der Verfasser beherrscht seinen gewaltigen Stoff vollkommen, nichts Wichtiges entgeht seinen aufmerkenden Blicken, und indem er alle Erscheinungen in die richtige Beleuchtung rückt, das Zusammenhängende lichtvoll gruppiert, Ursachen und Wirkungen verknüpft, die Pläne und Absichten beleuchtet und die Ausführung derselben würdigt, zeigt sich im höchsten Strahlenglanze das Papsttum als der grösste Wohltäter der Menschheit.

Literarischer Handweiser, Münster.

Handbuch der christlichen Archäologie

Von **Orazio Marucchi**, Professor

Deutsch bearbeitet von **P. Fridolin Segmüller**, O. S. B., Prof. Mit 300 Abbildungen im Text. XX u. 444 Seiten. 135:215 mm.

Broschiert Mk. 10.— Fr. 12.50
In Original-Einband mit Farbschnitt Mk. 11.60 Fr. 14.50

Marucchi gehört zu den besten Kennern der altchristlichen Archäologie Roms, ist er doch Professor für christliche Archäologie an der Sapienza und am Kolleg der Propaganda in Rom, Direktor des ägyptischen Museums im Vatikan und des christlichen Museums im Lateran. Sein Buch eignet sich wegen der Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und Menge des Stoffes vorzüglich, den Studierenden und Gebildeten eine Orientierung und Führung zu bieten, ihnen wichtige Behelfe und Winke für Theologie und Geschichte an die Hand zu geben. Die Uebersetzung ist gut, die Ausstattung schön, das Illustrationsmaterial klar und reich, so dass Verfasser, Uebersetzer und Verleger eine dankbare Aufnahme des Werkes verdienen...

St. Beissel S. J. in „*Stimmen aus Maria Laach*“.

Als Schüler de Rossis, als langjähriger tätiger und lehrender Katakombenforscher, als Kustos der bedeutendsten altchristlichen Sammlungen Roms war Marucchi vorzugsweise befähigt, ein Compendium der christlichen Archäologie zu schreiben. Er hat diese Aufgabe meisterhaft an die Hand genommen, ein Werk geschaffen, in welchem er die bisherigen Forschungen dieser Wissenschaft verwertet und durch selbstgewonnene Resultate ausbaut. P. Fridolin Segmüller hat die Verdeutschung nicht bloss formgewandt besorgt, sondern auch mit feinem inneren Verständnis...

Stadtpfarrer Franz Weiss in „*Schweizerische Kirchenzeitung*“, Luzern.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Fabiola

oder die Kirche der Katakomben

Von **Kardinal Wiseman**

Uebersetzung von **Christiane Gmeiner**. Mit 60 Textillustrationen und 16 Einschaltbildern, worunter 10 Original-Kompositionen von **Joseph Blanc**. **3. Auflage**. VIII u. 536 Seiten. 130:205 mm.

Broschiert Mk. 5.50 Fr. 6.90

In Original-Einband mit Farbpressung, Farbschnitt . . Mk. 6.60 Fr. 8.25

Warum muss Kardinal Wisemans *Fabiola* empfohlen werden, die von Christiane Gmeiner vortrefflich übersetzt, von Benziger in Einsiedeln neu herausgegeben wurde? Diese Erzählung ist kaum wie ein anderes Werk geeignet, den Leser mit dem Geist der ersten christlichen Jahrhunderte sowie mit den Sitten und Ansichten der damaligen heidnischen Welt vertraut zu machen. . . . **Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte, Freiburg, Brsg.**

Umso mehr ist dies vorzügliche Werk zu empfehlen, wenn so schöne Bilder — es sind deren etwa 60 im Text und 16 auf Beilagen — das Verständnis der geschilderten Zeit erleichtern und vertiefen. Es sind aber keine Phantasiebilder; dem antiken Rom, den unter Vesuvs Aschenregen begrabenen und nun zu neuem Leben erwachten Städten Herculaneum und Pompeji sind sie entnommen, aus den unterirdischen Begräbnisstätten der römischen Christen hervorgeholt. Es sind Bilder, wie sie keine andere deutsche Ausgabe bietet. . . . **Custos, Feldkirch.**

Die heilige Melania die Jüngere

Römische Senatorin (383—439). Ein charitatives und soziales Frauenleben geschildert nach den von **Sr. Eminenz Kardinal M. Rampolla del Tindaro** veröffentlichten handschriftl. Quellen

Von **Elena da Persico**

Autorisierte Uebersetzung von **Dr. P. Romuald Banz O. S. B.** Mit 21 Einschaltbildern und 33 Textillustrationen. XXIV und 336 Seiten. Format 130:205 mm.

Broschiert Mk. 5.— Fr. 6.25

In Original-Einband mit Farbpressung, Farbschnitt . . Mk. 6.— Fr. 7.50

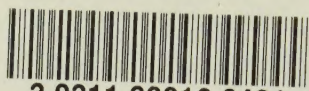
Eines der farbenreichsten und kulturgeschichtlich anziehendsten Heiligenbilder des ältesten Christentums. Wir erhalten hier einen authentischen Einblick in die Lebensführung einer den höchsten Kreisen angehörenden, mit unermesslichen Reichtümern gesegneten Persönlichkeit, gleichzeitig aber auch eine gute Vorstellung davon, wie diese Frau ihre irdischen Güter zur Förderung der Kunst und Literatur, vor allem aber im Dienste des Nebenmenschen und der Kirche verwendete. Was ihr eine geradezu tragische Grösse verleiht, ist die Tatsache, dass sie, die stolze Römerin, den Zusammenbruch des römischen Reiches an sich und um sich selbst erleben und ihre einzige Hoffnung nur noch auf das Reich Gottes setzen musste: ein gewaltiges „Dies irae“ der alten Zeit, aber auch ein hehres Alleluja der neuen Zeit durchzittern ihr Leben.

Literarischer Ratgeber, München.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

3008-

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BS543 .A2F65 C001
MODERNE BIBELFRAGEN EINSIEDELN



3 0311 00016 6491

WITHDRAWN

BS

32082

543

.A2F65 Fonck, Leopold

AUTHOR

MODERNE BIBELFRAGEN

TITLE

DATE DUE

~~12751~~
~~12751~~

~~12751~~



3 0311 00016 6491